

4 498

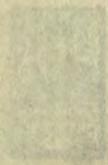
J. Max & Comp.

48542

Bibliothek der kaiserlichen Universität Wien

Einzelne Exemplare zu verkaufen
im Buchhandlungsgeschäft

Admiral Perry



Bibliothek denkwürdiger Reisen

**Erzählungen über berühmte Reisen
aus der Feder von Teilnehmern**

Herausgegeben in Verbindung mit

Wirkl. Geh. Rat M. von Brandt, Exzellenz, Weimar, Professor
Dr. Siegmund Günther, München, Professor Dr. Eugen Ober-
hammer, Wien, Professor Dr. Siegfried Passarge, Hamburg,
Hofrat Professor Dr. Franz von Wieser, Innsbruck

von

Dr. Ernst Schultze

2. Band



Hamburg
Gutenberg-Verlag
Gesellschaft mit beschränkter Haftung
1910

Die Erschließung Japans

Erinnerungen des Admirals Perry
von der Fahrt der amerikanischen Flotte 1853/54

Bearbeitet von
Privatdozent Dr. A. Wirth, München
und Dr. Adolf Dirr, Tiflis

Mit 6 Vollbildern

1.—3. Tausend



Hamburg
Gutenberg-Verlag
Gesellschaft mit beschränkter Haftung
1910

*Japans
Wyr. k. k.*

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5165982

Alle Rechte
vom Verlag
vorbehalten

Buchschmuck-Leisten von
Hubert Wilm und Professor
Ernst Liebermann, München



4498

Druck von C. Grumbach in Leipzig

N-4493539 NH-64624/TMK

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Inhaltsverzeichnis	5
Verzeichnis der Bilder	7
Vorrede der Übersetzer Dr. A. Wirth, München, und Dr. A. Dirr, Tiflis, und Einleitung zu den Er- innerungen des Admirals Perry	9
Die Erschließung Japans. Erinnerungen des Admirals Perry	31
1. Kapitel: Vorbereitung zur Expedition	33
2. Kapitel: Abreise. Bis St. Helena	41
3. Kapitel: Vom Kap bis Kanton	57
4. Kapitel: Die Taiping	62
5. Kapitel: Ankunft auf den Liukiu	68
6. Kapitel: Erforschung der Liukiu	82
7. Kapitel: Besuch bei dem Regenten	97
8. Kapitel: Die Bonin-Inseln	106
9. Kapitel: Nach Japan	109
10. Kapitel: Der Besuch des Gouverneurs von Uraga	118
11. Kapitel: Wieder auf den Liukiu	138
12. Kapitel: Vor Kanton. Macao	155
13. Kapitel: Zum vierten Mal auf den Liukiu	167
14. Kapitel: Besuch der Bucht von Jeddo. Zusammenkunft mit Prinz Hayashi	182
15. Kapitel: Verhandlungen. Austausch von Geschenken	210
16. Kapitel: Fahrt nach Simoda. Japanische Sitten und Unsitten. Fahrt nach Ohoshima. Kleine Abenteuer	264
17. Kapitel: Hakodate. Volkskultur	308
18. Kapitel: Abschied von Jesso	344
19. Kapitel: Schluss	368

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Blätter

Verzeichnis der Lieder des Herrn Dr. A. W. Müller

Dr. A. W. Müller, eine Festschrift zu seinem

hundertsten Geburtstag

Das Lied des Herrn Dr. Müller

1. Das Lied des Herrn Dr. Müller

2. Das Lied des Herrn Dr. Müller

3. Das Lied des Herrn Dr. Müller

4. Das Lied des Herrn Dr. Müller

5. Das Lied des Herrn Dr. Müller

6. Das Lied des Herrn Dr. Müller

7. Das Lied des Herrn Dr. Müller

8. Das Lied des Herrn Dr. Müller

9. Das Lied des Herrn Dr. Müller

10. Das Lied des Herrn Dr. Müller

11. Das Lied des Herrn Dr. Müller

12. Das Lied des Herrn Dr. Müller

13. Das Lied des Herrn Dr. Müller

14. Das Lied des Herrn Dr. Müller

15. Das Lied des Herrn Dr. Müller

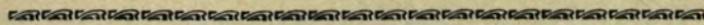
16. Das Lied des Herrn Dr. Müller

17. Das Lied des Herrn Dr. Müller

18. Das Lied des Herrn Dr. Müller

19. Das Lied des Herrn Dr. Müller

20. Das Lied des Herrn Dr. Müller



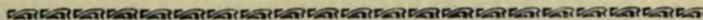
Verzeichnis der Bilder



1. Admiral Matthew Calbraith Perry. Nach einem Porträt, hinter S.	32
2. Holländer in japanischer Darstellung	„ „ 80
3. Fürst von Idzu	„ „ 128
4. Amerikaner in japanischer Darstellung	„ „ 224
5. Japanische Ringer	„ „ 240
6. Japanische Familie	„ „ 272



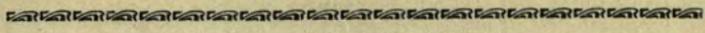
Die Bilder 2, 4 und 6 sind gleichzeitigen japanischen Originalwerken,
Bild 3 der amerikanischen Original-Ausgabe der Perryschen Berichte
entnommen,
Bild 5 nach einer Naturaufnahme wiedergegeben.



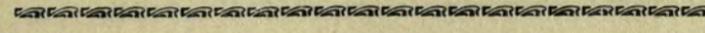
Verzeichnis der Bücher

1	Die Kunst der Buchführung
2	Die Kunst der Buchführung
3	Die Kunst der Buchführung
4	Die Kunst der Buchführung
5	Die Kunst der Buchführung
6	Die Kunst der Buchführung
7	Die Kunst der Buchführung
8	Die Kunst der Buchführung
9	Die Kunst der Buchführung
10	Die Kunst der Buchführung

Die Kunst der Buchführung ist eine Wissenschaft, die sich mit der Aufzeichnung und der Darstellung der Geschäftsvorfälle eines Unternehmens beschäftigt. Sie ist eine der Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre und hat eine lange Geschichte. In der Vergangenheit wurde die Buchführung hauptsächlich für die Kontrolle der Vermögenswerte und die Ermittlung der Gewinne genutzt. Heute hat sie sich zu einem wichtigen Instrument für die Entscheidungsfindung in Unternehmen entwickelt.



Vorrede der Übersetzer
und
Einleitung zu den Erinnerungen
des Admirals Perry



Vorrede der Uebersetzer
und
Einführung zu den Erinnerungen
des Admirals Perry

Vorrede der Übersetzer

Der Zusammenprall der weißen und der gelben Welt ist das Hauptereignis der Gegenwart. Die japanische Gefahr ist die vornehmste Sorge der Zukunft. Jedes Dokument über die Erschließung Ostasiens ist daher nicht nur von weltgeschichtlichem Wert, sondern auch wichtig für die Weltpolitik von heute.

Zuerst hatten die Portugiesen, dann die Spanier den Versuch gemacht, in Japan Fuß zu fassen. Der Erfolg war die Abschließung des Inselreichs gegen außen. Nur die Holländer durften „wie Frösche in einem Brunnen“ auf dem Inselchen Deshima bei Nagasaki hausen und konnten alljährlich ein Schiff von Java nach Nagasaki abfertigen, durften aber sonst nichts von Japan sehen, geschweige denn, sich in seine Verhältnisse einmischen.

Gegen 1800, als eine frische Kolonisationsbegeisterung erwacht war, besetzten die Russen die Inseln des Behringsmeeres und schickten sich an, Alaska und Nordkalifornien zu besiedeln. Im Zusammenhang damit, trachteten sie danach, mit Japan Handel zu beginnen. Mehrere Versuche wurden unternommen, hatten aber kein dauerndes Ergebnis. Im Jahre 1846 wollte der Kommodore Biddle Japan erschließen; wiederum ohne Erfolg. Nun mußte aber China nach dem Opiumkriege den Mächten Konzessionen einräumen. Das wirkte auf die Stellung Japans hinüber. Rußland, Frankreich, England dachten an eine gewaltsame Eröffnung des Inselreiches. Da unterzog sich Nordamerika der Aufgabe, um sie friedlich zu lösen. Admiral Perry ward 1853 in die ostasiatischen Gewässer entsandt, um gedeihliche Beziehungen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten anzubahnen.

Den Bericht von seiner Fahrt, von den geographischen und politischen Verhältnissen der geschauten Länder, von

den Verhandlungen, die mit den fremden Behörden zu führen waren, hat nicht Admiral Perry selbst geschrieben. Verschiedene Offiziere, und anscheinend auch Ingenieure, die mit Perry waren, dazu der in Hongkong aufgenommene Weltreisende Bayard Taylor, haben über eine Menge einzelner Fragen und Vorkommnisse amtliche Denkschriften verfaßt. Diese übergab der Admiral seinem Freunde Hawks, der die Berichte zusammenstellte, sie vielleicht stilistisch verbesserte, jedenfalls Unrichtiges ausschied, kurz: redigierte. Die Übersetzer haben ihrerseits vieles weggelassen und gelegentlich den Amtsstil, der vor 50 Jahren noch umständlicher und schwerfälliger als heute war, einigermaßen gemodelt, ihn leichter geschürzt. Ausgelassen ist insbesondere zum großen Teil die sehr lange Einleitung der ganzen Kompilation. Zwar ist gerade dieser historische Überblick über die bisherigen Beziehungen Japans zu Europa und über die damalige Lage im Sonnenaufgangslande äußerst wertvoll, allein diese Einleitung hat doch lediglich gelehrten und gar keinen Memoirencharakter. So wurde nur einiges wiedergegeben, das persönlichen Reiz bietet. Weggelassen sind weiter die meisten amtlichen Briefstücke, die selten Neues enthalten. Im ganzen ist ein gutes Drittel des Originals ausgeschaltet.

Ich habe geschwankt, ob ich die langwierigen Vorbereitungen und die umständlichen Verhaltensmaßregeln Perrys wirklich bringen sollte. Ich denke aber, daß es, im Hinblick auf so manche neuere Expeditionen, wie z. B. von Karl Peters, nicht ohne Reiz ist, zu beobachten, daß auch sonst epochemachende Unternehmungen, und selbst solche, die auf alle Weise von der Regierung begünstigt waren, mit langem Aufschub und anderen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Das Verhalten des Kommodore gegenüber Gelehrten und Privatmitteilungen erinnert in so mancher Beziehung an Vorfälle des Boxerkrieges.

München und Tiflis.

Dr. A. Wirth.
Dr. Adolf Dirr.



„Einem Engländer verdanken die Holländer ihre Einführung in Japan. Nachdem der Papst die westliche und fast die halbe östliche Hemisphäre den Spaniern und Portugiesen zuerteilt hatte, wollten diese Nationen keinem anderen Volk einen Anteil am Handel gönnen. Sie kaperten, wo sie nur konnten, fremde Kaufahrtschiffe, die sie innerhalb der Grenzen der päpstlichen Zuwendung fanden, konfiszierten die Ladung und behandelten die Mannschaft wie Seeräuber und Schmuggler.

Die Holländer und Engländer, die weder Respekt vor des Papstes Geographie hatten, noch sich seinem religiösen Zepter beugten, wollten nichts davon wissen, daß ihm die ganze Erde gehöre. Sie verglichen ihn mit dem Satan selbst, der Christus ganze Königreiche anbot, die er nicht besaß. Da aber Spanien und Portugal sich nicht so sehr auf den Machtspruch des heiligen Vaters, als auf Pulver und Blei verließen, so rüsteten auch die Holländer und die Engländer ihre Kaufahrtschiffe kriegerisch aus, und entsandten sie gewöhnlich in größeren Geschwadern. Sie hielten es für ihre religiöse Pflicht, die sie denn auch gewissenhaft erfüllten, alle spanischen und portugiesischen Schiffe, deren sie habhaft werden konnten, zu nehmen und zu plündern, die Küsten der überseeischen spanischen und portugiesischen Besitzungen anzufahren und die dortigen Städte und Dörfer zu verbrennen.

Es war in den letzten Jahren der Regierung der Königin Elisabeth, als die Holländer sich in Japan festsetzten. Eine Flotte von fünf Segeln unter Jaques Mohul fuhr aus dem Texel am 25. Juli 1598. Sie wurde von der Holländisch-Indischen Gesellschaft ausgesandt, und an Bord des Admiralschiffes befand sich ein Engländer, William Adams, als Lootse.

Adams selbst gibt uns seine Geschichte wieder mit rührender Einfachheit; sie ist aufbewahrt unter den Papieren eines alten Sammlers, des würdigen alten Purchas. Adams erzählt uns wie folgt:

„Euer Gnaden gebe ich kund, daß ich aus Kent stamme, in Gillingham geboren, welche Stadt zwei englische Meilen von Rochester entfernt liegt, und eine Meile von Chatham, wo die Schiffe der Königin liegen.“ Dann erwähnt er, daß er den Seemannsberuf

regelrecht gelernt hat, und dazu erzogen worden ist. Dann fährt er fort: „Ich habe auf Ihrer Majestät Schiffen als Bootmannsmaat und Lootse gedient und ungefähr 11 oder 12 Jahre bei der Gesellschaft der levantinischen Kaufleute gedient, bis der indische Handel von Holland¹⁾ anfang. Ich wünschte in diesem indischen Handel etwas Erfahrung zu sammeln mit dem geringen Verstande, den Gott mir gegeben. Ich ließ mich im Jahre unseres Herrn 1598 als Hauptlootse bei einer holländischen Flotte von fünf Seglern anheuern.“

Aber aus der „kleinen Erfahrung“ unseres englischen Lootsen wurde eine lange und traurige Geschichte. Es brach Krankheit auf den Schiffen aus; der Admiral und sehr viele der Seeleute starben. Sie erreichten nach vielen Widerwärtigkeiten die Magelhaenstraße im April 1599 und wurden, nicht durch die Schuld Adams, sondern durch die Torheit des Befehlshabers gezwungen, in der Magelhaenstraße zu überwintern, und mußten da ungefähr 6 Monate bleiben, bis ihre Vorräte erschöpft waren und bereits einige von der Mannschaft Hungers gestorben waren. Zuletzt, nachdem sie in den Stillen Ozean gelangt waren, zerstreuten Stürme die Flotte, einige Schiffe verloren sich, andere wurden geraubt. Die Eingeborenen auf den Inseln, wo sie landeten, um Wasser und Lebensmittel zu holen, lagen mehr als einmal im Hinterhalt und mordeten die Leute; zuletzt, nach langem Leiden, wurde auf Adams Rat beschlossen, nach Japan zu gehen. Von allen fünf Schiffen, die Holland so stolz verlassen hatten, war nur noch das eine übriggeblieben, auf dem Adams Lotse war. Er blieb aber mannhaft und tapferen Herzens, und sah endlich, am 11. April 1600, die Steilküste von Japan, in der Provinz Bungo²⁾. Am 12. warf man Anker. Von der ganzen Schiffsgesellschaft waren nur noch fünf Mann geblieben, die ihre Pflicht erfüllen konnten. Sie wurden gastfrei aufgenommen; Soldaten wurden an Bord beordert, um zu verhindern, daß die Waren gestohlen würden; für die Kranken wurde ein Haus eingerichtet und für ihre körperlichen Bedürfnisse durch den Fürsten von Bungo gesorgt, welcher dem Kaiser von der Ankunft der Fremden Bericht erstattet hatte.

Es wird in Erinnerung sein, daß die Portugiesen sich schon in Japan festgesetzt hatten³⁾. Eins ihrer Handelsdepots war Naga-

¹⁾ De oostindische Maatschappy, 1598 gegründet.

²⁾ Im Nordosten von Kiuschu, der südlichsten Hauptinsel des japanischen Archipels.

³⁾ Seit dem Jahre 1542. Früher glaubte man, daß Mendez Pinto damals Japan entdeckt habe, aber durch die Forschungen des Pfarrers Haas ist diese Meinung erschüttert worden.

saki. Fünf oder sechs Tage nach Ankunft der Holländer kam von dort ein portugiesischer Jesuit mit einigen seiner Landsleute und einigen japanischen Christen. Die ersteren denunzierten sofort die Holländer als Seeräuber, indem sie in Abrede stellten, daß sie zu Handelszwecken gekommen seien, obgleich das Schiff eine volle Ladung von Handelsartikeln an Bord hatte. Dies verursachte ein Vorurteil gegen sie im Gemüt der Japaner, und die armen Holländer lebten in der stündlichen Erwartung ihres Todesurteils. Dieser Ausgang der Dinge wäre den Portugiesen sehr lieb gewesen, denn sie hatten einen doppelten Haß auf die Holländer: erstlich weil es Ketzer waren, und dann, weil die Portugiesen gern allein Handel treiben wollten. Nachdem jedoch der Fall dem Kaiser unterbreitet worden war¹⁾, befahl dieser, daß Adams und einer der Matrosen vor ihn kommen möchten. Adams ging hin, und gab eine interessante Beschreibung der Unterredung mit dem Kaiser, welche mittelst eines portugiesischen Dolmetschs vor sich ging. Im Laufe des Gesprächs bot sich Adams Gelegenheit, dem Kaiser Proben seiner Waren vorzulegen, auch die Bitte anzubringen, ihm und den Seinen Handelsfreiheit zu gewähren, ähnlich wie den Portugiesen. Die Antwort hierauf erfolgte japanisch, so daß sie Adams nicht verstand, der hierauf wieder ins Gefängnis abgeführt wurde; aber es scheint, als wenn auf seine Bequemlichkeit wohl Rücksicht genommen worden wäre. Er blieb 41 Tage im Gefängnis, in welcher Zeit, wie er später wahrnahm, die Jesuiten, sowie die portugiesischen Kaufleute²⁾ keine Anstrengungen scheuten, den Kaiser dahin zu bringen, die ganze Besatzung des holländischen Schiffes als Seeräuber hinrichten zu lassen. Zuletzt antwortete der Kaiser ebenso gerecht wie verständig: die Holländer hätten weder ihm noch einem seiner Untertanen etwas zu Leide getan, deshalb hätte er kein Recht, ihnen das Leben zu nehmen; auch könnte er keinen hinreichenden Grund für solche Härte, wie sie wünschten, in der Tatsache finden, daß Krieg herrsche zwischen Portugal und Holland: das ginge ihn nichts an.

Zuletzt ließ er Adams wieder vor sich kommen und stellte viele Fragen an ihn. Dann fragte er Adams, ob es ihm lieb sein würde, auf sein Schiff zu gehen und seine Gefährten wiederzusehen? Nachdem dies bejaht worden war, ließ er ihn gehen. Dies war die erste Nachricht, die Adams von seinem Schiff er-

¹⁾ Dem kürzlich zur Herrschaft gelangten Shogun Iyeyasu.

²⁾ Residents. Noch heute heißt jeder ansässige Weiße in Ostasien im Kolonialenglisch so, was nicht mit dem Würdenträger Resident zu verwechseln ist, der eine Mittelstellung zwischen Konsul und Gesandten einnimmt.

hielt¹⁾: daß es auf Befehl des Kaisers nach Osaka gebracht worden war, sowie daß seine Gefährten noch am Leben waren. Nun wurde die Schiffsladung gelöscht, und das Fahrzeug wurde nach einer Bucht in der Nähe von Jeddo²⁾ gebracht; dorthin hatte sich nämlich der Kaiser begeben. Für die ganze Schiffsmannschaft aber wurde nun auf Kosten der Regierung freigebig gesorgt. Nun wollten die Holländer gern wieder ihr Schiff nehmen und abreisen, doch der Kaiser willigte nicht darein. Nach Ablauf von zwei Jahren, in denen Adams und seine Begleiter sich frei und ungehindert unter den Japanern bewegt hatten, wurde ihnen eröffnet, sie würden ihr Schiff nie wiederbekommen, sondern sie müßten sich darein ergeben, glücklich und friedlich in Japan zu leben bis ans Ende ihrer Tage. Hierauf zog jeder Holländer wohin er wollte in Japan, und lebte beschaulich von dem täglichen Kostgeld, welches der Kaiser ihnen ausgesetzt hatte.

Adams jedoch blieb am Hofe und machte sich viele Freunde durch seine Offenherzigkeit und guten Eigenschaften und stieg immer höher in der Achtung des Kaisers, bis er eine hohe Ehrenstellung erreicht hatte. Er lehrte Sr. Majestät die Grundzüge der Mathematik und baute zwei Schiffe für den Kaiser.

Dies alles verließ ihm großen Einfluß, daß sogar die Jesuiten und die Portugiesen, welche die Gunst des Kaisers allmählich eingebüßt hatten, froh waren, wenn sie sich seiner freundlichen Vermittlung bedienen durften.

Im Jahre 1609 kamen zwei holländische Kriegsschiffe nach Japan. Ihr Zweck war, das große portugiesische Kauffahrteischiff (Carrak³⁾ im Text) zu kapern, das alljährlich eine Handelsreise von Makar nach Japan machte. Sie kamen jedoch einige Tage zu spät, und so landeten sie in Firando⁴⁾, und die Kapitäne begaben sich von da aus an den Hof des Kaisers von Japan.

¹⁾ Als der Übersetzer im Lager Katsuras, Frühling 1895, weilte, und fast täglich mit dem General sprach, hörte er von der Dazwischenkunft von Shimonoseki erst drei Wochen, nachdem schon längst alle Zeitungen davon berichtet hatten. Die Japaner sind neben Buren und Indianern das verschwiegenste Volk der Erde.

²⁾ Seit dem Einzuge des Mikado 1868 To-kio, „östliche Residenz“, genannt.

³⁾ Carrak, möglicherweise mit dem mitteldeutschen Schelch verwandt. Albanesisch heißt ein Boot šerk.

⁴⁾ Stadt und Insel Hirado an der Nordwestküste Kiuschus. H. und F. oder gewöhnlicher B., wie in Hito-Bito, Leute und Hana, bana, Blume, wechselt oft im Japanischen. Die Nasalierung

Da William Adams eine Hauptperson bei Hofe war, wurden sie freundlich empfangen und erhielten einen Freipaß vom Kaiser und die Erlaubnis für ihre Nation, jedes Jahr ein oder zwei Schiffe zu Handelszwecken senden zu dürfen. Dies war der Anfang des holländischen Handels mit Japan.

Wir haben bereits gesagt, daß Adams zu hoher Ehrenstellung emporstieg. Er selbst beschreibt seine Lage folgendermaßen:

„Da ich im Dienste des Kaisers stehe, hat er mir ein Einkommen gegeben wie das eines Lords in England, außerdem 80 oder 90 Bauern, die meine Diener und Sklaven sind. Nie war früher etwas Ähnliches erhört. So hat Gott für mich nach meinem Elende gesorgt. Ihm sei Dank in Ewigkeit. Amen.“

Aber bei all diesem äußeren Glück hatte der arme Adams eine Herzenswunde, die nicht in Japan geheilt werden konnte. Er hatte in England ein junges Weib und zwei Kinder zurückgelassen, die er zärtlich liebte. Einige der rührendsten Stellen, die er geschrieben, sind die, welche von seiner Familie handeln, worin er die schreckliche Furcht ausspricht, sie vielleicht nie wiederzusehen. In diesen Stellen sind solch ehrliche natürliche Ergüsse eines treuen Herzens, daß niemand es lesen kann, ohne die größte Teilnahme zu empfinden. Ja, Adams hatte recht, der Kaiser ließ ihn nicht gehen. Und auch wenn die Erlaubnis dazu erteilt worden wäre — wie sollte Adams wieder wegkommen? Ihm blieben ja nur die portugiesischen Schiffe als die einzigen Verbindungslinien mit der Außenwelt, und die konnte er nicht benutzen. Nach vielen erfolgreichen Unterhandlungen für die Holländer aber belebten sich Adams' Hoffnungen von neuem. Er dachte, daß es Gott gefallen würde, ihm auf einem dieser Schiffe einen Weg zur Rückkehr nach England zu bahnen. Aber obwohl traurigen Herzens, verlor er doch nie seine Selbstbeherrschung und Klugheit. Er überlegte, daß, wenn auch er selbst nicht imstande sein würde, heimzukommen, so könnte er wenigstens seine geliebte Familie wissen lassen, wo er wäre, und sie seiner nie erlöschenden Liebe versichern. Er erfuhr von dem holländischen Schiffe, welches 1611 ankam, zum ersten Male, daß seine Landsleute, die Engländer, beträchtlichen Handel in Ostindien trieben, und daß sie kleine Anfänge zu Faktoreien an der Malabarküste¹⁾ gemacht hätten. Er wußte ja natürlich nicht, wer von seinen

ist wie bei dem vulgären Funji für Fuji-yama oder bei dem Soldatendeutsch Konkarde.

¹⁾ Schon 1601 kam ein Engländer „hat in hand“ an den Hof des Großmogul; seitdem begannen englische Niederlassungen in Surate und sonst.

Landsleuten dort oder anderwärts im Osten sein könnte; aber wer sie auch sein mochten, sie waren Engländer, und durch sie könnte er die traurige Geschichte der dreizehn langen Jahre der Trennung von Haus und Weib und Kind nach England gelangen lassen. Er schrieb demgemäß zwei Briefe, einer an seine Frau gerichtet, der andere enthielt folgendes:

„An meine unbekanntenen Freunde und Landsleute!

Ich bitte Euch herzlich, daß dieser Brief oder eine Abschrift oder Nachricht davon durch Eure gütige Vermittlung eines Tages an einen meiner Bekannten in Limehouse oder nach Kent in Gillingham bei Rochester gelangen möge.“ Der letzte Satz war: „So bin ich gezwungen, in der Hoffnung zu schreiben, daß durch das eine oder andere Mittel ich von meiner Frau oder meinen Kindern hören möchte; ich bleibe in Geduld, bis es Gott dem Allmächtigen gefallen möge. Ich bitte alle, die dies lesen, es meine guten Freunde wissen zu lassen, so daß meine Frau und meine Kinder von mir hören, wodurch ich hoffentlich in die Lage komme, noch vor meinem Tode Nachricht von Weib und Kindern zu erhalten. Möge Gott mir dies gewähren, ihm zur Ehre und mir zum Troste. Amen.

Geschrieben in Japan den 22. Oktober 1611 von Eurem unwürdigen Freunde, der Euch in allem dienen will, wie er nur kann

William Adams.“

In beiden Briefen erzählt Adams die Hauptereignisse, welche er erlebt, seit er den Texel verlassen. Aus diesem Briefe haben wir die vorstehend erzählten Tatsachen berichtet. Die Briefe erreichten zwar England; doch können wir nicht sagen, ob sie Adams' Frau und Kinder noch lebend antrafen, noch ob Adams je von ihnen gehört hat. Auf sich selbst hätte er mit Wehmut die Worte des Dichters anwenden können:

„Weder Weib noch Kinder wird er wiedersehen,
Weder Freunde noch das heilige Heim!“

Adams starb in Firando in Japan um 1620, nach zwanzig-jährigem Aufenthalte dort. Wir haben uns länger bei seinem Schicksal und seiner Person aufgehalten, nicht nur wegen des wehmütigen Interesses, das es einflößt, sondern weil, wenn wir von den Taten seiner Landsleute in Japan sprechen, seine Briefe erwähnt werden müssen. Nun weiter in der Geschichte des holländischen Handels! Die erste Faktorei der Holländer war in Firando. Sie war aber von geringem Umfang. Die der

Portugiesen war in Nagasaki auf der Insel Decima¹⁾, welche jetzt von den Holländern eingenommen ist. Die Nebenbuhlerschaft beider war natürlich sehr groß, und jede Nation suchte der anderen so viel wie möglich bei den japanischen Behörden Abbruch zu tun.

Ehe das Jahr 1639 zu Ende ging, wurden die Portugiesen ganz aus dem Lande gejagt, und dann geschah etwas von seiten der Holländer in Japan, was zu klar bewiesen ist, um es zu leugnen, und zu böse und infam, um Bemänglung zu gestatten. Es war nichts anderes als kaltherziger Mord, durch das niedrige Motiv der Habsucht eingegeben. Die Tatsachen waren folgende:

Obwohl keine portugiesischen Christen in Japan blieben, so waren doch die japanischen Christen nicht alle ausgerottet. Diese armen, ihrer europäischen Lehrer beraubten Geschöpfe beharrten in ihrem Glauben, obwohl sie mit Gefängnis, Folter und Tod bedroht wurden. Die Unterdrückung brachte sie zu offener Rebellion und sie nahmen ihre Zuflucht in einem Aufstande gegen die kaiserliche Macht in Simabara.

Die japanische Regierung rief die Holländer zu Hilfe um Krieg gegen diese Christen zu führen, und die Holländer ließen sich darauf ein. Kockebecker war damals das Oberhaupt der Holländer in Japan. Die eingeborenen Christen hatten sich in eine alte Stadt verschant, welche die Truppen des Kaisers nicht einnehmen konnten.

Ein holländisches Schiff lag nun vor Firando. Auf diesem gelangte Kockebecker nach Simabara und beschoß die alte Stadt mit Schiffskanonen von einer Batterie aus, die er am Ufer errichtet hatte. Nach 14 Tagen entließen die Japaner den holländischen Direktor, denn obgleich die Christen sich noch nicht ergeben hatten, waren ihnen doch so viele Verluste beigebracht worden, daß es auf der Hand lag, daß sich die Stadt nicht mehr lange halten konnte. Darum wurde der Direktor entlassen, nachdem die Japaner von ihm verlangt hatten, daß er ihnen noch sechs Kanonen ans Land geben sollte. Nun wurde die Stadt eingenommen, nachdem eine große Menge der Belagerten durch Hunger umgekommen war, und ein wahres Blutbad, dem Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied zum Opfer fielen, folgte. Keiner wurde verschont.

Wir haben von dieser Sache gesprochen, als sei sie von den Holländern in Japan verübt; aber es erscheint ungerecht, jeden Holländer dafür verantwortlich machen zu wollen. Es waren

¹⁾ Richtiger: Deshima; das Eiland ist kaum einen halben Kilometer groß.

auch noch andere holländische Schiffe in Firando als das, welches zur Beschießung verwendet wurde; aber die Kommandeure dieser Schiffe, die wohl voraussahen, daß die Japaner Hilfe von ihnen verlangen würden, lichteten die Anker und gingen auf See, ehe die Anfrage kam und entzogen sich auf die Weise der Teilnahme und Mitschuld an dieser greulichen Bosheit. Unserer Meinung nach muß die Untat hauptsächlich dem holländischen Direktor zur Last gelegt werden; wir glauben, daß Herr Kockebecker mit voller Überlegung diese greuliche Hinschlachterei der Unschuldigen dem Verluste oder der Unterbrechung des holländischen Handels vorzog. Möge dem sein, wie ihm wolle: die Tatsache selbst wird von allen holländischen Schriftstellern zugegeben, von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zu dem Werke Fischers, das 1833 herauskam¹⁾.

Auch der alte Kämpfer, der als Arzt in holländischen Diensten, aber von Geburt ein Deutscher war, behauptete mit Bestimmtheit, daß die Holländer sich kriegsführend betätigt hätten.

Über das große Massengrab jener unglücklichen Christen von Simabara wurde auf kaiserlichen Befehl²⁾ die gottlose Inschrift gesetzt: So lange die Sonne die Erde erwärmen wird, soll kein Christ die Keckheit haben, nach Japan zu kommen! Und allen sei es kund, daß der spanische König selber³⁾ oder der Gott der Christen oder der große Gott aller⁴⁾, wenn er unseren Befehl mißachtet, mit seinem Kopfe dafür büßen soll.

Zuletzt erneuerte die Gesellschaft⁵⁾ im Jahre 1673 ihre Bemühungen, wieder nach Japan hineinzukommen. Sie hatte neue und erweiterte Vollmachten vom Könige erhalten, und hatte tatsächlich beinahe fürstliche Macht im Osten. Das Schiff, was jetzt entsendet wurde, hieß „die Wiederkehr“. Aufzeichnungen, noch heute unveröffentlicht, wurden von der Reise gemacht; Fraissinet erzählt, daß dieselben sich jetzt im Besitze der Familie Southwell zu London befinden. Er hat Einblick darin genommen, und übermittelt uns viele interessante Auszüge daraus, und be-

¹⁾ Über die ganze Angelegenheit von Simabara hat Dr. Rieß in den Mitteilungen der Deutsch-Ostasiatischen Gesellschaft eine ausführliche Monographie geschrieben. Sie ist aber nicht zu Gunsten der Holländer.

²⁾ Jetzt regierte Iyemitsu, der Enkel des großen Iyeyasu.

³⁾ Der also noch immer als der bedeutendste Herrscher Europas galt.

⁴⁾ God of all; was für eine buddhistische oder shintoistische oder gar okzidentalische Gottheit damit gemeint sei, ist unklar.

⁵⁾ Die englisch-ostindische.

merkt sehr richtig dabei, daß dieselben besonders dreierlei zeigen — die bemerkenswerte Umsicht der Japaner, ihren gewaltigen Widerwillen, Fremde ins Land zu lassen und mehr als alles dies, ihren großen Haß gegen die Portugiesen.

Wie bekannt, war Karl II. mit einer Prinzessin von Braganza vermählt, und stand somit dem portugiesischen Königshause nahe, und die Holländer hielten nicht damit zurück, dies den Japanern zu erzählen. Als sich nun ein englisches Schiff in den japanischen Gewässern zeigte, wurde es daraufhin mit ungewöhnlichem Mißtrauen begrüßt. Wir geben aus den Aufzeichnungen, oder richtiger, aus der französischen Übersetzung davon, einige Gespräche zwischen den Engländern und den japanischen Beamten wieder.

„Seid ihr Engländer?“

„Ja. Wir sind hier mit Erlaubnis unseres Souverains, des Königs von England, für die East Indian Company Handel zu treiben, und die Handelsbeziehungen wieder herzustellen, die unsere Völker vor fünfzig Jahren verbanden. Wir haben Urkunden von unserem König und von der Gesellschaft an Seine Majestät den Kaiser von Japan.“ Damit händigten sie dem Beamten eine Abschrift der vorerwähnten Handelsvorrechte ein. Sie war japanisch geschrieben.

Nun beauftragte der Gouverneur den Dolmetscher, die Frage zu stellen: ob England in friedlichen Beziehungen zu Portugal und Spanien stände; ob unser König schon lange mit der Tochter des Königs von Portugal verheiratet sei, und ob Kinder da wären? Was unsere Religion sei, und welche Art Waren wir führten?

Wir antworteten, daß wir zurzeit mit aller Welt in Frieden lebten, daß unser König elf Jahre verheiratet sei, daß die Königin keine Kinder habe, daß wir Christen, wie die Holländer, seien, aber keine Papisten. Die Ladung unseres Schiffes sei gemischt.

Beim nächsten Male sagte der Gouverneur: „Jetzt sind fünfzig Jahre verflossen, seit die Engländer hier waren, wir möchten den Grund eurer langen Abwesenheit kennen lernen.“ — „Die Bürgerkriege, zwei Kriege mit Holland, und die Kosten und die lange Dauer der Reise.“ Dies schien einzuleuchten. Dann begann das Ausfragen wieder:

„Habt ihr jemand mit, der schon einmal hier war?“

„Keinen.“

„Ja, wie fandet ihr denn den Weg wieder?“

„An der Hand von Seekarten, die uns führten.“

„Welcher Religion gehören die Portugiesen an? Ist es nicht die römisch-katholische? Haben sie nicht das Bild einer Frau, die sie Santa Maria nennen, und eines Mannes, den sie Christus

heißen? Verehren sie nicht diese Bilder, und wieviel andere Heilige haben sie noch?“

„Diese Frage können wir nicht beantworten, denn wir kennen die katholische Religion nicht genau genug.“

„Was ist euer Glaube? Habt ihr auch solche Bilder wie die Portugiesen?“

„Nein. Wir sind evangelisch, ungefähr wie die Holländer. Wir richten unsere Gebete nur an den allmächtigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden, der alle Dinge mit seiner Gegenwart erfüllt. Wir machen uns kein Bildnis noch Gleichnis von ihm.“

„Könnt ihr mir sagen, wer Christus ist, und die heilige Maria?“

„Wir nennen Christus Gottes Sohn und letztere die Jungfrau Maria; doch beten wir die Jungfrau nicht an.“

„Wie verehren die Holländer Gott?“

„So wie wir.“

„Wie reden sie ihn an?“

„Sie nennen ihn Gott.“

„Und Christus?“

„Sie nennen ihn Christus.“

„Wie nennt ihr und die Holländer die Religion der Portugiesen?“

„Wir nennen sie die römisch-katholische.“

„Und wie ihre Anhänger?“

„Wir nennen sie Papisten oder Römisch-katholische.“

„Wie nennen euch die Portugiesen?“

„Ketzer.“

Wie gerade die britische Flagge geißt wurde, fragten sie: „Warum wird die Flagge heute geißt und gestern nicht?“

„Weil heute Sonntag ist.“

„Zu welcher Tageszeit betet ihr?“

„Jeden Morgen und jeden Abend.“

„Und wann beten die Holländer?“

„Auch morgens und abends.“

Unser St. Georgskreuz in der Fahne erregte den Wissensdurst der Japaner, und sie fragten, was das zu bedeuten habe?

„Das ist lediglich unser Unterscheidungsmerkmal. So ist unsere Flagge und die portugiesische sehr verschieden.“

„Waret ihr je unter spanischer oder portugiesischer Herrschaft?“

„Nie. Unser Souverain herrscht über drei große Staaten. Er ist mächtiger als der König von Portugal.“

„Und ihr habt euer Kreuz nicht von einer dieser Nationen?“

„Wir führen dieses Flaggenzeichen seit undenklichen Zeiten, mindestens seit sechs Jahrhunderten.“

Ungeachtet dieser Erklärungen rieten uns die japanischen Beamten, nicht als solche, sondern privatim, doch die Flagge mit dem Kreuz nicht zu hissen, da viele aus dem Volke sie für die portugiesische hielten. Zuletzt erhielten wir die Antwort des Kaisers wegen der Erneuerung unserer Handelsbeziehungen.

„Wir haben des Königs Brief erhalten und reiflich erwogen. Aber ihr könnt hier nicht Handel treiben, da euer König die Tochter des Königs von Portugal zur Frau hat. Das ist der einzige Grund unserer Weigerung. Der Kaiser befiehlt euch, abzureisen, und nicht wiederzukommen. Darum lichtet eure Segel, sobald günstiger Wind ist, in spätestens zwanzig Tagen müßt ihr fort sein.“

„Es ist unmöglich für uns jetzt abzureisen wegen der Winde.“

„Wieviel Zeit wollt ihr denn gewährt haben?“

„Fünfundvierzig Tage, bis dahin wird der Wind wohl günstig sein.“

Dann baten die Engländer, vorher ihre Ladung löschen zu dürfen.

„Der Kaiser verbietet es euch. Eure Beziehungen zu Portugal schaden euch sehr bei uns.“

Und so endigte der Versuch, den englischen Handel wieder zu beleben. Es mögen wohl andere Gründe wie die portugiesische Heirat maßgebend gewesen sein; aber die Hauptursache schien doch die Feindschaft der Holländer zu sein, die gegen uns operierten. Und das war die einmütige Meinung der ganzen Besatzung der „Wiederkehr“.

Mehr als ein Jahrhundert verfloß, ehe England einen anderen Versuch machte. Es war im Jahre 1791, als der „Argonaut“ mit Pelzwerk vom nördlichen Amerika nach Japan kam, dort Handel zu treiben. Wie das Schiff ankam, wurde es wie gewöhnlich von Booten umringt und der Verkehr mit dem Lande verboten. Alles was erlangt wurde, war Holz und Wasser, und so fuhr der „Argonaut“ wieder ab.

Auch ein Versuch des „Frederik“ im Jahre 1803 verlief ebenso.

Die Russen.

Die Versuche der Russen, in Japan festen Fuß zu fassen, begannen am Ende des vorigen Jahrhunderts. Man weiß, daß ihr ostasiatisches Gebiet im Süden an Japan stieß. Die Russen verfolgten ihre Politik ganz in der Stille; es dünkte ihnen vorteil-

haft, die Verbindung ihrer asiatischen und europäischen Besitzung so viel als möglich, zu vervollständigen. Mit Korea, Japan und den Aleuten wären ihre Ausdehnungen nicht nur auf die östliche Halbkugel beschränkt gewesen. Mit Häfen an den Küsten Ostasiens und Südamerikas mochten sie wohl eine große Seemacht bekommen, den Pazifik beherrschen können, und reichen Handel treiben können. Es ist also nicht nur der Handel, der Rußlands Augen auf Japan richtete, sondern vor allem dessen strategische Bedeutung. Vor siebzehn oder achtzehn Jahren strandete ein japanisches Schiff an der Küste der Rußland gehörigen Aleuten. Die Mannschaft wurde gerettet und in einen russischen Hafen gebracht. Aber statt daß sie heimgesendet wurden, hielt man sie zehn Jahre in Rußland fest. Der Grund war ohne Zweifel, von ihnen Japanisch zu lernen. Die Kaiserin Katharina befahl schließlich dem Gouverneur von Sibirien, die Schiffbrüchigen heimzusenden und dabei Beziehungen anzuknüpfen, die beiden Völkern zum Segen seien. Ein russischer Leutnant, namens Laxmann, wurde damit betraut, und im Herbst 1792 segelte er ab von Ochotsk in dem Transportschiff „Katharina“. Er überwinterte in einem Hafen der Nordküste Jessos, und ging im Sommer darauf um die Insel herum nach Hakodate. Die Japaner waren höflich, doch sie weigerten sich, ihre Landsleute wieder aufzunehmen und sagten zu Laxmann, das ginge gegen ihre Gesetze. Sie machten ihn auch darauf aufmerksam, daß er selbst und seine Mannschaft durch das Landen an irgendeinem Orte Japans, ausgenommen Nagasaki, sich ewiges Gefängnis zugezogen hätte, doch würden sie das japanische Gesetz diesmal nicht in Anwendung bringen wegen der Freundlichkeit der Russen gegen die Schiffbrüchigen und ihrer Unkenntnis japanischer Gesetze, im Falle Leutnant Laxmann verspräche, sofort abzureisen und nicht wiederzukommen, ausgenommen nach Nagasaki.

So verließ Laxmann Japan, und unter der Kaiserin Katharina wurde kein Versuch mehr gemacht. Ihr Großsohn, Kaiser Alexander, erneuerte 1804 die Versuche. Ein Regierungsschiff, befehligt von Krusenstern, wurde nach Nagasaki entsandt mit einem Gesandten, Resanoff, an Bord. Nach vielen Verhandlungen, zu denen sich Resanoff auch unschlauerweise des holländischen Residenten Doeff bediente, der natürlich heimlich alles tat, den Russen entgegenzuarbeiten, wurde Resanoff erlaubt, an Land zu gehen, bis die Antwort des Kaisers von Japan fertig sei. Ein altes Magazin wurde als Wohnung für ihn instand gesetzt. Zuletzt, als er nach Nagasaki gerufen wurde, des Kaisers Antwort zu vernehmen, war allen Eingeborenen verboten worden, sich zu zeigen, und so sah er nichts davon unterwegs. Wenn wir Resanoffs Bericht lesen,

so können wir uns nicht der Ansicht verschließen, daß bei aller Höflichkeit die Japaner den Gesandten nur hinhielten, und als 1805 endlich die Antwort eintraf, war sie barsch genug.

„Befehl des Kaisers von Japan an den russischen Gesandten.

Früher war unser Kaiserreich mit mehreren Nationen in Verbindung, doch sind wir auf Grund von Erfahrungen davon zurückgekommen. Es ist den Japanern nicht erlaubt, mit Fremden Handel zu treiben, noch den Fremden, Japan zu betreten.“ . . . „Was Rußland betrifft, so hatten wir nie Beziehungen zu ihm. Vor zehn Jahren sandtet Ihr Schiffbrüchige nach Matsmai und machtet uns Freundschafts- und Handelsanträge. Jetzt kommt Ihr nach Nagasaki, sie zu erneuern. Das zeigt, daß Rußland eine starke Neigung zu Japan hat. Seit langer Zeit schon brachen wir alle Beziehungen zum Ausland ab. Obgleich wir Frieden mit allen benachbarten Staaten wünschen, sind wir doch zu verschieden in Gebräuchen und Charakter, als daß wir Freundschaft mit ihnen machen könnten. Darum ist Eure Reise sowohl wie Eure Anstrengung umsonst.“ . . . „Jede Beziehung zwischen Euch und uns ist unmöglich, darum ist es mein kaiserlicher Wille, daß Eure Schiffe hinfort unsere Gewässer meiden.“

Resanoff fuhr ab, und die Japaner bezahlten alle Kosten des Aufenthalts der Gesandtschaft in Japan. Man versteht leicht, daß der gekränkte Russe sich zu rächen suchte. Er ging nach Kamschatka und veranlaßte zwei russische Seeoffiziere, Chwostoff und Davidoff, die dort gerade mit ihren zwei Kauffahrteischiffen lagen, die den Handel zwischen Nordamerika und Asien vermittelten, auf ihrer Tour Nordjapan zu berühren oder ihre Besitzungen. Resanoff selbst starb auf dem Wege nach Petersburg.

Die russischen Offiziere taten es und zwar landeten sie auf einer der südlichen Kurilen, die zu Japan gehörten. Die ganzen Kurilen gehörten einst zu Japan, aber die Russen hatten sich seitdem auf den nördlichen Inseln festgesetzt, und es war den Holländern sogar zweifelhaft, ob die Japaner auch nur davon Kenntnis hatten. Es sah den einheimischen Fürsten und ihren Spionen nicht unähnlich, es für rätlicher zu halten, den Verlust der Inseln an die Russen überhaupt geheimzuhalten, als es in Japan einzugestehen und sich einer Bestrafung auszusetzen. In dem Falle hätten sie lediglich das Schweigen der Regierungsspione erkaufen müssen. Die Inseln hatten auch nur geringen Wert, abgesehen von ihrer Lage. Es waren nur strategische Gründe, die dieselben den Russen begehrenswert machten. Jetzt landeten also die zwei russischen Offiziere auf den südlichen Kurilen und

ließen ihre Rache an den unschuldigen Eingeborenen aus, plünderten die Dörfer, töteten mehrere Einwohner und führten andere in ihren Schiffen gefangen fort. Dies alles passierte 1807.

Die Nachricht von diesen Ereignissen überraschte und ergrimmte den japanischen Hof und sie suchten durch die Holländer herauszubekommen, ob die Plünderer im Auftrag ihrer Regierung so gewütet hätten. Einige Zeit später, Mai 1811, wurde Kapitän Golownin von der russischen Marine eigens entsandt, um auffällig mit seiner Kriegsschaluppe „Diana“ nach den Kurilen zu gehen und sie kartographisch aufzunehmen. Es wurde aber im geheimen vermutet, daß er noch zu anderen Zwecken sich dort aufhielt, obwohl man es ihm nicht beweisen konnte, und das Verbot wurde verschärft, keine Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Als er nach der Insel Eeterpoo kam (Siebold nennt sie Ietrop), landete er dort. Er dachte dort nur Kurilen vorzufinden; doch stieß er auf viele japanische Offiziere und Soldaten, die ihn fragten, ob Rußland sie auch so behandeln wollten wie Chwostoff und Davidoff vor einigen Jahren eine andere Kurile? Hierauf hielt es Golownin für das schlauste, so rasch als möglich wieder weiterzugehen. Nun kam er zur Insel Kunaschier, von wo auf die Diana gefeuert wurde. Golownin, der zeigen wollte, daß seine Absichten friedlicher Natur seien, wurde durch japanische List dazu verleitet, mit nur einem Seekadett, vier russischen Matrosen und einem Kurilen-Dolmetscher auf Kunaschier an Land zu gehen. Alle wurden gefangen genommen und erlebten viele Abenteuer, die Golownin uns aufgezeichnet hat. Sie wurden lange gefangen gehalten zur Vergeltung der von Resanoff veranlaßten Greuelthaten, und die Japaner ließen sie erst dann wieder los, als sie sich überzeugt hatten, daß die früheren Beleidigungen nicht vom russischen Kaiser befohlen worden waren. Als Golownin freigelassen wurde, gab man ihm eine schriftliche Warnung an den Kaiser von Rußland mit, er möge die Unmöglichkeit einsehen, je in Handelsbeziehungen zu Japan zu treten. Die Gerechtigkeit verlangt hinzuzufügen, daß Golownin, trotz der Leiden, die er zu erdulden hatte und die einmal mit Gefangenschaft verbunden sind, uns ein leuchtendes Bild vom japanischen Charakter gibt.

Die Amerikaner.

Im Jahre 1831 strandete eine japanische Dschunke nahe der Mündung des Kolumbia. Die Schiffbrüchigen wurden nach Makao gebracht, wo die dortigen Japaner und Engländer sich ihrer annahmen. 1837 ging das amerikanische Kauffahrteischiff „Morrison“ unter dem sehr angesehenen Kaufmann King mit den Schiff-

brüchigen nach Japan. Sowohl in der Bucht von Jeddo als auch vor Kagoshima feuerte man auf das Schiff und zwang es zur Rückkehr.

Im Jahre 1846 sandte die Regierung der Vereinigten Staaten eine Expedition nach Japan unter Kommodore Biddle. Sie bestand aus den Schiffen „Kolumbus“ mit neunzig Kanonen und der Korvette „Vincennes“. In der Bay von Jeddo kamen nicht weniger als vierhundert Wachboote ans Schiff. Der Kaiser antwortete auf das Ersuchen, Handel treiben zu dürfen, nur ganz kurz: Mit keiner fremden Nation außer Holland kann Handel verstatet werden. Anfang 1849 hörte das amerikanische Geschwader, das in den chinesischen Gewässern kreuzte, über Batavia, daß sechzehn amerikanische Matrosen an der japanischen Küste Schiffbruch erlitten hätten und gefangen gehalten wurden. Der Kapitän zur See Glynn ging mit seinem Flaggschiff „Preble“ sofort nach Nagasaki. Die Sendung war durchweg erfolgreich. Das nächste Unternehmen war das Perrys.

* *
*

Noch ein Wort über die Ereignisse nach 1855.

In Washington war man zwar über die Erfolge Perrys hoch erfreut, wollte aber von seinen weitgehenden Plänen, namentlich einer Kolonisation Liukius und Formosas nichts wissen. Man war mit innerpolitischen Wirren beschäftigt, mit dem Kansasausgleich und anderen Sklavereifragen, die denn auch in der Folge den Bürgerkrieg heraufbeschworen. Immerhin war es der amerikanische Gesandte in Peking, Reed, der im Verein mit dem russischen Gesandten die Eröffnung des ersten formosanischen Hafens, Tai-wans, im Jahre 1858 durchsetzte. Einzelne Yankees spielten eine bedeutende Rolle auf der Seite der Taiping-Rebellen. Auch kam es wieder zu Reibereien mit den kaiserlich chinesischen Truppen. Als diese am 15. November 1857 einen amerikanischen Kutter, trotzdem derselbe das Sternenbanner aufhißte, heftig beschossen, antwortete der Kommodore Armstrong mit einem energischen Bombardement der feindlichen Befestigungen, welche bald mit ihrer ganzen Ausrüstung in seine Hände fielen und dann geschleift wurden. Damals erscholl das

Wort: „Blut ist dicker als Wasser!“ Die Union beteiligte sich 1863 an der Beschießung Kagoshimas, schickte aber später die erhaltene Entschädigung den Japanern zurück.

Im Jahre 1867 wollten die Amerikaner Korea eröffnen. Vergeblich.

Im selben Jahre erschien ein kleines amerikanisches Geschwader vor Takao in Südwestformosa, um den Tod einiger Yankeeeseeleute zu rächen. Mehrere Gefechte verliefen ohne sonderliches Ergebnis.

Fortwährend waren Amerikaner als diplomatische Berater, sowie auch als Seetruppenführer in Japan und China tätig. Bei der japanischen Expedition nach Formosa 1874 wirkte Legendre als diplomatischer Agent und bei den Truppentransporten Cassell und Wasson. Der Unionsgesandte Bingham legte gegen den Zug nach Formosa amtlichen Einspruch ein: es hieße das die Neutralität verletzen, wenn amerikanische Männer und Schiffe den Zug mitmachten¹⁾. Der Einspruch wurde jedoch nicht beachtet.

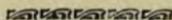
Im Jahre 1879 wurde der Expräsident Grant in Peking und Tokio mit den höchsten Ehren empfangen. Grant hat es ausdrücklich und klar ausgesprochen, daß das Ziel der Vereinigten Staaten sei oder sein müsse, gleich den beiden Americas so auch ganz Ostasien von Korea bis nach Singapur zu neutralisieren, und Grants Anhänger haben es stets tief bedauert, daß ihm nicht durch eine dritte Präsidentschaft Gelegenheit gegeben wurde, diesen seinen Lieblingswunsch zu verwirklichen. Schon fingen die Japaner an, ihre Söhne zum Studium nach Amerika zu schicken. Eine Gesandtschaft ging nach der Union, um die dortige Verfassung zu studieren, im Hinblick auf die auch in Japan beabsichtigte Einführung eines Parlamentes. Den Ratgebern des Mikado gefielen jedoch die nordamerikanischen Zustände nicht; sie hielten sich an das Vorbild

¹⁾ Lange und Senga: Geschichte Japans seit 1869. (Ostasiatische Studien des Orientalischen Seminars, Berlin) 1899, S. 37.

Preußens. Dagegen übte die Union einen starken demokratisierenden Einfluß auf die Hunderttausende von Japanern sowohl als auch Chinesen aus, die sich kürzere oder längere Zeit als Gärtner, Arbeiter, Händler und Studenten in Nordamerika aufhielten.

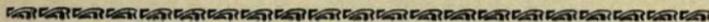
Als 1894 der Krieg zwischen Japan und China ausbrach, wurden beide Staaten von Amerikanern beraten, das Inselreich von Denison, das Land der Mitte von dem ehemaligen Minister Forster. Während der Boxerunruhen 1900 legte das Staatsdepartement in Washington großen Wert auf die Unversehrbarkeit Chinas. Die Union setzte sich dadurch in bewußten Gegensatz zu allen anderen Mächten, die damals eine Aufteilung Chinas anstrebten. Von der friedlichen Erschließung Japans durch Perry, über die Haltung des Staatsdepartementes im Jahre 1900 führt eine einzige Linie zu der heutigen Unionspolitik der offenen Tür in der Mandschurei.

Dagegen hat sich das Verhältnis zu dem ostasiatischen Inselstaate vollkommen verändert. Wohl können es die Yankees bereuen, den schlummernden Riesen Dai Nippon geweckt zu haben. Noch 1904 jubelten die Nordamerikaner: Japan schlägt unsere Schlachten! Aber schon im folgenden Jahre war Roosevelt eifrig darauf bedacht, Japan, das allzu rasch emporgekommen war und allzu entscheidend gesiegt hatte, wieder zu Boden zu drücken. Er vermittelte den Frieden von Plymouth, der die Mannen des Mikado ohne Kriegsentschädigung ließ. Wenig später, 1907, entstand bereits eine heftige Spannung zwischen der Union und dem Morgen Sonnenlande. Schon sprach man von Krieg. Im Dezember 1908 ging eine große Unionsflotte unter Segel, um in den ostasiatischen und australischen Gewässern zu demonstrieren. Durch die Einmischung in der Mandschurei im Januar 1910 verstärkte sich neuerdings die Spannung zwischen den beiden Weltstaaten.





Die Erschliessung Japans.
Erinnerungen
des Admirals Perry



Die Erziehung Japans.
Erinnerungen
des Admirals Perry



Bibliothek denkwürdiger Reisen

Band 2, Bild 1

Admiral Matthew Calbraith Perry



1. Kapitel

Vorbereitungen zur Expedition

Der Vertrag, welcher den Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko abschloß, übertrug den ersten das Territorium Kalifornien. Dessen Lage am Stillen Ozean war geeignet, den Gedanken an ein ausgedehntes Feld für kommerzielle Unternehmungen anzuregen. Unsere jetzige Ausdehnung von Ozean zu Ozean und unsre Lage zwischen Europa und Asien konnte uns denselben Namen eintragen, mit welchem China sich so gern nennt: das Reich der Mitte. Durch unseren Kontinent mußte eine der Hauptverkehrsstraßen der Erde gehen: der kürzeste Weg zwischen Ostasien und Westeuropa¹⁾. Und als bald nach der Besitzergreifung von Kalifornien dort Gold entdeckt wurde, war es ganz natürlich, daß diese Entdeckung das Land noch mehr hob. Direkter Handel von unserer Westküste mit Asien wurde ein Lieblingsgedanke; Dampfer und Mittel, Dampf herzustellen, waren dazu unerläßlich. Hierdurch entstanden Nachfragen nach der großen mineralischen Grundlage der Zivilisation, nach Kohlen. Wo konnte man ihrer habhaft werden auf dem langen Wege von Kalifornien nach Asien? Noch eine Frage entstand. Mit welchen von den entfernten Ostvölkern konnte man Handel

¹⁾ Bis zur Eröffnung der sibirischen Bahn, die seit 1906 die Post und einmal (1908) sogar deutsche, nach Peking bestimmte Soldaten beförderte, war die kanadische Bahn für Post und Passagiere die kürzeste Verbindung nach Yokohama und Schanghai. So ist die Vermutung Perrys, zumal Seetransport billiger ist als Landtransport, doch nicht erfüllt worden.

treiben? China war uns einigermaßen erschlossen. Aber daneben war eine Terra incognita in Japan, das einerseits die Neugierde anstachelte, anderseits durch seine Lage zu Handelsunternehmungen förmlich einlud. Zwar wußten wir nicht viel von seinen inneren Einrichtungen; wir wußten nur, daß es sich jahrhundertlang von der Welt abgesondert hatte und von Fremden nichts wissen wollte; daß nur eine europäische Nation²⁾ zum Handel zugelassen wurde, sowie daß die Bemühungen anderer um das gleiche Privilegium ohne Erfolg geblieben waren. Aber wir wußten auch, daß Japan Schätzbares produzierte, so daß es in Verbindung mit der übrigen Welt gebracht werden mußte. Ja, es wurde sogar kühnlich behauptet, Japan habe kein Recht, sich so von den Nationen abzuschließen, und man mußte es zu dem, was es nicht freiwillig tun wollte, mit Gewalt zwingen.

Es war wohl nur natürlich, daß unsere Marineoffiziere sich stark mit dem Gedanken beschäftigten, einen Verkehr mit Japan einzurichten.

Kommodore Perry beschäftigte sich im Verein mit seinen Berufsgenossen und Landsleuten mit besonderer Vorliebe mit diesem Gegenstand. Er wußte, daß es Gründe geben müsse für eine derartige freiwillige Isolierung eines ganzen Volkes, und er bemühte sich um eine richtige Geschichte der japanischen Vergangenheit. Er suchte alles was er konnte aus Büchern zusammen und fand, daß das japanische Ausschließungssystem nicht das Resultat einer Rassenanlage, sondern durch längst verflossene Ereignisse herbeigeführt war, ja, er entdeckte sogar die Ursache, die direkt dem entgegengesetzt war, was sich in der Geschichte als die natürliche Veranlagung und das ursprüngliche Temperament des japanischen Volkes erwiesen hatte. Sorgsam prüfte er die wiederholten Anstrengungen anderer Völker, die trennenden Schranken niederzureißen, und

²⁾ Die Holländer, denen die Insel Deschima bei Nagasaki angewiesen war.

glaubte, das Rätsel ihres Mißerfolges lösen zu können³⁾: besondere Umstände in der damaligen politischen Lage der Macht, welche Einlaß forderte; die Eifersucht verschiedener Staaten, die sich gegenseitig zu schädigen suchten; die Rücksichtslosigkeit, um nicht zu sagen Arroganz derer, denen die Mission anvertraut war, insofern diese ein tapferes Volk durch Drohungen zur Nachgiebigkeit zwingen wollten; ein Mißverstehen des wahren Charakters der Japaner, die sofort zwischen knechtischer Willfähigkeit und männlicher Versöhnlichkeit unterscheiden, einer Versöhnlichkeit, die sich auf die Grundsätze von Güte und Gerechtigkeit stützt, ohne sich jemals auch nur einen Augenblick zu Beleidigungen fortreiben zu lassen: alle diese Dinge glaubte er als Elemente des Mißerfolges in den bisherigen Erschließungsversuchen berücksichtigen zu müssen.

Nebenbei war noch ein besonderer Nachteil zu vermerken, unter dem die europäischen Staaten litten; Japan hatte nämlich seit vielen Jahren eine Menge von ihnen allen in Erfahrung gebracht. So hatte Portugal z. B. Landesverräter begünstigt und hatte sich dadurch gleich zu Anfang unverzeihlich bloßgestellt. England hatte zwar Fuß gefaßt, sich aber dann zurückgezogen; einer seiner Könige hatte eine portugiesische Prinzessin geheiratet, einer seiner Offiziere, Pellew, hatte nach Ansicht der Japaner eine freche Beleidigung in ihren Gewässern begangen. Rußland hatte von einigen japanischen Inseln Besitz ergriffen und hatte durch Befestigungspläne auf einem anektierten Territorium an der Mündung des Amur Verdacht erregt, während die Holländer sich zweihundert Jahre lang Zurücksetzung, Gefängnis und Beleidigung so ruhig hatten gefallen lassen, daß die Japaner ohne Frage europäische Fremde nach den Holländern beurteilten.

³⁾ Es wäre nur zu wünschen, daß unsere ausreisenden Kolonialbeamten sich eine gleiche historische Grundlage für ihre Tätigkeit verschafften.

Die Vereinigten Staaten hatten eine andere Stellung als alle die vorgenannten Mächte eingenommen. Sie waren niemals in unliebsame Berührung mit Japan gekommen. Die einzige Bemühung, die wir gemacht hatten, um freundliche Beziehungen zu eröffnen, bestand darin, zwei Schiffe unter Kommodore Biddle auszuschicken, der ungefähr acht oder zehn Tage unter Anker blieb, ohne etwas auszurichten, und dann ruhig abzog, als die Japaner es wünschten. Nach sorgfältiger Erwähnung kam Kommodore Perry zu der Überzeugung, daß es unter diesen Umständen eine günstige Gelegenheit sein würde, Handelsbeziehungen mit Japan einzugehen. Die Sache wurde mit der Regierung erörtert, und lange ehe sie öffentlich besprochen wurde, war die Expedition beschlossen. Zweifellos waren andere, und darunter hohe Würdenträger, derselben Überzeugung. Bereits waren Instruktionen an den Kommodore Aulick geschickt, welcher sich damals auf der ostindischen Station befand, er solle nach Japan gehen, und das Auswärtige Amt⁴⁾, das zurzeit unter der Leitung von Mr. Webster stand, ersuchte den Korvettenkapitän⁵⁾ Glynn, der auf der „Preble“ dem Inselreiche einen Besuch abgestattet hatte und der ebenfalls Freundschaft und Verkehr mit jenem Reiche empfahl, um Informationen über Japan. Wir glauben jedoch niemand unrecht zu tun, wenn wir sagen, daß die erste tatsächliche Initiative zur Tat von Kommodore Perry ausging⁶⁾. Auf jeden Fall war er es, welcher bei der Zurückberufung von Kommodore Aulick der Regierung der Vereinigten Staaten die Expedition formell vorschlug, die denn auch wirklich abgeschickt wurde.

Nachdem die Expedition beschlossen war, wurde das

4) Das ist tatsächlich die Bedeutung von „The State Department“, einem wenig anschaulichen Ausdruck, der noch jetzt im Schwange ist.

5) In der amerikanischen Nomenklatur „Commander“, während „Kommodore“ gleich unserm Vizeadmiral zu erachten ist.

6) Das ist im Grunde parteiisch, da ja der oben genannte Biddle ebenfalls zur Tat übergegangen ist.

Geschwader aus folgenden Schiffen zusammengesetzt: Der Dampfer Mississippi, der das Flaggschiff des Kommodore Perry während des Mexikanischen Krieges im Golf gewesen und verdienstermaßen sein Lieblingsschiff war, die Dampfer Princeton⁷⁾ und Alleghany⁸⁾, die Vermont⁹⁾, die Kreuzer Vandalia und Macedonia, das Dampfschiff Susquehanna¹⁰⁾ und die Kreuzer Saratoga¹¹⁾ und Plymouth¹²⁾. Letztere waren schon auf der ostindischen Station; sie sollten das Geschwader begleiten. Die bewaffneten Transportschiffe Supply, Lexington¹³⁾ und Southampton wurden ebenfalls zur Verfügung der Expedition gestellt. Der Präsident Fillmore¹⁴⁾, ferner Webster¹⁵⁾ und seine Nachfolger im Auswärtigen Amt, Conrad und Everett¹⁶⁾, der Marineminister Kennedy und überhaupt alle Mitglieder des Kabinettes bezeugten den lebhaftesten Anteil an dem Unternehmen.

Freigebig wurde die Expedition ausgerüstet. Der Chef der Expedition erhielt außerordentliche Vollmachten sowohl diplomatischer als nautischer Natur, weil vieles seiner Klugheit und Diplomatie überlassen werden mußte. Ostindien, die chinesischen Gewässer und Japan wurden als Operationsfeld bezeichnet; das große Ziel der Ex-

7) Nach der Universität benannt.

8) Nach dem Gebirge benannt.

9) Nach einem der Staaten Neu-Englands benannt.

10) Ein Fluß.

11) Das Baden-Baden Amerikas.

12) Hafenstadt der Vereinigten Staaten, durch den japanischen Frieden von 1905 jetzt weltbekannt.

13) Berühmt durch eine Schlacht des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges.

14) Einer der unbedeutendsten Präsidenten, dessen Name einzig und allein durch die Expedition Perrys auf die Nachwelt gekommen ist.

15) Neben Henry Clay der beredteste und feurigste Staatsmann der damaligen Zeit.

16) Edward E., erst Professor des Griechischen, dann berühmter Politiker.

pedition war indessen, sich freundlichen Einlaß in Japan zum Handel zu verschaffen und an geeigneten Punkten dort Kohlenstationen für unsere Schiffe, die den Pacific durchkreuzten, einzurichten.

Es war schon mehr als neun Monate über die Zeit, die der Leiter des Ausrüstungsbureaus festgesetzt hatte, da wurde die Princeton endlich als seetüchtig gemeldet. Als man aber näher zusah, fand man sie gänzlich ungeeignet, da ihre Kessel nichts taugten. Man hatte eine neue Konstruktion versucht, die in Amerika noch nicht erprobt war. Das Experiment bedeutete für die Expedition den Verlust eines Jahres. Die Princeton schied aus, und an ihre Stelle trat die Powhatan¹⁷⁾.

Der Kommodore war aber nicht müßig während dieser ärgerlichen Verzögerung. Während der Wartezeit entstand ein Mißverständnis über die Fischereigerechtheit im Golf von St. Lorenz, und es mußte ein Kriegsschiff dorthin entsandt werden. Die Mississippi machte klar, und Kommodore Perry bekam den Auftrag, die Rechte der amerikanischen und englischen Fischer in vermittelnder Weise zu regeln. Nachdem er dieser Pflicht in einer die Regierung befriedigenden Weise nachgekommen war, kehrte er nach Neuyork zurück in der festen Hoffnung, alle Hindernisse überwunden zu sehen, die seiner raschen Abfahrt nach dem fernen Osten noch entgegengestanden hatten.

Sobald bekannt wurde, daß die Vereinigten Staaten eine Expedition nach Japan beschlossen hatten, kamen von allen Teilen der zivilisierten Welt Anträge, an der Expedition teilnehmen zu dürfen. Literarisch und wissenschaftlich gebildete Leute, Europäer und Amerikaner, sowie Reisende von Profession verlangten eifrig, die Expedition zu begleiten. Allein Kommodore Perry bestand entschlossen darauf, daß jedes derartige Gesuch abschlägig

¹⁷⁾ Name des ersten Indianerhäuptlings, mit dem die Engländer in Nordamerika (in Virginia zu Beginn des 17. Jahrhunderts) in Beziehungen traten.

beschieden wurde, denn die dem Kommodore übertragenen Pflichten waren eigner Art und verlangten von seiner Seite äußerste Klugheit und Sorgsamkeit in jeder Beziehung. Er hatte seine eignen Ansichten über seine Aufgabe sowie die Art und Weise ihrer Erfüllung, und ein wesentliches Mittel zum Erfolg war der Besitz der absoluten Autorität während der Ausführung. Es war unerlässlich, daß die größte Ordnung und Disziplin aufrecht erhalten wurden. Um dies zu bewirken, war strenge militärische Kontrolle nötig. Zivilisten aber würden sich nicht so willig unter die strenge Disziplin an Bord, das Gebundensein unter die Marinegesetze und die Gesundheitsvorschriften der Sanitätsordnung gebeugt haben. Und nebenbei würden sie die Enttäuschung schwer empfunden haben, nicht nach Belieben kommen und gehen zu können, wie es ihre Neugier oder ihre wissenschaftlichen Forschungen wünschenswert machen würden, während sie dem Befehlshaber an Land große Verlegenheiten bereiten konnten, sei es aus Unerfahrenheit oder aus Versehen. Beides vereinen zu wollen, diplomatische Angelegenheiten und wissenschaftliche Forschungen, würde für beides Mißerfolg bedeutet haben; und so hielt es der Kommodore für richtig, alle Anträge zum Mitfahren abzuschlagen.

Ein andrer Grund bestand noch darin, daß nichts von der Expedition verlauten sollte. Nicht einmal Privatbriefe waren erlaubt. Weiterhin würde, nachdem die Offiziere im Schiff untergebracht sein würden, wenig Platz für wissenschaftlich gebildete Leute bleiben, die an die Bequemlichkeiten des Lebens sowie an ausgiebigen Platz für Instrumente und Bücher gewöhnt waren.

Den Teilnehmern sollten Mitteilungen an Zeitungen nicht erlaubt sein. Alle Tagebücher und Privataufzeichnungen der Mitglieder der Expedition sollten als Eigentum der Regierung gelten, bis die Admiralität die Veröffentlichung erlaubte. Man wollte eben anderen Mächten keine Nachricht zukommen lassen, um nicht den Erfolg unserer Mission in Frage zu stellen. Es war nämlich bekannt, daß

andere Staaten, in Sonderheit Rußland, Schiffe nach Japan beordert hatten, sobald es ruchbar geworden, daß die Vereinigten Staaten dorthin ein Geschwader geschickt hatten¹⁸⁾. Die Korrespondenz aber von Wissenschaftlern mit ihren Freunden und Familien war gewiß ein zu delikater Gegenstand für eine Diskussion zwischen ihnen und dem Expeditionschef; letzterer würde doch weder ihre Briefe sehen wollen noch den Stoff der Briefe ihnen vorschreiben. Es war daher am besten, jede Verlegenheit dadurch zu vermeiden, daß man schon ihrer Ursache aus dem Wege ging. Auch wünschte der Kommodore, daß seine Offiziere selbst ordentlich beobachten und sich wissenschaftlich betätigen möchten.

Die Zurückweisung eines einzigen Individuums nur geschah aus persönlichen Gründen. Das war bei Dr. von Siebold, der besonderen Eifer, mitzukommen, zeigte und der nachher Unwahrheiten über die Expedition bei ihrer Rückkehr verbreitet hat. Der Kommodore erhielt vom Ausland eine Information über ihn und beargwöhnte ihn, ein russischer Spion zu sein; auch wußte er von ihm, daß er von Japan verbannt war, wo er infolge einer Gesetzesübertretung sein Leben verwirkt hatte¹⁹⁾.

¹⁸⁾ Die Russen wurden sehr bald durch den Ausbruch des Krimkrieges genugsam beschäftigt und hatten sich in Ostasien ihrer eigenen Haut zu wehren; französische und englische Kreuzer machten einen Handstreich gegen das soeben gegründete Nicolajewsk an der Mündung des Amur, allerdings ohne Erfolg.

¹⁹⁾ Die Verbannung stimmt. Aber was auch immer unser berühmter bayrischer Landsmann gefehlt hat, so geschah es lediglich aus übergroßer Begier, der Wissenschaft zu nutzen. Seine außerordentlichen Verdienste sind längst anerkannt (vgl. Siegmund Günther: Die Erschließung Japans). Die Familie Siebolds hat allerdings etwas Internationales. Er selbst war Arzt bei den Holländern. Sein Schwager, Herr von Gagern, ein Vetter des Präsidenten des Frankfurter Parlamentes, war mexikanischer Oberst (siehe Gagern: Erinnerungen), und ein Neffe Siebolds war in österreichischen Diensten und in den 1890er Jahren Attaché in Tokio, derselbe, der jetzt die Werke seines Oheims herausgibt. Der Anwurf Perrys muß jedoch zurückgewiesen werden.

Als der Kommodore vom Golf von St. Lorenz zurückkam, fand er, daß seine Schiffe immer noch nicht klar waren, und so begab er sich auf der Mississippi nach Annapolis²⁰⁾. Er machte aber sehr bald die Entdeckung, daß er, wenn er nicht allein segeln und sich auf gelegentliches Eintreffen der unter seinem Befehl stehenden Schiffe verlassen wollte, noch mehrere Monate in den Vereinigten Staaten aufgehalten werden würde. Er beschloß also unter Billigung des Marineministeriums, ohne Zögern seine Reise auf der Mississippi in Begleitung der Princeton anzutreten, unter der Voraussetzung, daß die anderen Schiffe ihm so bald als möglich folgen würden. Ehe er Annapolis verließ, besuchte Präsident Fillmore mit dem Marineminister den Kommodore auf seinem Schiff, ebenso viele Herren und Damen von Rang, und sagten dem Kommodore Lebewohl. Als nun Mississippi und Princeton die Chesapeakebucht hinunterdampften, stellte es sich heraus, daß die Princeton gänzlich unfähig war, die Reise mitzumachen. Ihre Maschinerie versagte, und als man in Norfolk ankam, wurde das Schiff durch die Powhatan, die gerade von Westindien kam, ersetzt.

2. Kapitel

Abreise. Bis St. Helena

Als wir das Vorgebirge des Chesapeake verließen, war 10 Tage lang heftiger Südwind; er sprang dann um nach NNO, so daß eine grobe See aufkam. Dann, nach Westen überdrehend, blies er so heftig, daß es für das Schiff schwer zu ertragen war. Dieses rechtfertigte allerdings die gute Meinung des Kommodore, indem es sich

²⁰⁾ Wo noch jetzt die Marineschule ist.

ganz vortrefflich hielt und über 7 Knoten¹⁾ die Stunde machte, und so blieb es während der ganzen Reise. Obwohl es großen Tiefgang hatte, brauchten nur 8 ihrer 12 Kessel geheizt zu werden. Der tägliche Verbrauch von Cumberlandkohlen war etwa 26 Tons.

Nachdem der Golfstrom passiert war, wurde eine südwestliche Strömung von ungefähr einem Knoten die Stunde bemerkt; sie hörte erst auf, als das Schiff ungefähr 1000 Meilen von Madeira entfernt war. Während des übrigen Teils der Fahrt nach der Insel wurde keine andre Strömung außer dieser beobachtet. Als man sich der nördlichen Küste der Insel, Point Aristow, näherte, blies der Wind aus *WSW*, was eine heftige böige See brachte. Das Schiff fuhr an dem nördlichen Ende der Insel entlang, um ruhigeres Wasser zu finden, damit man das Takelwerk besser richten könnte. Beim Umfahren der Insel sah man mehrere hübsche Dörfer. Gewöhnlich lagen sie an geschützten Buchten oder am Ausgang einer Schlucht, nahe eines Einschnitts der Küste, der einigermaßen einen Ankerplatz für die kleinen Schiffe bot, welche die Produkte der Insel zum Handelshafen Funchal brachten. Die Regenzeit war gerade vorüber, und die Ströme rauschten von den Bergen nieder und bildeten zahlreiche schöne Wasserfälle. Da wir annahmen, daß der Sturm das Ankerwerfen in der Bucht von Funchal bei dem schweren Seegang unsicher gemacht haben würde, so beschloß man, unter dem Winde die „Deserters“²⁾ anzulaufen und dort einen günstigen Augenblick zu ankern am Ankerplatz abzuwarten. Nachdem wir nun um das Südostkap der Insel gekreuzt waren, fand sich, daß der Wind beträchtlich abgeflaut hatte, und daß wir nun ruhig Anker werfen konnten. Am 12. Dezember,

¹⁾ Keine schlechte Leistung für die damalige Zeit. Leider ist die Raumverdrängung der Mississippi nicht angegeben. Der Übersetzer fuhr auf einem modernen Dampfer der Clyde-Line von ungefähr 4000 Tonnen, der von Neuyork nach Gibraltar 12 Tage brauchte = ungefähr 10 Knoten in der Stunde.

²⁾ Offenbar ein Bergvorsprung.

gerade vor Dunkelwerden, kam das Schiff bei 33 Faden zum Anker. Unser Vizekonsul, Mr. Rayman, war mit einigen Kohlenagenten bald zur Stelle, und es wurden rasch Vereinbarungen über Wasser- und Kohleneinnahmen getroffen, damit das Schiff am nächsten Mittwoch wieder abreisen könne. Alles ging nach Wunsch vonstatten, und nachdem 400—500 Tons Kohlen eingenommen worden waren, sowie 10 000 Gallonen Wasser³⁾ und einiges andre, dampfte das Schiff am bestimmten Tage nachmittags 4 Uhr ab. Die Kohlenhändler hätten es sehr gern gesehen, daß das Fahrzeug näher der Stadt in etwa 10 Faden und geschützt vor den westlichen Brisen liege. Aber der Kommodore überzeugte sich, daß es bei schwerem Wetter selbst für einen Dampfer mißlich sein würde, von dort aus die hohe See zu gewinnen, und er widersetzte sich mit Entschiedenheit. Überall in der Bucht von Funchal ist die Reede den Winter über schlecht. Wenn eine steife Brise von *SO* zu *WSW* erwartet wird, so gehen Schiffe, die dort vor Anker liegen, meist in See und bleiben aus, bis wieder schönes Wetter ist. Die ganze Insel ist eine Basaltmasse. Von November bis Februar steht der Wind von *SO* und *SW* und macht die Reede sehr gefährlich.

Funchal behauptet seinen Ruf der Gastlichkeit. Besonders anmutig übte sie Mr. J. H. March, der mehr als 30 Jahre Konsul der Vereinigten Staaten gewesen war⁴⁾.

Am Abend des 15. Dezember 1852 ging die *Mississippi* in See und nahm ihren Kurs westlich von Palma⁵⁾, einer der Kanarischen Inseln. Diese Insel wurde am Morgen des 17. Dezember gesichtet, und nachdem man unter den Wind von Hierre oder Ferro, der südwestlichsten Insel der Kanaren, gekommen war, wurden die Schaufeln an beiden Seiten

³⁾ Man muß den Mangel großer Kräne berücksichtigen. Heutzutage würden die Schauerleute und Matrosen für die ganze Arbeit nur 1 Tag gebraucht haben.

⁴⁾ Es folgt hier eine Beschreibung von Madeira und ein langer Brief Perrys an das Marineamt.

⁵⁾ Gewöhnlich Las Palmas genannt.

des Schiffes entfernt, die Kessel gelöscht, und das Schiff war nun ganz auf seine Segel angewiesen. Der Kommodore hatte auf der Reise von Norfolk hierher eine überraschende Entdeckung gemacht: er fand einen außerordentlichen Wogengang aus nordwestlicher Richtung. Derselbe hielt bis zur Zone der Passate an, und der Kommodore zog daraus den Schluß, daß in den höheren Breiten eine ganze Reihenfolge von nordwestlichen Winden hatte sein müssen, die lange genug geherrscht hatten, um eine Ozeanwelle in Bewegung zu setzen, die nie unterdrückt worden war, bis sie mit der stetigen, obwohl ruhigeren tropischen Welle⁶⁾ in Berührung gekommen war. Während des 21., 22. und 23. Dezember kam der Wind von Norden und Osten; um Mittag des 23. ging er nach *OSO* über, und am 24., als das Schiff *Brava* und *Foge* gegenüber war, stand der Wind auf *ONO*. Ein Nebel fiel, der so dicht war, daß man kaum sehen konnte. — Ich habe deshalb so ausführlich von den Winden gesprochen, weil sie möglicherweise zu dieser Jahreszeit mit den Nebeln zusammenhängen könnten. Dies sind physikalische Tatsachen und müssen deshalb erwähnt werden. Der Nebel ist in jenen Breiten gewöhnlich und wird vermutlich durch den Harmattan verursacht. Dieser Name wird dem Winde gegeben, der über Afrika kommt und in seinem Fluge einen allerfeinsten Staub mitnimmt, den er weit weg gen Westen trägt. In mancher Weise ist der Harmattan dem Sirocco zu vergleichen, sowie dem Levantiner Wind des Griechischen Archipels. Der Kommodore hatte selbst den Nebel oder den Staub auf früheren Fahrten mehr als 500 englische Meilen westlich von den Kap Verdischen Inseln bemerkt. Als er 1844 an der Westküste von Afrika ein Geschwader befehligte, hatte er verschiedene Sonderbarkeiten dieses Windes notiert. Tausend unglaubliche Geschichten werden von seiner merk-

⁶⁾ Der Übersetzer fand auf seiner Reise nach dem Kap, die ihn ebenfalls über Las Palmas führte, schon einen halben Tag vor den Kanarischen Inseln ruhige See, die bis kurz vor St. Helena andauerte; es war freilich im Juni.

würdigen Wirkung erzählt. Seine Trockenheit soll z. B. verschiedene Übel heilen, wie ganz alte Geschwüre, soll Holzrahmen zerstören und Fensterglas brechen, sowie die Bewegung der Uhren aufhalten⁷⁾.

Montag den 3. Januar 1853 kreuzte das Schiff den Äquator im 11. Längengrade 01' westlich und hatte bis zum 7. einen gemäßigten frischen Wind direkt entgegen. Nachdem der Äquator gekreuzt war, wurde eine Strömung von anderthalb Meilen die Stunde bemerkt, die mit dem Winde ging. Am 10. Januar traf das Schiff in Jamestown auf der Insel St. Helena ein. Hier nahmen wir Kohlen ein — mehr zur Vorsicht, wie aus Bedürfnis.

St. Helena ist 1502 von den Portugiesen entdeckt worden. Später ergriffen die Holländer Besitz davon, die es 1651 gegen das Kap der Guten Hoffnung vertauschten⁸⁾. Die Englisch-Ostindische Gesellschaft nahm es in Besitz, und es wurde der Ankerplatz für ihre Schiffe zwischen England und Indien. 1772 wurde es durch die Holländer der Gesellschaft wieder entrissen; aber schon im folgenden Jahre fiel es wieder in die Hände der Englisch-Ostindischen Gesellschaft. — Der Grundstock der Insel ist Basalt und Lava und Schlacken sind auf der Oberfläche verstreut. Augenscheinlich vulkanischen Ursprungs, erscheint die Insel von weitem gesehen als ein Haufen unfruchtbarer Felsen, die aus dem Ozean in Pyramidenform emporgestiegen sind. Der Umfang der Insel beträgt ungefähr 28 Meilen. Die höchste Spitze ist Dianas Peak, 2693 Fuß hoch. Das Klima St. Helenas ist eines der gesundesten in den Tropen. Der Sommerregen fällt Januar oder Februar, der Winterregen im Juli oder August.

⁷⁾ Der Staub besteht aber überraschenderweise nach den Forschungen von Ehrenberg aus Infusorien und Organismen, die nicht in Afrika, sondern in Südamerika vorkommen. Wenn daher die Südostpassate den Staub den ganzen großen Weg von Südamerika her herübergebracht haben, so müssen wir zugestehen, daß wir die Philosophie der Winde noch nicht recht verstehen.

⁸⁾ Ein kleines Versehen des Kommodore. Piet van Riebeck begann 1652 die Kolonisation des Kaplandes.

Am Dienstag den 11. Januar 6 Uhr abends lichtete die Mississippi die Anker und verließ Jamestown⁹⁾.

⁹⁾ Wir haben eine angenehme Ergänzung, zugleich als auch Kontrolle, in den redseligen Mitteilungen eines Teilhabers der Expedition, des kunstbegabten Mr. Heine. Da der Kommodore nur wenig von dem Wohnhause Napoleons berichtet, so sei hier die ausführliche Erzählung Heines wiedergegeben. Er sagt in seiner „Reise um die Erde“ nach Japan (deutsche Originalausgabe von Wilhelm Heine, 1856, Hermann Costenoble, Neuyork, Carl F. Günther, Seite 36):

„Endlich erreichte ich das Tor von Longwood, an dem ein kleines Mädchen eine beschmierte Schrift präsentierte, welche die besuchenden Herren und Damen in englischer und französischer Sprache ersucht, die Summe von 2 Schillingen zu erlegen, bevor man das Gatter passiert. Man kommt dann in eine Art Allee, gebildet von einer Reihe trauriger Gummibäume auf der rechten, und einem Aloezaun auf der linken Seite, hinter welchem letzteren einige geackerte Felder liegen. Am Ende der Allee betritt man einen freien Raum, an dessen linker Seite die sogenannte neue Residenz steht, ein ziemlich geräumiges Gebäude, das jedoch niemals beendigt worden ist und folglich auch von Napoleon, für den es gebaut war, niemals bewohnt werden konnte. Rechts, etwas weiter zurück, liegt die eigentliche Farm von Longwood, dieser welthistorische Platz, dahinter wieder einige elende Bäume, welche Longwood von Deathwood-Plains unterscheiden, eine Hochebene, auf der ein englisches Regiment während Napoleons Gefangenschaft ein Lager bezogen hatte; ganz in der Ferne endlich erblickt man die See, zwischen zwei hohen Felsstöcken, der Barren und Sugarloaf genannt, auf deren letzterem ein Wachthäuschen gelegen ist, von welchem aus man jede Bewegung in Longwood beobachten konnte. Das Farmhaus von Longwood, Napoleons wirkliche Wohnung, liegt am südlichen Abhange des Hügels und ist daher den Passatwinden, die hier das ganze Jahr wehen, am allermeisten ausgesetzt. Man hat also auf diesem ganzen unwirtlichen Eilande noch dazu die allerunwirtlichste, traurigste und ungesundeste Lage ausgesucht.

Das Wohnhaus sieht erbärmlich aus, Türen und Fenster zerbrochen, auf dem Platze vor dem Hause zerbrochenes Geschirr und Unrat allerart, Ställe und halbzerstörte Zäune ringsum. Man tritt zuerst in — ein Gemach kann man es eigentlich nicht wohl mehr nennen — einen Raum von 16 Fuß Breite bei 20 Fuß Länge, der als Billardzimmer diente. Die ehemals grün bemalten Wände sind mit zahllosen Namen, Inschriften und Gefühlsergießungen be-

Nachdem man St. Helena verlassen hatte, nahm das Schiff seinen Kurs auf das Kap der Guten Hoffnung. Vor-

deckt, wie z. B.: *Malédiction à l'Angleterre!* — oder: *J'ai vu et j'ai mandit,* — oder in englischer Sprache: *one murder makes a felon, millions of them make a great man* — zu deutsch: Ein Mord macht einen Verbrecher, Millionen Mordtaten einen großen Mann, — darunter wieder: *You lie, you goddam englishman!* Das lügst du, gottverdammter Engländer! usw. usw. Das zweite dahinterliegende Zimmer war das Speisezimmer, und zugleich dasselbe, in welchem der Kaiser starb. Dies sieht aber noch trostloser aus wie das erste. Man hatte eine Zeitlang eine Handmühle hineingepulvert, so daß Fußboden, Wände, Decke, kurz alles beschmutzt ist; Haufen von Stroh, Schutt und allerlei Unflat liegen überall umher, ein Teil der Mühle steht sogar noch. In halber Höhe hat man von Brettern eine Zwischendecke eingebaut, um Stroh darauf zu lagern; die Dielen sind halb aufgerissen, ein Teil des Daches ist eingebrochen. An der rechten Seite vom Eingange her zwischen zwei Fenstern stand ehemals das Bett des Kaisers, sein sterbendes Haupt war gegen die Wand gelehnt. Im Geiste fühlte ich mich unwillkürlich wieder in jene ergreifende Todesstunde zurückversetzt: draußen stürmte und tobte es und machte die traurige Szene noch trauriger, um das Bett aber standen die wenigen treuen Freunde in Schmerz versunken: „*Tête de l'armée* —“ flüsterten die bleichen Lippen des Sterbenden, und — der Leichnam, der einer der begabtesten und ehrgeizigsten Seelen zur Wohnung gedient hatte, lag still und ruhig —

Den Stein, gegen welchen der Kopf des Verscheidenden gelegen hatten die Freunde herausgenommen und als Reliquie unter sich verteilt. Weiterhin lag noch eine Reihe von schlechten, ärmlichen Räumlichkeiten, ziemlich genau nach der Einteilung, wie sie auf dem Plane von Las Casas zu dessen „*Memorial de St. Helena*“ angegeben sind, obschon seit der Zeit einige Veränderungen vorgenommen sind. Das ehemalige Schlafzimmer des Kaisers ist jetzt ein Stall, in dem ein altes Pferd steht und allerlei Gerümpel liegt. In einer dunkeln Ecke war mit riesengroßen Buchstaben in weißer Kreide: „*Lippmann 1852*“ angeschrieben, jedenfalls einer der Passagiere von der Greatbritain, die gegen Ende vorigen Jahres auf der Reise nach Australien hier anlegte, um Kohlen und Wasser einzunehmen.

Auf mich machte dieser ganze Anblick einen ungemein trüben und widerlichen Eindruck; ich hatte bis dahin vieles von dem, was ich über Napoleons Gefangenschaft und Ende gelesen, für etwas stark aufgetragen gehalten, was wohl durch die Erregtheit des Gefangenen und seiner Getreuen über die durch Hudson Lowes

sichtsgründe allein bewogen den Kommodore, St. Helena zu berühren. Seiner Meinung nach war die beste Route für ein Dampfschiff von Madeira nach dem Kap (vorausgesetzt, daß es genug Kohlen hatte) von den Kap Verdischen Inseln direkt nach Kap Palmas an der Küste von Afrika zu steuern und dann am Ufer entlang nach der Tafelbucht.

Als das Schiff Jamestown verlassen hatte, begegnete es den Passatwinden, die beinahe aus Südost kamen, bei abwechselnd gemäßigter und frischer Brise. Es war jedoch bemerkenswert, daß der Wind bei Nacht heftiger blies wie bei Tage, und hohe, kurze Wellen mit sich brachte, was den Lauf des Schiffes sehr aufhielt. Es wäre leicht gewesen, die Dampfkraft zu erhöhen; aber die Erfahrung hatte gezeigt, daß ungefähr 26 Tonnen Kohlen täglich das Schiff instand setzten, die größte Entfernung bei möglichst sparsamem Verbrauch zu überwinden; und wenn man die außerordentlichen Schwierigkeiten bedachte, sich in dieser Gegend Kohlen zu verschaffen, die ungeheuren Kosten und die mit dem Löschen verbundene Arbeit und Mühe, schien es dem Kommodore besser, die Fahrt zu verlangsamen, als Verschwendung im Gebrauch eines Dinges zu erlauben,

unangenehme Persönlichkeit und Härte noch vermehrte Strenge der Beaufsichtigung zu entschuldigen war; seitdem ich jedoch dageswesen und selbst gesehen habe, möchte ich fast glauben, daß nicht nur nichts übertrieben, sondern vieles sogar in sehr gemäßigten Ausdrücken geschildert ist.

Auf dem Hinabwege besuchte ich auch die ehemalige Grabstätte des Kaisers. Hier ward mir wieder die alte Tafel mit einer Mahnung um 2 Schilling präsentiert, nur zum Unterschiede bei Longwood statt von einem kleinen Mädchen von einer alten Negerin. Ich habe gehört, daß diese erhobenen Kontributionen in die Gouvernementskasse fließen, und dachte mir, zumal im Hinblick auf jene absichtliche Verwahrlosung Longwoods, allerhand dabei. Da ich kein kleines Geld hatte, mußte ich eine halbe Krone geben, wofür ich die Ehre hatte, von dem alten Weibe ‚Kapitän‘ tituliert zu werden. Das Grab liegt in einem eingegitterten Wiesengrunde, von jungen Fichten und Zypressen umgeben, und von einer einsamen Trauerweide beschattet.“

was so wesentlich für die Bewegung des Schiffes war. Eine Strömung¹⁰⁾ von $\frac{5}{4}$ Knoten begann nun, und zwar direkt mit dem Wind; so trug auch das, zusammen mit der Gewalt des Passates, als Verzögerungsgrund bei.

Was die Möglichkeit betrifft, in dieser Gegend der Welt Kohlen zu nehmen, so ist zu bemerken, daß die Engländer in St. Paul de Loango ein Kohlendepot für die Bequemlichkeit der afrikanischen Dampfkreuzer unterhalten. Hierhin würde man geeigneterweise auch von den Vereinigten Staaten ein Kohlenschiff schicken. In wenigen Jahren ist so ein Kohlendepot von einer englischen Gesellschaft in Port Grand auf der St. Vincent-Insel, die zur Inselgruppe der Kap Verdischen Inseln gehört, errichtet worden, und es wird gesagt, daß passierende Dampfer dort stets hinreichende Kohlenzufuhr erhalten können. Dampfer von den Vereinigten Staaten mögen direkt nach St. Vincent fahren, wenn sie sicher sind, dort Kohlen zu bekommen, und dann weiter nach dem Kap über Kap Palmas via Loango, aber noch besser ist es, wenn Kohlenladungen den Dampfern, die die Vereinigten Staaten verlassen, vorausgesendet werden. Es ist dies die einzige Gewißheit für sichere Unterstützung. Was nun den Weg von England betrifft, so ist den dortigen Postdampfern, die ums Kap der Guten Hoffnung fahren, vorgeschrieben, St. Vincent anzufahren und dann über die Insel Ascension zum Kap, und auf jeder Station ihre Kohlenvorräte zu ergänzen. Auf diesem Wege (welchen sie wegen der Post für die Afrikanische Schwadron in Ascension nehmen müssen) müssen sie die ganze Kraft der südlichen Passatwinde ertragen, die von vorn kommen und meistens sehr stark sind und immer eine linksseitige Strömung von anderthalb Knoten

¹⁰⁾ Die bekannte Südpolarströmung, die bis an die Küste von Angola hinaufgeht und durch ihre Kälte bewirkt, daß an der Westküste, wo ja auch unser Neusass liegt, die Isotherme 16^o nördlicher liegt, als an der Ostküste, wo in Natal schon Ananas und Palmen gedeihen.



mitbringen. Wenn das Dampfschiff aber der afrikanischen Küste entlangfährt, hat es die vorteilhaften Land- und Seebrisen und die günstige Strömung, die gewöhnlich südlich fließt¹¹⁾).

Am 24. Januar 9 Uhr morgens erreichte das Schiff das Land in der Gegend von Saldanha-Bay, und um 2 Uhr wurde der Tafelberg gesichtet. Nachdem man nun die Insel Dassen umfahren hatte und durch den Kanal zwischen dem Festland und der Robbeninsel gekommen war, ankerte das Schiff in der Tafelbucht in 7 Faden Tiefe und bewegte sich den nächsten Tag noch näher der Stadt zu.

Das Kap der Guten Hoffnung wurde zuerst von dem Portugiesen Bartholomäus Diaz 1493 entdeckt. Während der Erforschung der atlantischen Küste von Afrika wurde dieser Seefahrer durch Sturm aufs offene Meer getrieben, und das erste Land, was er erreichte, nachdem der Wind sich gelegt hatte, war Algoa-Bay. Er hatte also ohne sein Wissen das Kap umfahren. Diaz gab dem Kap den Namen „Kap der Stürme“, welcher später durch den König von Portugal in „Kap der Guten Hoffnung“ umgewandelt wurde in dem richtigen Gedanken, daß die Entdeckung davon sehr günstig wäre für die portugiesischen Schiffe, die Indien erreichen wollten. Vasco de Gama kreuzte um das Kap auf seiner Fahrt zu den indischen Gewässern. Das Kap der Guten Hoffnung bildet die Südspitze einer schmalen Halbinsel von ungefähr 30 Meilen Länge, den Atlantischen Ozean im Westen, im Osten die False-Bay, im Norden die Tafelbay. Kapstadt liegt an der Tafelbucht; es wurde ur-

¹¹⁾ Der Übersetzer, der im Juli, also im Winter, dort war, hatte von St. Helena einen äußerst ungünstigen Eindruck. Scheußliches Wetter, das ihm heftiges Fieber brachte, tiefdunkle, sturmgepeitschte Wolken, und die ganze Insel wie ein großes, düsteres Gefängnis. Das einzig Erfreuliche war der gute Wein, der dort wuchs. Der Besuch von St. Helena ist jetzt sehr erschwert, da kürzlich die britische Garnison zurückgezogen wurde, die Insel ganz den Mulatten überlassend, und infolgedessen die englischen Dampferlinien das Eiland überhaupt nicht mehr anlaufen.

sprünglich 1650¹²⁾ durch die Holländer gegründet, fiel aber 1795 in die Hände der Engländer, und nachdem es durch den Frieden von Amiens den ursprünglichen Besitzern zurückerstattet worden war, nahmen es die Briten 1806 wieder, und es blieb in ihrem Besitz bis jetzt. Die Stadt ist wohl gebaut, schöne, massive Häuser und breite, regelmäßige Straßen. Besonders die Gouverneursresidenz, beschattet von prachtvollen Eichen, bietet ein außerordentlich angenehmes Bild. Aber die Hitze, eine Folge der Lage der Stadt, die von nackten Bergen umschlossen ist, ist ungemein. Diese große Hitze, verbunden mit einem gräulichen Staube, veranlaßte die Offiziere, viel zu Hause zu bleiben, und so fanden sie die Stadt trist und langweilig¹³⁾. Der Handel der Stadt war in sehr gedeihlicher Verfassung; Geschäfte jeder Art blühten, auch lebendes Vieh war leicht zu erhalten, junge Ochsen kosteten 6 Dollar, Schafe 15 Schillinge¹⁴⁾. Zu diesem Preise versah sich die Mississippi mit 12 Ochsen und 18 Schafen. Pferde kann man von 30 bis 150 Dollar bekommen¹⁵⁾. Der Kommodore benutzte, begleitet von einigen seiner Offiziere, die Gelegenheit, einen der berühmtesten Weinberge in Constantia zu besuchen. Er nahm einen Wagen, der durch vier schöne Hengste gezogen wurde. Ein geschickter Negerknabe fuhr. Dem Besitzer des Weinberges, den man besuchte, ging es nicht besonders gut. Es wäre ihm noch schlechter gegangen, wenn er sich nicht einen amerikanischen Pflug

¹²⁾ Der Kommodore scheint ordentlich zu würfeln, um endlich die richtige Jahreszahl (vgl. oben S. 45) zu erraten. Leider hat er es wieder nicht getroffen. Es muß 1652 heißen.

¹³⁾ Die besseren Bürger wohnen um diese Jahreszeit denn auch weit draußen am Seestrand. Im Winter ist Kapstadt recht angenehm, nur etwas regnerisch.

¹⁴⁾ Die Buren scheinen mit Schafen einen hübschen Schnitt gemacht zu haben; 1892 kostete das Stück nur 10, höchstens 12 Schilling.

¹⁵⁾ Der Preis, der bis zu dem großen Burenkrieg so ziemlich in gleicher Höhe sich behauptet hat. Danach ist alles viel teurer geworden.

verschafft hätte, der, von einem Pferde gezogen, die Arbeit von 50 mit einer Hacke bewaffneten Leuten verrichtete. Die Rebe wird wie in Sizilien behandelt, man läßt sie nicht höher werden wie Stachelbeeren. Die Trauben werden Mitte März geherbstet, wenn sie schon fast zu Rosinen geworden sind. Die Preise belaufen sich auf 2 bis 6 Dollar die Gallone¹⁶⁾, je nach der Qualität¹⁷⁾.

Die Volkszählung von 1848 ergab 200 546 Bewohner der Kapkolonie, darunter 76 827 Weiße und 101 176 Farbige, während Kapstadt 22 543 Einwohner hatte. Dabei sind wenig reinrassige Hottentotten, da sie sich mit holländischem, Neger- und Malaienblut vermischt hatten. Der erste europäische Entdecker der Südspitze von Afrika fand es ziemlich bevölkert und die Eingeborenen in mancher Hinsicht kultivierter als viele der nördlicheren Stämme. Sie waren in Besitz von Herden von Rindern und Schafen und führten ein Hirtenleben. Sie waren ein glückliches Volk, in Stämme mit patriarchalischer Verfassung eingeteilt, und zogen mit ihren Herden und mit ihren leicht beweglichen Hütten umher, die aus Zweigen und Stangen errichtet waren und die von Weideplatz zu Weideplatz auf dem Rücken von Ochsen mitwanderten. Ihre Stämme sind

¹⁶⁾ 3³/₄ Liter.

¹⁷⁾ Auch jetzt läßt der Winzerbetrieb in Südafrika noch viel zu wünschen, obwohl Baron Babo von Klosterneuburg als Regierungssachverständiger in den 80er Jahren sich sehr um die Hebung der Weinkultur bemühte. Die hartnäckigen Buren wollten aber nicht recht auf ihn hören. Noch jetzt wird der größte Teil des Herbstes zu Branntwein verarbeitet, der seltsamerweise Cape Smoke heißt und der hauptsächlich in Johannesburg seinen Absatzmarkt findet. Der beste Wein von Constantia, der sehr süß ist, ähnlich etwa wie Lesbos oder Chios, heißt Hanepoot. Ein anderer billiger, aber auch vorzüglicher Wein, der an Portwein erinnert, ist der rote Pontac. Näheres kann man in meiner „Geschichte Südafrikas“ nachlesen. Die Preise, die Perry angibt, sind so unverhältnismäßig hoch, daß man fast geneigt wäre, an einen Irrtum zu glauben. In Hamburg und Petersburg, wo Probierstuben für südafrikanische Weine bestehen, muß man wohl derartige Preise anlegen, aber gewiß nicht unten am Kap.

jedoch durch europäische Grausamkeit fast ausgerottet¹⁸⁾, und sie leben als elende Ausgestoßene in der Wüste und in den Wäldern. Man nennt sie Buschmänner¹⁹⁾. Sie sind noch wild und haben nur wenig Kultur von ihren weißen Eroberern angenommen, die sie immer mit größter Grausamkeit verfolgt hatten, obgleich wir Amerikaner nicht das Recht haben, über anderer Nationen Unrecht gegenüber den Eingeborenen zu richten. Denn wenn wir auch den Engländern schwerlich gleich sind in der Scheinheiligkeit, mit der sie sich entschuldigen, so sind wir doch nicht besser wie sie in bezug auf unser betrügerisches Benehmen und unsere Grausamkeiten gegen die Wilden.

Die kriegerischen Kaffern haben ihre charakteristische Wildheit sowie ihre Räubertaten beibehalten. Sie stehen in mancher Hinsicht unter den gewöhnlichen Afrikanern²⁰⁾ und haben einige Eigentümlichkeiten der ägyptischen Stämme²¹⁾. Sie sind größer und stärker wie der gewöhn-

¹⁸⁾ Sehr übertrieben! Wir wissen nur zu gut von dem langen Kriege von 1904—1907, daß ein stattlicher Rest übriggeblieben war.

¹⁹⁾ Vollkommen verkehrt. Hottentotten und Buschleute sind zwei ganz verschiedene Rassen, die sich allerdings einigermaßen miteinander gekreuzt haben, aber in Lebensweise und Aussehen stark voneinander abweichen. Die Buschleute haben nie ein anderes Haustier gehabt als den Hund und sind niemals Hirten gewesen. Sie gehören der bis Äquatorialafrika verbreiteten Zwerggrasse an. Die Hottentotten dagegen sind entweder mit den Hamiten oder aber mit südostasiatischen Stämmen verwandt.

²⁰⁾ Ein dunkler Ausdruck, der vermutlich den Neger kennzeichnen soll. Das Urteil Perrys ist unerklärlich, es sei denn, daß er bloß die amerikanischen, von angelsächsischer Bildung beleckten Schwarzen vor Augen hat, oder vielleicht die ebenfalls durch den Verkehr mit Weißen geweckten Küstenneger, die er auf seinen früheren westafrikanischen Fahrten (vgl. Seite 44) kennen gelernt hatte.

²¹⁾ Es ist schade, daß wir nicht hören, worin diese Ähnlichkeiten bestehen sollen. Gegenwärtig ist es bekannt genug, daß die Kaffern zu der großen Bantufamilie gehören. Das einzige, was noch umstritten wird, ist eine etwaige Beeinflussung durch die Malaien, von denen ja auch Madagaskar besiedelt wurde. Der erste Verfechter der Malaienhypothese war der englische Missionar

liche Neger, ihre Hautfarbe ist dunkler, und obwohl ihr Haar schwarz und wollig ist, haben sie vollere Bärte. Ihre Nasen sind mehr hervorspringend, aber sie haben die dicke Negerlippe, und zu den vorstehenden Backenknochen der Hottentotten die hohe europäische Stirn. Die Fingos, die zwar für zerstreute Kaffernstämme gehalten werden, weichen doch in vielen Dingen von ihnen ab; sie sind, obwohl tapfer, so doch weniger kriegerisch und scheinen ziemlich gutmütig²²⁾ zu sein. Diese Fingos sind ein Hirtenvolk, wie die Kaffern, doch treiben sie Ackerbau, sowohl Männer wie Frauen; obwohl bei den Kaffern der Ackerbau allein von Frauen besorgt wird.

Auf dem Rückweg nach Constantia hielt der Kommodore an, um einen ihrer Häuptlinge und dessen Frau zu besuchen, welchen das Kriegsglück in die Hände der Engländer gegeben hatte. Der Häuptling war in eine Art Landgefängnis nicht weit von der Stadt gesperrt. Der Gefangenwärter erlaubte sehr zuvorkommend freien Zugang zu dem Fürsten, einen besonders schönen Neger, ungefähr 25 Jahre alt, dem seine Lieblingsfrau ins Gefängnis gefolgt war, und sein Adjutant, der eine gleiche Gefährtin hatte, um seine Haft zu versüßen. Diese Frauen waren an Schönheit Gegenstücke zu den Männern. Einer der Künstler der Expedition, Mr. Browne, besuchte das Gefängnis und verschaffte sich ausgezeichnete Bilder von dem Fürsten und seiner Frau.

Der Krieg der Engländer mit den Hottentotten und Kaffern, welcher so lange eine ungeheure Menge Blut und Geld gekostet hatte, wird noch immer durch die Hartnäckigkeit der Schwarzen fortgeführt. Die ganze Grenze

Torrent in seiner 1891 erschienenen „Comparative Bantu Grammar“; Sulan ist in malaiischen Mundarten die Sonne, und die Sulu oder Zulu nennen sich die Söhne des Blitzes. Vergleiche über die ganze Frage meine „Entwicklung der Bantu“ in „Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen“ 1901.

²²⁾ Die Fingos gehören zu der Gruppe der Xosastämme (das X ist zu sprechen wie K mit einem Schnalzlaut).

ist schon verwüstet, und obwohl einige Hoffnung auf Friedensschluß besteht, glaubt keiner, daß ein Vertrag mit den Negern länger gehalten wird, als es ihnen paßt. In der letzten Schlacht, gerade zur Zeit des Besuchs der Mississippi, der Schlacht, in welcher die Engländer, geführt von General Cathcart selbst, siegten, soll der Kaffernführer 6000 Mann Fußvolk und 2000 Berittene ins Gefecht geführt haben. Diese Zahlen sind wahrscheinlich übertrieben, aber man weiß, daß die Schwarzen gut organisiert und mit Waffen und Munition wohlversehen sind. Sie hatten bisher reichliche Verpflegung durch ihre eigenen Herden oder solche, die sie von den Weißen gestohlen hatten, aber man hört, daß durch Fahrlässigkeit und Verschwendung die Lebensmittel weniger werden. Die Engländer erklären, daß die Kaffern die Kunst des Kriegführens von den zahlreichen britischen Deserteuren und von einem französischen Missionar gelernt hätten, der früher Soldat gewesen war. Es wurde schon auf die traurige Folge hingewiesen, die der Krieg auf die Landwirtschaft und andre Hilfsquellen des Landes hatte²³⁾. Die hauptsächlichsten Einwohner von Kapstadt sind die Regierungsbeamten, die Offiziere, die Kaufleute und die Handwerker. Die Arbeiterklasse setzt sich zusammen aus den Mischrassen, den Malaien, Kulis und den Negern. Die freigelassenen Neger und ihre Nachkommen sind in Charakter und Betragen den freien Schwarzen in den Vereinigten Staaten sehr ähnlich, obwohl keineswegs so klug und wohlgebildet. Man läßt sie vollkommen unabhängig, solange sie nicht die Gesetze verletzen. Sie arbeiten, wann es ihnen gefällt und zu ihren

²³⁾ Der französische Missionar war offenbar Cazalis, der Freund des Moschesch (s. meine „Geschichte Südafrikas“, S. 55). Auch die britischen Missionare spielten keineswegs eine rühmliche Rolle. Philipps, der mit einer Hottentottin verheiratet war — ich habe seine Tochter, eine außerordentlich gescheite Frau, während des Burenkrieges in Watervall Bowen kennen gelernt; sie wurde kurz darauf von Schätze vermutenden Tommies erschlagen —, hetzte Eingeborenenstämme gegen die Buren auf.

eigenen Preisen und brechen die Arbeit ab, wenn sie sich verletzt glauben. Ihr gewöhnlicher Lohn ist 1 Dollar 25 Cent²⁴⁾ für den Zehnstudentag.

Nachdem die Mississippi Kohlen eingenommen hatte, verließ sie die Tafelbucht am 3. Februar 1853 morgens. Der Kommodore paßte auf, daß sie nicht zu weit nach Norden und damit unter den Wind der Insel Mauritius käme.

Bei der Überfahrt der Mississippi sprang der Wind von West zu Ost über. Der Kommodore war entschieden der Meinung, daß es unklug sein würde, die direkte Route zu nehmen, wenn nicht das Schiff von erstklassiger Schnelligkeit ist. Die Mississippi entrann jedem Mißgeschick, indem sie Mitte Sommers das Kap der Guten Hoffnung umschiffte. Im Laufe der Fahrt sprach die Mississippi den englischen Dampfer Styx, der nach Mauritius bestimmt war. Um $\frac{1}{2}$ 10 am Morgen des 18. Februar wurde Mauritius zuerst von Deck aus gesehen, und mittags schon war die Mississippi auf gleicher Höhe mit Kap Bravant, nachdem man vom Schiff aus den Grand Port gesehen hatte, die Szene der denkwürdigen Schlacht im August 1810 zwischen einem englischen Geschwader unter dem Befehl der Kapitäne Pyne und Willoughby einerseits und der französischen Macht unter Kommodore Duperie anderseits. Die Engländer wurden damals aufs Haupt geschlagen.

Nachdem der Lootse früh am Abend die Mississippi nahe dem Hafeneende bestiegen hatte, ließ er den Dampfer während der Nacht im äußeren Hafen ankern. Am nächsten Morgen kam der Lotse aufs Schiff zurück und brachte mehrere Leichter mit, bemannt mit Eingeborenen von Malabar, um die Ankerung zu vervollständigen, was viel Mühe und Arbeit verursachte. Alle Schiffe, die nach Port Luiz kommen, leiden unter den Orkanen²⁵⁾. Die Regierung hat sich alle mögliche Mühe gegeben, der zerstörenden Wir-

²⁴⁾ Also etwa 5 Mark.

²⁵⁾ Auch in der jüngsten Zeit wurde Mauritius zweimal von verheerenden Zyklonen heimgesucht.

kung der wütenden Stürme entgegenzuarbeiten. Die Behörden werden kräftig unterstützt durch die Klugheit und unermüdliche Aufmerksamkeit des Seeleutnants Edward Kelly, des Hafенmeisters. Einen so günstigen Eindruck gewann der Kommodore von der Vorzüglichkeit des Hafendienstes, daß er dem Leutnant Kelly schriftlich seinen Dank aussprach für die Hilfe, die er der Mississipi erwiesen hatte.



3. Kapitel

Vom Kap bis Kanton

Ein portugiesischer Admiral, Mascarenhas, entdeckte Mauritius sowie die Nachbarinsel Bourbon im Jahre 1505. Die ganze Gruppe wurde Macarenhas-Inseln genannt. Die Portugiesen ergriffen im Jahre 1545 Besitz von Mauritius. 1598 gaben die Holländer der Insel ihren jetzigen Namen zu Ehren von Mauritius, dem Statthalter der Niederlande¹⁾. Sie besiedelten die Insel erst, nachdem sie 1640²⁾ eine Niederlassung am Kap errichtet hatten. 1708 verließen sie die Insel aus unbekanntem Gründen wieder, die danach von einigen Negern bewohnt wurde. 1715 nahmen die Franzosen die Insel unter dem Namen „Isle de France“ in Besitz. Sie behielten sie ungestört bis 1810³⁾, wo die Engländer sie einnahmen, die die Insel seit dem Frieden von 1814 behielten.

¹⁾ Von dem Sohne Wilhelms von Oranien, nach dem auch das berühmte Mauritshous im Haag benannt ist.

²⁾ Perry ist zum drittenmal unglücklich; das Jahr der Gründung von Kapstadt ist und bleibt 1652. Es ist wirklich merkwürdig, wie jemand drei Gelegenheiten hatte, das richtige Datum anzubringen und dreimal vorbeihaut, aber immer nach einer anderen Richtung.

³⁾ Im Dezember, nachdem sie im Juli desselben Jahres Bourbon gewonnen hatten.

Die Bevölkerung der ganzen Insel beträgt ungefähr 180 000 Köpfe. Darunter sind etwa 100 000 freigelassene Neger von Madagaskar und der Ostküste Afrikas. Außer ihnen sind dort Malaien, Fischer von der Malabar⁴⁾, Lascars und Chinesen⁵⁾. Die weiße Bevölkerung beträgt 9000 oder 10 000. Die meisten sind Kreolen⁶⁾ und sprechen Französisch. Die Kreolen sind die Wohlhabenden unter den Weißen. Die Engländer, die meist irgendwie zur Regierung gehören, sind ziemlich exklusiv. Aber auch die Franzosen sind hartnäckig. Daher besteht ein Nationalitätenhader. Die Frauen sind, wie fast stets, von größerem Eifer für ihr Volkstum⁷⁾, vielleicht weil sie weniger mit den Fremden zusammenkommen.

Während des kurzen Aufenthaltes des Schiffes in Mauritius zeigten die Beamten und Kaufleute die weitgehendste Gastfreundschaft gegen den Kommodore und seine Offiziere, ebenso auch die französische Bevölkerung. Port Louis ist die Hauptstadt der Insel. Hier spielt auch die rührende Geschichte von Paul und Virginie von Bernardin de St. Pierre.

Dem Rate erfolgreicher Seeleute folgend, nahm die Mississippi einen Umweg, wodurch die Entfernung von Mauritius nach Ceylon um 150 Meilen verlängert wurde, und fuhr westlich von den Cargados und zwischen der Insel Gallga und der Laya de Mahla-Bank; von da, die Bank umfahrend, steuerte das Schiff in östlicher Richtung nach Pona Moluque, der südlichsten der Maldiven, nachher ging der Kurs direkt auf Ceylon.

4) Also Drawida, wahrscheinlich Tamilen.

5) Neuerdings sind außer Mulatten die Hauptbewohner indische Banyanen und chinesische Kulis. Nach der allgemeinen deutschen Realenzyklopädie vom Jahre 1846 hatte Mauritius nur etwas mehr als 100 000 Einwohner.

6) Also eigentlich keine Weißen.

7) Eine Erfahrung, die ich z. B. von den feineren Burinnen und den deutschen Mädchen und Frauen in Amerika nicht bestätigen kann.

Der Kommodore hatte vor seiner Abreise von den Vereinigten Staaten zwei Schiffe mit Kohlen ausschicken lassen, eins nach dem Kap der Guten Hoffnung und eins nach Mauritius. Diese Vorsichtsmaßregel erwies sich als sehr klug, da das Geschwader sonst die größten Schwierigkeiten zu kohlern gehabt hätte. Etwa 500 Tons Kohlen und andre nötige Sachen wurden eingenommen, und am Morgen des 28. Februar verließ die Mississippi St. Louis in der Absicht, sich in Point de Galle oder Singapore mit frischem Brennmaterial zu versehen. Am Abend des 10. März erblickte man nach 13 tägiger Fahrt Point de Galle auf der Insel Ceylon.

Der Hafen von Point de Galle ist die gewöhnliche Station der englischen Postdampfer, die von und nach dem Roten Meere gehen, sowie von denen, die das Kap der Guten Hoffnung umsegeln und für Indien oder die Chinesischen Inseln bestimmt sind. Große Quantitäten von Kohlen und Brennmaterial werden von England dort aufgestapelt; jeden Monat kommen ungefähr 10 Schiffe dorthin. Die Orient-Dampfschiffahrt-Gesellschaft hatte bestimmten Befehl gegeben, keine fremden Kriegsschiffe mit Kohlen zu versehen, und demzufolge konnte die Mississippi nur eine beschränkte Anzahl Kohlen von der bengalischen Regierung einnehmen.

Die Stadt Galle ist auf einer Halbinsel gelegen. Dicke Mauern von beträchtlicher Höhe schließen die Stadt ein, und die Einwohner leben darin wie in einer Festung. Den frischen Seewinden ist der Zugang fast gänzlich versperrt, und die Einwohner leiden sehr unter der Hitze, wie es ja auch nicht anders sein kann in einer Stadt, deren Breitegrad beinahe unter dem Äquator liegt. Während des Aufenthalts der Mississippi war der höchste Stand des Thermometers (Fahrenheit) 85°, der niedrigste 82°⁸⁾. Der gewöhnliche Stand ist 70 bis 87°.

⁸⁾ Die Amerikaner hatten Glück. Der Wärmemesser steigt in Ceylon bis auf 120° Fahrenheit.

Dem Kommodore war es sehr unangenehm, daß der Handelsagent⁹⁾ in Point de Galle im Schuldturn saß. Aber er konnte nichts für ihn tun; der Fehler war in dem damaligen Konsularsystem der Vereinigten Staaten zu suchen¹⁰⁾.

Die Mississippi¹¹⁾ verließ Gall am Morgen des 15. März und dampfte nach Great Nicobar Island, der südlichsten der Gruppe dieses Namens. Am 20. erreichte sie Great Nicobar, und der Dampfer ging in die Straße von Malakka, indem er nach der Malaiischen Küste zusteuerte, wo das Wetter ruhiger und der Himmel weniger bewölkt sein soll. Als sie von der Meerenge von Malakka in die Meerenge von Singapore einbogen, wurden die Inseln häufiger und die Durchfahrt daher beschwerlich. Sie gelangten am 25. März in den Hafen von Singapore.

Der Aufenthalt der Mississippi in Singapore war nur kurz; so war wenig Gelegenheit, etwas von der europäischen Gesellschaft zu sehen. Singapore ist von größter Wichtigkeit für die englischen Postdampfer wegen der Kohlen. Die Mississippi verließ Singapore am 29. März, nachdem sie das nötige Brennmaterial an Bord genommen hatte. Das Schiff ging durch den Mittelkanal, an einem Feuerhause vorbei, welches Pedro Branca¹²⁾ genannt war, weil die Absicht war, nach der Cochinchina- und Hainan-Küste zu gehen. Der Kommodore bemerkte, daß eine einmalige Ebbe und Flut 24 Stunden dauerte.

Am Morgen des 6. April wurden wohl 170 kleine Fischerboote gezählt, welche einem kleinen Fische, ähnlich der Sardine des Mittelländischen Meeres, nachstellten. Das Schiff setzte den Kurs fort zur Reede von Macao und ankerte beim Dunkelwerden unter den Ladronen.

⁹⁾ Wir würden sagen: Wahlkonsul.

¹⁰⁾ Zu wenig Gehalt!

¹¹⁾ Vorausgeht ein Überblick über die Geschichte, die Bevölkerung und die Hilfsquellen Ceylons.

¹²⁾ Portugiesisch = Weißenfels.

Am folgenden Morgen erreichten sie die Reede, und nachdem man Wasser aufgenommen, wurde der Kurs bis Hongkong beibehalten, wo das Schiff bei Sonnenuntergang desselben Tages unter Anker ging. Hier fanden sie die Kriegsschaluppen Plymouth und Saratoga und das Munitionsschiff Supply; die Susquehanna sahen sie nicht. Dieses Schiff war als das Flaggschiff des Kommodore bezeichnet. Zu seinem Erstaunen und seiner Enttäuschung war das Schiff vor 14 Tagen nach Shanghai gesegelt mit mehreren Herren an Bord, dem ehrenwerten Herrn Marschall, sodann dem Legationssekretär Dr. Parker und Herrn Forbes, Konsul der Vereinigten Staaten in Kanton, welche der Kommodore gern gesprochen hätte, ehe er nach Japan weitersegelte. Er sandte infolgedessen die Plymouth nach demselben Hafen (Shanghai) mit dem Befehl an den Kapitän Buchanan¹³⁾ von der Susquehanna, dort zu warten, bis die Mississippi nachkäme; glücklicherweise lag Shanghai nicht weit ab vom Wege nach Japan.

Die Mississippi hielt sich nur kurze Zeit in Hongkong auf und segelte nach Macao und von dort nach Whampoa am Kantonfluß, wo sie vor Anker ging. Die Überfahrt nach Kanton wird in Booten bewerkstelligt und ist nicht angenehm.

¹³⁾ Vermutlich Verwandter des Präsidenten Buchanan.





4. Kapitel

Die Taiping

Die Höhle des Camoens, worin dieser Dichter einen Teil der Lusiaden geschrieben haben soll, ist ein Platz des allgemeinen Interesses in Macao. Am Abend des 28. April lichtete die *Mississippi* wieder die Anker, und der Kurs richtete sich nun auf Shanghai. Die Fahrt an der Küste von China von Hongkong zu der Mündung des Yangtzekiang ist in den meisten Jahreszeiten schwer und verwirrend. Der Kommodore war in Shanghai der Gast der amerikanischen Firma Russell & Comp. Er machte auch dem Taotai mit 20 seiner Offiziere einen Besuch.

Während der Kommodore in Shanghai war, hatte die Revolution, welche noch im Anwachsen war, große Fortschritte gemacht. Obgleich neue Verwicklungen sich ereignet hatten, die die Lage der Dinge sehr verändert hatten, soll nicht versäumt werden, des Kommodore Beobachtungen einer Volksbewegung zu erwähnen, welche begreiflicherweise sein tiefstes Interesse in Anspruch nahmen. Er schreibt an Ort und Stelle im Mai 1853¹⁾: „Die po-

¹⁾ Es war das im vierten Jahr der Taiping-Revolution.

Diesmal ist Perry über die inneren Verhältnisse besser unterrichtet, als bei Südafrika. Es handelt sich um den Aufstand der Taiping. Seit einem Menschenalter schon wurden in China die Aufstände immer schlimmer und immer häufiger. Als „das Haar, das des Kameles Rücken brach“, kam nun noch der Druck von außen dazu: der Druck von englischer Seite, wo man bemüht war, mit allen Kräften die dem Himmelssohn abgerungenen Vorteile auszubenten, seitens der Amerikaner, denen Perry die Annektion For-

litische Lage Chinas ist sehr unruhig; das ganze Reich scheint in einem Zustand von Bewegung zu sein, der auf

mosas empfahl, und von seiten der Russen, die 1853—55 vom ganzen Amur Besitz ergriffen und bereits an die Besetzung Urgas, der Hauptstadt der Ostmongolei, gingen. So war der Hintergrund der Bühne beschaffen, auf der sich die Revolution der Taiping abspielte.

Die Revolution nahm bei den Miaotse ihren Anfang. Der Reformator Hung siu tsiuen, der Führer eines Hakka-Clans, also nichtchinesischer Herkunft, erlernte die Sprache der Miaotse und warb bei ihnen Anhänger. Auch ließ er sich vom Missionar Roberts in Kanton unterweisen. Die Lehre Hungs war kommunistisch gefärbt. Sein Ideal war eine sozialistische Theokratie.

Angebliche Nachkommen der letzten einheimischen Dynastie, der Ming, lebten unter den Miaotse in den unzugänglichen Höhen der Provinzen Liang, Kuang und Fukian und suchten ihre Ansprüche auf den Thron in fortwährenden Empörungen geltend zu machen. Sie stifteten in verschiedenen Teilen des Reiches geheime Gesellschaften. Schon mehrmals hatten dieselben den Staat in große Bedrängnis gebracht, und durch sie war auch der allgemeine Verfall der Regierung mit bewirkt worden, der sich schon unter Kia-king (1796—1810) in auffallenden Zeichen kundgab; ihr Plan, die Tsing zu stürzen, scheiterte aber stets an der Furcht der Masse des Volkes vor den Mandschutruppen. Die Kämpfe mit den Engländern enthüllten indes nicht bloß die militärische Schwäche des Reichs der Mitte, sondern infolge des durch den Vertrag herbeigeführten Verkehrs mit den Europäern kamen auch eine Menge neuer Ideen in Umlauf. Es bildete sich eine Reformpartei, welche die Vorschriften der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit, die in den Schriften der Altvorderen ständen, wieder zur Geltung bringen wollte und sich hauptsächlich längs der südöstlichen Uferlandschaften und im Stromgebiete des Jangtsekiang konzentrierte. Mit diesen Reformbestrebungen hing auch der Aufstand der Mingleute zusammen. Guerillakriege zu Wasser und zu Land, in denen die Engländer dem Kaiser erfolgreich beistanden, waren die Vorläufer der großen Schilderhebung der Mingleute, die 1851 stattfand. Das Oberhaupt derselben, der soeben erwähnte Hakka-Häuptling Hung, nannte sich bald Tai-ping (der große Friedensfürst), bald Tiente (der große Himmelssohn). Er leitete seinen Ursprung in gerader Linie von der Mingdynastie ab und trat als Vorkämpfer für die nationale Selbständigkeit gegenüber der tatarischen Zwingherrschaft auf. Der alte Glanz des Reiches sollte erneuert, allgemeiner Friede und der alte Glaube des Konfuzius in seiner Reinheit hergestellt, der

eine mächtige Revolution schließen läßt; die eine Hälfte des Landes ist von Aufrührern besetzt, welche angeben,

Buddhismus und der Taoglaube aber ausgerottet werden. In diese religiösen Reformen mischten sich auch christliche Ideen ein; ja es soll sich Tiente sogar vom deutschen Missionar Gützlaff haben taufen lassen; gewiß ist, daß er mit diesem in gutem Einvernehmen stand.

Über den Verlauf des Aufstandes selbst sind nur unvollständige Angaben vorhanden. Seit Anfang 1850 beunruhigten Bandenführer die Provinzen Kuang-si, Kanton und Hu-nan. Trotz energischen Einschreitens von seiten des Kaisers dehnten sich die Mingleute unter Mitwirkung der geheimen Gesellschaft in den Alpengauen und schwer zugänglichen Bergwaldungen südwestlich der Kreis-hauptstadt Kuei-lin immer weiter aus und erfochten so bedeutende Vorteile, daß sich Tiente im September 1850 als Kaiser proklamierte. Obwohl die kaiserlichen Truppen Niederlage auf Niederlage erlitten, so verkündeten doch die offiziell'en Nachrichten immer sicherer den ganz nahen Untergang der Empörer. Beiderseits verfuhr man mit barbarischer Grausamkeit. Vermehrung der eigenen Hilfsquellen und Verminderung der feindlichen, Vergrößerung des Ansehens Tientes und Diskreditierung des Sohnes des Himmels, Erweiterung des Aufstandsgebietes und Einschulung des Heeres — diese sehr bedeutenden Vorteile erkämpften die Mingleute im Laufe von 1850 und 1851. Am schwersten fällt unter diesen Vorteilen die Überlegenheit ins Gewicht, welche sich ihre Truppen nach und nach aneigneten. Die Mingleute hatten vor den kaiserlichen Truppen strategische Berechnung, taktische Gewandtheit, Kriegszucht und Übung in den Waffen voraus und erlangten dadurch 1852 entscheidende Vorteile. Der Kaiser richtete insgeheim ein Interventionsgesuch an seine europäischen „Freunde“, rüstete sich aber zugleich zur Flucht. Seine Heere fanden bei ihrer Raublust nirgends Vorschub auf seiten der Bevölkerung. Der Aufstand in Ho-nan nahm mit dem Erscheinen der Grenztruppen die gefährlichste Wendung: alles erhob sich gegen die wilde Soldateska. Einige Kreise baten Tiente um Hilfe, und dieser zögerte nicht, Truppen zu senden, welche die Kaiserlichen verjagten. Die Besetzung von Hu-kiang und den dortigen Emporien des Handels machte sich dem Verkehr bereits sehr fühlbar. Bis Shanghai empfand man die Stockung der Zufuhren, und nun bereiteten sich die Mingleute, ihrem Feinde einen noch tödlicheren Schlag zu versetzen. Im Februar 1853 rückte Tiente gegen Nanking vor, proklamierte die Absetzung der Tsing-dynastie und schrieb neue allgemeine Prüfungen aus, d. h. versprach eine durchgreifende Reinigung des Beamtenstandes. Am

Altchinesen zu sein²⁾, die vor langer Zeit von der gegenwärtig regierenden Dynastie vertrieben worden waren. Das Haupt der Rebellen ist ein sehr weitsichtiger Mann, welcher aus Enttäuschung oder eines eingebildeten Übels halber aus seiner literarischen Laufbahn (die sehr im Ansehen bei den Chinesen steht) gerissen wurde und seine Unzufriedenheit zeigte, die in offene Rebellion ausartete. Zuerst hatte er nur wenige Anhänger, aber im Laufe der Zeit scharte sich eine große Menge um seine Fahne, und nun, nachdem er viele Provinzen überrannt hat, ist er in ruhigem Besitz der großen Stadt Nanking.

Dieser Mann tadelt die herrschende Religion und hat zahlreiche buddhistische Tempel vernichten lassen. Er bekennt sich zu einem Glauben, ähnlich dem der Mormonen Amerikas, und behauptet, er habe beständigen Umgang mit Gott und sei von ihm als sein Sohn anerkannt. Seine

21. März 1853 hielt Tiente seinen Einzug in Nanking, der ehemaligen Hauptstadt der letzten einheimischen chinesischen Dynastie der Ming, und richtete daselbst auf der Grundlage der heiligen Schrift des Neuen und Alten Testaments eine neue Religions- und Regierungsform ein. Die Regierung verteilte er unter eine Bruderschaft von 7 Königen, die sich als die rechtmäßigen Gebieter aller Reiche unter dem Himmel betrachteten. Zwei heranziehende kaiserliche Heere wurden geschlagen, alle Plätze am Kaiserkanal genommen, und schon wälzten sich die Sieger, ohne auf bedeutende Hindernisse zu stoßen, gegen die reiche, von 2 Millionen bevölkerte Stadt Kai-fong, erlitten aber hier ihre erste folgenschwere Niederlage und gaben gegen Ende August 1853 die Belagerung der Stadt auf. Sie überschritten den Gelben Fluß und standen am 30. Oktober 1853 vor der Stadt Tien-tsin, der größten Handelsstadt am nordwestlichen Stillen Ozean, gewissermaßen dem Hafen von Peking, mußten aber auch hier dem vom Kaiser in Eile berufenen Heerbann der mongolischen Lehnsfürsten weichen. Im folgenden Jahre wurden sie bei Tong-tschang endlich total geschlagen und zurückgeworfen. (Aus Wirth: „Gesch. Asiens.“) Man lese auch das 5. Kapitel („Gegen die Taipings“) in den „Briefen und Tagebuchblättern des Generals Charles Gordon of Khartum“ (Bibliothek wertvoller Memoiren, 8. Band) S. 185—237, sowie Spielmann: Der Aufstand der Taiping.

²⁾ Anhänger der Ming-Dynastie.

unwissenden und zuchtlosen Anhänger glauben an diese angebliche Geschichte; er hat durch seine religiösen Tricks große Macht und Ansehen erlangt. Er gibt vor, mit den Christen eines Sinnes zu sein und schließt daraus, daß alle christlichen Nationen ihm helfen sollten, die gegenwärtige Usurpatorenfamilie vom Thron zu verdrängen und auf den erhabenen Thron einen wirklichen Sohn des Himmels zu setzen, einen, der an den Dekalog²⁾ glaubt, und einen Sprößling der alten chinesischen Könige. Er beanspruchte das kaiserliche Diadem nicht für sich, aber man kann sich denken, daß er, kraft seines religiösen Dogmas, wenn die Zeit gekommen wäre, sich selbst als den großen Himmelssohn auf Erden proklamieren würde³⁾.“

In dieser Zeit der Bewegung war es natürlich, daß die ausländischen Kaufleute voller Besorgnis über die Sicherheit ihres Eigentums waren. So schrieben denn die amerikanischen Häuser in Shanghai einen Brief an den ehrenwerten Herrn Humphrey Marshall, Minister der Vereinigten Staaten; sie erklärten in dem Brief, daß ihre Güter, die auf ihre Gefahr im Hafen von Shanghai lagerten, nach vorsichtiger Schätzung sich auf 1 200 000 Dollar beliefen. Sie erachteten, daß hier Staatsschutz eintreten müsse. Wenn es aber wahr wäre, wie man sage, daß die Flotte wieder wegsegeln wolle, so würde das aussehen, als ob der Staat sie nicht schützen wolle. Kommodore Perry, der die Interessen amerikanischer Bürger in China bedachte und doch gleichzeitig den großen Zweck seiner Expedition nicht vergaß, beschloß, die Plymouth zum Schutze von Leben und Eigentum dazulassen, aber sich sonst nicht einzumischen. Das Verlangen des amerikanischen Geschäftsträgers nach einem Kriegsschiffe, das ihn zur Rekognoszierung an die Mündung des Peiho⁴⁾ brächte, erfüllte der Kommodore

²⁾ Die zehn Gebote.

³⁾ Perrys Prophezeiung war richtig, wie aus obiger Anmerkung hervorgeht.

⁴⁾ Offenbar, um nach Peking zu gehen.

nicht, der alle seine Seekräfte für die Expedition nach Japan konzentrieren wollte.

Am 4. Mai war die Mississippi in Shanghai angekommen, und bis zum 17. dauerte es, um den Kommodore auf die Susquehanna zu versetzen⁵⁾, welches nun sein Flaggschiff wurde.

Nun wurden noch Tonnen von chinesischem Cash⁶⁾, das auf den Liukiu verteilt werden sollte, verladen — eine etwas ungewöhnliche Fracht.

Montag, den 16. Mai 1853, morgens, fuhr die Mississippi den Fluß hinunter, und am nächsten Tage folgte der Kommodore in der Susquehanna, während die Plymouth zurückgelassen wurde, um den Gang der Ereignisse im aufrührerischen Lager abzuwarten. Ihr Befehlshaber hatte Weisungen, so früh wie mit der Sicherheit der amerikanischen Interessen in Shanghai vereinbar den Schiffen nachzufolgen.

Der Tag der Abreise war ungewöhnlich klar, und die bebauten Ufer des Flusses erschienen mit ihren Obstgärten und Getreidefeldern so schön wie noch nie. Die Abreise von Shanghai gestaltete sich bei dem schönen Wetter, welches jeden Gegenstand in besonders heiterem Lichte erscheinen ließ, bei den herrlichen Klängen des Musikkorps, bei der großen Volksmenge am Ufer und bei dem natürlichen Enthusiasmus aller Teilnehmer der Fahrt zu einem großen festlichen Ereignis.

Die Mississippi war, wie wir gesehen haben, der Susquehanna vorangeeilt, auf die der Kommodore jetzt übersiedelt war, und schloß sich der Supply an, nachdem sie am Nord-Sand gestrandet und glücklich ohne Beschädigung wieder flott geworden war.

Es muß noch erwähnt werden, daß in Shanghai der berühmte Reisende Bayard Taylor⁷⁾ an Bord kam und,

⁵⁾ Wörtlich, kein Schifferlatein!

⁶⁾ Chinesische Münze.

⁷⁾ Durch afrikanische und asiatische Abenteuer, auch als Übersetzer des „Faust“ bekannt.

wenn auch mit Widerstreben, als Mitglied der Expedition aufgenommen wurde. Auf seine Schilderungen geht manches im folgenden, namentlich die Erzählung von dem ersten Besuch auf den Liukiu, zurück.

Das Geschwader, welches nun nach den Liukiu segeln wollte, bestand aus der Susquehanna, der Mississippi, der Supply und der Caprice.

Die Susquehanna ging am 23. Mai um 1 Uhr unter Segel, gefolgt von der Mississippi mit der Supply im Schlepptau — alle bestimmt für Napha, den Haupthafen der großen Liukiu-Insel.

Abends kam das Land in Sicht, und Napha wurde erreicht.

—————

5. Kapitel

Ankunft auf den Liukiu

Donnerstag, den 26. Mai, lag das Geschwader ruhig vor Napha, dem Haupthafen der Liukiu — der erste Ort, auf dem die Expedition japanischen Boden berührte. Die Liukiu-Gruppe besteht aus 36 Inseln, die in beträchtlicher Entfernung voneinander liegen, zwischen $24^{\circ} 10'$ und $28^{\circ} 40'$ nördlicher Breite und 127° und 129° östlich von Greenwich.

Es ist eine umstrittene Frage, zu welcher Macht Liukiu gehört¹⁾. Nach einigen soll es eine Dependenz des japa-

¹⁾ Ich sage hierüber in meiner „Geschichte Formosas“, S. 61 f.: „Schon im 7. Jahrhundert n. Chr. hatten die Japaner Gesandtschaftsverkehr mit dem Königreiche oder den verschiedenen Königreichen des Liukiu-Archipels. Die einheimische Dynastie der Lutschuaner, die allmählich die anderen Häuptlinge verdrängte und die bis ins 19. Jahrhundert sich behauptet hat, scheint gerade in der Mitte des 7. Jahrhunderts sich begründet zu haben. Im 13. Jahrhundert begann man zwar, nach dem Beispiel der 18000jährigen Perioden

nischen Fürsten von Satsuma sein, andere wieder rechnen es zu China. Die Wahrscheinlichkeit spricht zugunsten eines mehr oder weniger absoluten Abhängigkeitsverhältnisses von Japan, und möglicherweise auch in irgendeiner Art Unterwerfung gegenüber China, dem sie unzweifelhaft Tribut schicken. Sprache, Gebräuche, Gesetze und Kleidung, ihre Tugenden, ihre Laster und ihre Handelsbeziehungen, alles trägt dazu bei, diese Meinung²⁾ zu bestärken.

Die große Liukiu wurde von den Schiffen aus auf eine Entfernung von mehr als 20 Meilen gesehen, und als man nahe genug herangekommen war, bot sich ein einladender Anblick, den ein Offizier der Expedition folgendermaßen beschreibt: „Die Ufer der Insel waren grün und

der Chinesen, von einer voraufgehenden Herrschaft der Dynastie von 18 Jahrtausenden zu fabeln, allein die 25 Könige, so vor 1200 n. Chr. regiert haben sollen, führten bei einer reichlich bemessenen durchschnittlichen Regierungszeit von 22 Jahren höchstens zu 650 n. Chr. zurück. Shimadzu der Satsuma erscheint 1179 als Herr der Nord-Liukiu. Gegen 1200 n. Chr. lassen sich vertriebene Sippenossen der schwertberühmten Shogunfamilie der Taira auf den mittleren Liukiu nieder, bald darauf erobert Tametoma aus dem gleich edeln Geschlechte der Minamoto die südlichen Inseln des Archipels. Seit 1372 siedeln Chinesen auf Okinawa und chinesisches Schrifttum wird allgemein aufgenommen. Aus Verehrung gegen die chinesische Kultur und gegen die sich stets günstig erweisenden Ming will der König von Liukiu den Zug Hideyoshis nicht unterstützen. Dies nehmen die Japaner zum Vorwand, sich der Liukiu zu bemächtigen. Der Fürst von Satsuma, wieder ein Shimadzu — bis zur Meiji gehörte dieser Familie das angesehene Daimyat — wird 1609 beauftragt, die Inseln zu besetzen. Er betraut Kabáyama Hisataka mit der Aufgabe, welche dieser mit 100 Kriegsschiffen und 3000 Mann ohne sonderliche Mühe ausführt. Der weitverzweigten lutschuanischen Handelsverbindungen sich geschickt bedienend, schicken in der Folge die Shimadzu, wenn geldbedürftig, einen ihrer Leute mit den lutschuanischen Händlern jährlich nach Futschau und erzielen großen Gewinn.“

²⁾ Welche Meinung? Der ganze Satz ist unklar und außerdem ein ethnologisches Monstrum. Das Nötige hierüber weiter unten.

schön, bedeckt mit Wäldern und Feldern von frischstem Grün. Ein erquickender Regen hatte die Farbenpracht der Landschaft noch gehoben, und die Erinnerung an blühendste englische Landschaften wurde in mir erweckt. Die schwellenden Hügel, unmittelbar am Ufer beginnend, stiegen nach dem Innern zu malerischen Höhen auf, und einzelne Felsenstücke ließen auch auf vulkanische Tätigkeit schließen. Wälder, anscheinend mit Zeder- oder Fichtenbestand, schmückten den Kamm der Höhen, während weiter unten sich Gärten und Getreidefelder ausdehnten. Nach Norden zu stiegen die Höhen an, und die Küste spaltete sich in zwei Landzungen, zwischen denen sich eine Bai oder Einschnitt befand. Um 3 Uhr waren wir der Küste so nahe, daß wir klar im Mittelpunkt der Bai die Stadt Napha sehen konnten. Das vorgelagerte Kap, Abbey Point, war mit Grün bedeckt und am äußersten Ende von einer abgesondert liegenden Felsengruppe gekrönt, die mit ihren seltsamen Formen dem Kap wohl den Namen gegeben haben mochte. Die Hügel waren mit weißen Punkten besetzt, die ich erst für Wohnhäuser hielt; aber es waren Gräber aus Kalksteinfelsen.“

Als das Schiff ankam, wurde die britische Flagge auf einem Flaggenstock vor einem Hause nahe am Ufer gehißt; es war die Wohnung des Missionars Mr. Bettelheim, eines übergetretenen Juden, der in England geheiratet hatte und jetzt seit 5 oder 6 Jahren auf der Insel lebte, und zwar unter dem Schutz einer Gesellschaft frommer englischer Seeoffiziere und sehr gegen die Gefühle der Liukiu-Leute. Nachdem Abbey Point passiert war, kam der innere Hafen in Sicht und damit eine Anzahl japanischer Dschunken, die dort vor Anker lagen. Am Fuße des Flaggenstockes sah man zwei Personen, die die Bewegung des Geschwaders beobachteten, und durch das Teleskop sah man viele Menschen mit weißen Schirmen aus der Stadt kommen.

Das Schiff lag noch nicht zwei Stunden vor Anker, als ungeachtet des Regens ein Boot mit zwei Beamten kam. Dieselben betraten das Deck unter tiefen Ver-

beugungen und gaben eine gefaltete rote japanische Visitenkarte ab, die beinahe eine Elle lang war. Die Hauptperson trug ein sehr schönes lachsfarbenes Gewand, während die Kleider der übrigen zwar gleichen Schnitt hatten, doch von blauer Farbe waren. Auf dem Kopfe hatten sie glänzend gelbe Kappen, um den Leib schlangen sich blaue Schärpen, und die Füße steckten in weißen Sandalen. Ihre Bärte waren lang, schwarz und dünn, und sie schienen so ungefähr 35 bis 40 Jahre alt zu sein. Ihr Gesicht war von japanischem Typus, und die Hautfarbe war dunkles Oliv. Wer sie waren und was sie wollten, konnte nicht gleich festgestellt werden, da gerade kein Dolmetscher an Bord der Susquehanna war, auf die sie kamen; aber es fand sich einer unter des Kommodores Dienern, der genug verstand, um nach der Inschrift auf der Karte zu sehen, daß der Besuch nur ein chin-chin war, das ist eine Begrüßung zur Ankunft. Jedoch der Kommodore, der nach seinem bestimmten Plane handelte, wünschte weder sie noch auch andere Würdenträger der Insel zu sehen; und so kehrten sie wieder zum Ufer zurück. Sie waren ohne Zweifel zum Beobachten gesandt, damit die Autoritäten auf der Insel ihr Benehmen danach einrichten könnten.

Kaum waren sie gegangen, da kam Mr. Bettelheim in einem Eingeborenenboot an Bord; seine Beziehungen zu den Insulanern waren so, daß er die Ankunft des Geschwaders mit Entzücken begrüßte und große Freude zeigte. Er wurde nach des Kommodore Kajüte geführt und blieb zwei bis drei Stunden dort; im Laufe des Gespräches zeigte es sich, daß er noch nicht einmal von der Absicht einer amerikanischen Expedition gehört hatte; daß anderthalb Jahre verflossen waren, seit ein fremdes Schiff Napha berührt hatte, und daß er ganz außer sich vor Freude war. Seine Bootsleute bekamen Grog und Kuchen, und in ihrer Freude darüber faßten sie, wie sie wieder gelandet waren, den Beschluß, den Missionar 3 Meilen die Küste entlang zu tragen.

Am nächsten Tag, dem 27., sahen die Ufer womöglich noch blühender aus, und alles an Bord war entzückt von der Lieblichkeit dieses Anblicks. Gegen 7 Uhr kamen 4 Boote an, die Geschenke brachten; in dem einen Boote waren die beiden Besucher vom Tage zuvor wieder und brachten eine andere Karte mit, wie es schien, eine Liste der Geschenke. Der im lachsfarbenen Anzug hat sich am ersten als „Whang-cha-ching“ vorgestellt; vermutlich die lutschuanische Aussprache für „Wang-ta-zhin“, soviel wie „Seine Exzellenz, Herr Wang“. Die überreichten Geschenke bestanden aus einem jungen Ochsen, mehreren Tauben, einer weißen Ziege, Geflügel, Gemüse und Eiern. Die Geschenke wurden zurückgewiesen, und die sie brachten, durften auch nicht an Bord kommen. Sie warteten etwas und kehrten dann zur Stadt zurück, mit einem Ausdruck von Angst und Unbehagen auf den Gesichtern. Nun wurde beobachtet, daß mehrere Dschunken den Hafen verließen und nach Norden segelten, wahrscheinlich nach Japan. Einige fuhren ganz nahe an den Schiffen vorbei, um ihre Neugier durch eine genauere Inaugenscheinnahme so großer Schiffe zu befriedigen. Die Dschunken waren den chinesischen ziemlich ähnlich und hatten auch, gleich ihnen, zwei große Augen im Bug eingesetzt, wie um den Weg sehen zu können. Unzweifelhaft hatte die Ankunft des Geschwaders große Aufregung zwischen den Dschunken hervorgebracht, denn Napha hatte noch nicht einmal je halb so lange Schiffe gesehen, und wahrscheinlich waren nun einige Dschunken ausgesandt, die Nachricht von dem Erscheinen des Geschwaders bei den Liukiu-Inseln nach Japan zu bringen.

Ein Boot wurde an Mr. Bettelheim gesandt, und er frühstückte zusammen mit dem Reverend Mr. Sones und dem Dolmetscher Mr. Wels Williams beim Kommodore. Dieser beschloß eine Erforschung der Inseln. Es wurde eine Expedition zusammengesetzt, die aus drei Partien bestand — zwei zur See und eine ins Innere. Die ersteren sollten die östlichen und westlichen Küsten in Augenschein

nehmen, die andere sollte das Innere erforschen und Tiere, Mineralien und Pflanzen sammeln. Dann beschloß der Kommodore, sich ein Haus am Ufer zu verschaffen, und verständigte Mr. Brown, den Künstler, in bezug auf die Daguerreotyp-Apparate, die er instand und dann in Betrieb setzen sollte.

Am 27. gab der Kommodore dem Obermatrosen die Erlaubnis, ein Boot zu nehmen und im Hafen herumzufahren, verbot ihnen jedoch, zu landen oder mit den Eingeborenen in Verbindung zu treten. Wir lassen Mr. Bayard Taylor, der auch mit dabei war, selber erzählen: „Die Besatzung unseres Bootes waren Chinesen, die ganz unwissend im Gebrauch von Rudern waren, und unser Ausflug würde keinen Nutzen gehabt haben, wäre die See nicht völlig ruhig gewesen. Die Flut war beinahe vorüber und das Wasser war sehr seicht in der Nähe der Riffe. Wir fanden jedoch einen kleinen Kanal und landeten auf einem Felsen, der sich einen Fuß überm Wasser erhob. Die kleinen Sümpfe, die seine Oberfläche bildeten, wimmelten von Krabben, Seesternen und einer Anzahl kleiner blauer Fische. Wir fanden verschiedene schöne Muscheln, die an den Korallen hingen, aber alle unsere Anstrengungen waren vergebens, einige von den Fischen zu fangen. Die Ebbe trat ein, und wir mußten umkehren. Wir hingen einige Zeit an den Korallenbänken, entzückt von den wundervollen Farben und Formen der reichen Vegetation des Meeres. Die Koralle wuchs in runden Bänken, mit klaren, tiefen Wasserflächen dazwischen, und glich Miniaturhügeln mit herbstlichen Wäldern. Die schönsten Farbenspiele von blau, violett, mattgrün, gelb und weiß schimmerten zwischen den Wogen, und all die verschiedenen Formen das vegetabilischen Lebens waren dort zwischen Klippen und Abgründen beisammen. Dort wie auch zwischen den Korallenriffen schossen die kleinen blauen Fische hin und her, gleich Pfeilen vom reinsten Lapislazuli, und noch eine andere Sorte, grün, mit goldenen punktierten Schwänzen und Flossen; sie entgingen unserer

Jagd, wie der kleine grüne Vogel in dem arabischen Märchen. Tiefer, im dämmernden Grunde des Wassers, sahen wir ab und zu einige große braune Fische, die vor dem Eingang zu den Korallengrotten herumschwammen, als wenn sie auf der Lauer lägen nach deren glänzenden kleinen Bewohnern. Das Wasser war so klar, daß man in die tiefste Tiefe sehen konnte, und es schien uns, als schwebten wir über Wäldern und grünen Hügeln. Von allen Wundern des Meeres, die die Dichtkunst besingt, war dieser Anblick sicher einer der schönsten. Schließlich gelang es uns, mehrere schöne Korallensorten zu erlangen. Die Spitzen der Zweige waren weich und klebrig, und es entströmte ihnen ein scharfer Geruch.“

Am 30. verbreitete sich das Gerücht an Bord, daß einige hohe Würdenträger beabsichtigten, einen Besuch auf der Susquehanna zu machen. Mr. Williams, der Dolmetscher, kam an Bord und bezog sein Quartier, und ein Boot ging ab für Mr. Bettelheim, der auch dabei sein sollte.

Am Tage vorher waren Leutnant Contee und Mr. Williams an Land gegangen, um dem mutmaßlichen Gouverneur von Napha, der sich inzwischen als der Bürgermeister entpuppt hatte, einen Besuch zu machen. Sie wurden sehr freundlich und höflich empfangen, obwohl der Bürgermeister nicht damit zurückhielt, wie tief die Abweisung der Geschenke ihn verletzt hätte. Doch Leutnant Contee setzte ihm auseinander, daß es ein allgemeiner Grundsatz sei, solche Geschenke für das Schiff nicht anzunehmen, und daß deshalb die Zurückweisung keine Beleidigung wäre; und eine solche sei auch durchaus nicht beabsichtigt gewesen.

Um 1 Uhr kamen denn auch die Liukiu-Würdenträger an, und zwar in einem ganz gewöhnlichen Eingeborenenkahn. Alles war in Gala, und es waren alle Vorbereitungen getroffen worden, um Respekt und Ehrfurcht zu erzeugen. Ein Subalternbeamter erschien zuerst an der Fallreepstreppe mit einer Visitenkarte seines Chefs, die der Dol-

metscher Mr. Williams in Empfang nahm und las; darauf ging der Beamte wieder zurück, und einige Minuten später erschien, gestützt auf zwei seiner Beamten, der Regent des Königreichs Liukiu, ein ehrwürdiger alter Herr. Die Kapitäne Buchanan und Adams empfingen ihn an der Fallreepstreppe und wurden vom Regenten nach Landessitte begrüßt. Er kreuzte die Arme über der Brust, während er sich tief verbeugte, und drehte den Kopf nachlässig dabei von der Person fort, die er anredete. Der Fürst, wurde gesagt, sei erst 11 Jahre alt und kränklich. Der alte Herr führte die Regentschaft für ihn. Sechs oder acht andere Beamte und ein Dutzend Untergebene folgten dem Regenten an Bord. Drei Kanonenschüsse wurden als Salut abgefeuert, was einige Beamte von Liukiu so erschreckte, daß sie auf die Knie fielen.

Einer der Hauptzüge der Besucher war ihr unerschütterlicher Ernst. Indessen merkte man ihnen doch große Neugier, mit beträchtlicher Besorgnis vermischt, an; aber sie bestrebten sich sehr, eine sehr würdige Miene zu zeigen. Sie wurden nach des Kommodores Kajüte und dann durch das Schiff geführt. Sie betrachteten alles mit großem Ernst, aber als sie an die Dampfmaschine kamen, verschwand der angenommene Gleichmut, und man merkte, daß dies etwas war, was über ihren Verstand ging. Im übrigen waren sie rascher in der Auffassung als die Chinesen und sahen auch hübscher und gepflegter aus.

All diese Zeit hatten sie den Kommodore noch nicht gesehen. Er war in einsamer Würde in seiner Kajüte geblieben. Es war nicht beabsichtigt, ihn den Augen der gewöhnlichen Sterblichen zu gemein zu machen. Nun wurde den Besuchern mitgeteilt, daß sie jetzt vor den Kommodore geführt werden sollten. Wie der Regent den Mastblock betrat, intonierte die Musikkapelle einen Marsch; aber der würdige alte Mann ging vorüber, ohne auch nur nach den Musikanten hinzusehen. Der Kommodore empfing und unterhielt seine Gäste sehr freundlich, und während der anderthalb Stunden, die der Besuch dauerte, wurden

Freundschafts- und Friedensversicherungen zwischen ihm und dem Regenten gewechselt. Als sich der Regent zurückzog, wurde er feierlich begleitet und ihm wie bei seiner Ankunft große Ehrenbezeugungen erwiesen.

Zwischen anderen Gesprächen hatte der Kommodore seinen Gast wissen lassen, daß er sich die Ehre geben würde, ihm eine Gegenvisite in seinem Palast in der Stadt Shin zu machen, und zwar am darauffolgenden Montag (16. Juni). Dieser Ausspruch verursachte eine kleine Beratung des Regenten mit seinen Räten, der der Kommodore durch den Ausspruch ein Ende machte, daß er fest entschlossen sei, den Tag in den Palast zu kommen und es auch ausführen werde. Dann fügte er noch weiter hinzu, daß er auf einen Empfang rechne, der seiner Würde und seinem Range entspreche.

Ein Resultat des Besuches war den Offizieren sehr angenehm, nämlich die Erlaubnis, ans Ufer zu gehen; unter der Bedingung, in keinem Falle da einzudringen, wo ihre Gegenwart den Eingeborenen unangenehm scheinen möchte. Von der Erlaubnis wurde sogleich Gebrauch gemacht, und eine Partie (auch Mr. Taylor war dabei) landete an Mr. Bettelheims Flaggenstock. Sie fanden das Ufer mit Korallenbänken besetzt und voll üppiger Vegetation. Ungefähr 20 Ellen von dem Punkte, bis wo die Flut ging, fingen schon die Gärten der Eingeborenen an, voneinander durch Korallenmauern und Hecken von Yuka und Kaktus getrennt. Mr. Taylor beschreibt seine erste Landung in Liukiu folgendermaßen:

„Mehrere Gruppen von Eingeborenen sahen unserer Landung zu, aber als wir uns ihnen näherten, verschwanden sie rasch. Die Vornehmeren, bei denen dies die silbernen Nadeln im Haar verrieten, machten uns tiefe Verbeugungen. Die niederen Klassen trugen ein einfaches Kleidungsstück von braunem Kattun oder Tuch aus Flachs, die Kinder waren ganz nackt. Selbst über den bescheidensten Wohnungen lag ein Hauch größter Sauberkeit und Ordnung. Viele Wohnungen waren von hohen Korallenmauern um-

schlossen, in der Mitte eines kleinen Gärtchens, in dem Fleckchen von Tabak, Mais und süßen Kartoffeln standen.

Wir folgten den gewundenen Wegen und kamen auf die gepflasterte Straße, die von Napha nach Shendi führte und von beiden Seiten durch Korallenmauern begrenzt war, die ohne Mörtel sehr geschickt aneinandergesetzt waren. Dort trafen wir mit Ausflüglern von der Mississippi und der Saratoga zusammen. Die Eingeborenen versammelten sich in hellen Haufen, um uns vorübergehen zu sehen, fielen auf die Knie, als wir vorbeiging und schlossen sich uns dann an. Sie standen unter dem Befehl verschiedener Beamten und waren augenscheinlich aufgebeten, uns zu überwachen. Zwischen ihnen sah man viele feine, würdige Gestalten, alte Männer mit großen Bärten und dem Ausdruck ernster Würde; aber sowie man sie anredete, zogen sie sich eiligst zurück. Die Häuser waren alle verschlossen, und man sah keine Frau. Die Dächer der Häuser waren aus roten Ziegeln, und dies im Verein mit den dunkelgrünen Bäumen der Stadt und ihren kaktusbesetzten Mauern erinnerte mich lebhaft an Sizilien.

Als wir den dichtest bewohnten Teil von Napha erreichten, führte der Weg über den Fuß eines niedrigen Hügels mit richtigen Treppen und dann herunter zum inneren Hafen, wo die japanischen Dschunken lagen. Vom Hafen aus geht nach Osten eine kleine Bucht in die Insel. In diesem Teil der Stadt liegt der Marktplatz. Er war leer, wie die Straßen, ausgenommen einige Einwohner von drei großen Zelten, die wir nach Wasser fragten. Auf unsere Zeichen gingen die Leute in ihre Zelte und brachten uns welches in einem viereckigen Holzlöffel, so wie sie in Kleinasien die Türken gebrauchen. Ich ging nicht an die japanischen Dschunken heran, sondern folgte mit einigen anderen dem Laufe der Bucht. Zwei, die wir für Polizeioffiziere hielten, stießen zu uns, und wenn wir stehenblieben, machten sie uns Zeichen, den Weg zu nehmen, der zurück zur Küste führte. Deshalb wollte ich weitergehen. Denn alles, was wir in der Stadt gesehen

hatten, die Häuser, die Plätze, waren öde und leer und machten den Eindruck, als wären sie in großer Hast verlassen. Nun gingen wir noch eine halbe Meile weiter und kamen an einen Weg, der ins Innere der Insel führte, das sich uns in überraschender Schönheit öffnete. Das Land erhob sich zu Hügeln, die mit einer besonderen Art Fichten bestanden waren, die ich noch nicht kannte und die mich an die Zedern des Libanon erinnerten. Die Abhänge der Hügel trugen Felder vom herrlichsten Grün, und, hier und da verstreut, Grabmäler aus einer früheren Zeit. In den Pflanzen, die wir sahen, vereinigten sich Arten aus tropischen und gemäßigten Zonen, und niemals sah ich noch solche Mannigfaltigkeit und solchen Reichtum an Farben und Arten. Eine Steinbrücke, roh, aber dauerhaft gearbeitet, führt über die Bucht an ihrem Ende. Ich sah verschiedene Eingeborene auf kleinen Ponnies darüberreiten. Diese Liukiu-Ponies schienen mir Verwandte der chinesischen zu sein.

Wir schlenderten in einen Tempel, von dessen Mauern herab uns mehrere Menschen, anscheinend Frauen, beobachteten. Sie verschwanden aber mit großer Geschwindigkeit, als wir eintraten. Der Hof des Tempels war von schönen Bäumen überschattet; doch sahen wir nichts weiter Bemerkenswertes, ausgenommen zwei lange, schmale Boote, die man in Hongkong Tausendfüße nennt, die für öffentliche Festlichkeiten bestimmt waren. Während wir uns darauf ausruhten, kamen einige Eingeborene, obwohl mit großem Respekt, doch ganz zutraulich, näher. Auch einige Frauen waren dabei, aber sehr alte und häßliche. Die Kleidung der Frauen zeigte keinen Unterschied von der der Männer, ausgenommen, daß sie nur eine einzelne statt einer doppelten Haarnadel trugen.“

Am 30. Mai setzte sich die Partie in Bewegung, die das Innere der Insel und ihre östliche Küste zu erforschen hatte. Sie bestand aus 12 Personen: 4 Offizieren, 4 Matrosen und 4 Kulis. Von der Susquehanna waren Mr. Taylor und Mr. Heine geschickt, und von der Mississippi der

Kaplan Mr. Jones und der Assistenzarzt Dr. Lynah. Das Kommando der Expedition wurde Mr. Jones übergeben, ihm war auch die Geologie der Insel anempfohlen, die, da sie Kohle enthielt, von großer Wichtigkeit war¹⁾. Mr. Taylor sollte das Tagebuch führen und alles aufschreiben. Für die Expedition waren 5 oder 6 Tage veranschlagt, und danach wurde die Expedition auch mit Lebensmitteln und einem Zelt versehen, und die Mannschaft wurde mit Karabinern und Munition ausgerüstet. Dies letztere war hauptsächlich geschehen, um den Eingeborenen die Stärke der Expedition zu zeigen, und außerdem, um Vögel und Tiere schießen zu können.

Am selben Tage sandte der Kommodore auch zwei Offiziere und den Dolmetscher an Land, um mit den Würdenträgern wegen eines Hauses zu verhandeln. Nachdem sie gelandet waren, gingen sie auf ein Haus zu, das so etwas wie ein Rathaus zu sein schien, und ließen einen der führenden Männer holen, der denn auch nach einer Stunde erschien und sehr untertänig war. Nachdem die nie fehlenden Präliminarien, Tee und Pfeifen, herumgereicht waren, eröffneten die Herren dem japanischen Beamten ihr Anliegen. Dieser erklärte es kurzerhand für unmöglich. Aber da ein Kapitän der britischen Marine, Hall, auch, zwar nach vielem Warten, ein Haus am Ufer erhalten hatte, und unsere Offiziere dies wußten, so riefen sie diese Tatsache dem Lutschuaner ins Gedächtnis zurück und bestanden einfach darauf, daß sie auch ein Haus haben müßten. Der Beamte war aber wahrhaft unerschöpflich in Gegengründen. Darauf wurde er gefragt, ob zwei oder drei der Amerikaner nicht diese Nacht hier schlafen könnten. Darauf erwiderte er, kein Amerikaner dürfte an Land schlafen. In die Enge getrieben, schien er plötzlich ungeduldig zu werden, stand auf, ging auf die Offiziere zu und sagte zu aller Erstaunen in gebrochenem Englisch

¹⁾ Im Jahre 1897 hat die japanische Regierung eine Kohlenstation zwischen Okinawa und Oshima errichtet.

(bisher war die Unterhaltung durch den Dolmetscher gegangen): „Meine Herren, Lutschuaner sind klein, Amerikaner nicht klein. Ich habe Bücher über Amerika gelesen, sehr gute Leute, sehr gut. Liukiu-Leute gut Freund mit Amerikanern. Liukiu-Leute geben Amerikanern allen Proviant, den sie wollen. Aber kein Haus am Ufer.“ So ungefähr sprach er, und die Offiziere folgerten, daß er wahrscheinlich sein Englisch von Mr. Bettelheim gelernt hatte. Da sie nun darauf bestanden, daß einige von ihnen an Land übernachten sollten, beurlaubte sich der Beamte, um mit dem Bürgermeister von Napha zu reden. Also nahm er Abschied für einige Zeit, während der er wahrscheinlich drei Meilen hinter Napha zu dem Palaste in Shui war, um mit dem Regenten zu sprechen. „Nun,“ fragte ihn einer der Offiziere bei seiner Rückkehr, „also wir können hier schlafen?“ — worauf er mit vielen Komplimenten erwiderte: „Nein.“ Aber unsere Offiziere hatten den Befehl erhalten, ein Haus zu verschaffen, und so ließen sie einen aus ihrem Kreise und den Dolmetscher für die Nacht da und begaben sich zurück zum Schiff, um dem Kommodore Bericht zu erstatten. Der zurückgelassene Offizier und der Dolmetscher legten sich auf zwei Matten, und die Insulaner schliefen auf den übrigen. Es wurde also nicht mit Gewalt Besitz von dem Gebäude ergriffen, wie es andere darstellen. Am nächsten Morgen schickte der Kommodore einen kranken Offizier mit seinem Burschen dahin, und die in der vergangenen Nacht dort schliefen, gingen an Bord.

Die Behörden am Ufer brachten augenscheinlich den Besuchern aus den Schiffen Opposition entgegen. Nichtsdestoweniger gingen unsere Offiziere an Land und waren ein großer Gegenstand der Neugier der Eingeborenen, die ihnen in Massen folgten und sehr höflich und tief grüßten, wenn die Offiziere vorbeikamen. Aber trotz all dieser Höflichkeit merkten die Offiziere, daß sie überall von Spionen bewacht wurden, denen keine Bewegung entging. Der kranke Offizier am Ufer in Tumai schien in den besten

80



Holländer
in japanischer Darstellung

Beziehungen mit den Eingeborenen zu sein, und sie waren sehr freundlich gegen ihn. Die Eingeborenen schienen von Natur nicht unfreundlich zu sein, doch bestätigen die Erfahrungen unserer Offiziere nicht allzusehr die Erzählungen von der Einfachheit, Freundlichkeit und Zufriedenheit des Volkes. Entweder Kapitän Basil Hall irrte sich darin, oder die nationalen Züge hatten sich während seiner Abwesenheit verändert. Er beschreibt die Lutschuaner nämlich so, als wenn sie keine Waffen hätten und nichts von Geld, Gelehrsamkeit, Benehmen und Schmuck verstünden, ohne weiteres ihren Regierenden und ihren Gesetzen folgten und untereinander in Liebe und Frieden lebten. Manche Offiziere kamen zur Insel und erwarteten, dort diesen schönen Eigenschaften zu begegnen; aber sie merkten bald, daß die menschliche Natur in Liukiu auch nicht anders war wie anderswo. Das Verwaltungssystem, bei dem Spionage eine hervorragende Rolle spielt, muß in den unteren Klassen List und Falschheit züchten. Dieser Eigenschaften wurden auch unsere Offiziere gewahr. Die Liukiuer schützten Unkenntnis von Kriegswaffen vor. Das Volk zeigt solche nie offen; Dr. Bettelheim sagt jedoch, er habe Feuerwaffen bei ihnen gesehen, obwohl sie sie vor Fremden zu verheimlichen suchten. Sie sind zweifellos ihrer Anlage nach ein friedliebendes Volk. Was Geldsachen betrifft, so kennen sie den Wert von Gold und Silber sehr genau, und sie erhandeln chinesischen Cash, von dem 12—14000 einen spanischen Dollar gelten³⁾. Sie sind außerordentlich geriebene Leute und erweisen sich beim Geldwechseln als fast gerissen. Sie zeigten keine Abneigung, unsere Adler und halben Adler⁴⁾ zu nehmen;

³⁾ Ungefähr wie heute, da, je nach der Provinz verschieden, 900—1200 durchlöchernte Kupferstücke oder Käsch (von portugiesisch caixa) den Wert eines Tael (von malaiisch tola), d. h. von beiläufig 2,70 Mark haben, während der spanische (heute stets mexikanischer) Dollar 2—2,09 Mark ausmacht. Damals freilich, lange vor dem großen Silbersturz, war der Wert des Silberdollars erheblich größer, bis über 3 Mark.

⁴⁾ 20 und 10 Dollars.

Kapitän Hall erklärt jedoch, daß sie zu seiner Zeit zu britischen Geldmünzen kein Vertrauen hatten. Allgemein gesprochen, hat das Volk viele ausgezeichnete Eigenschaften, und seine schlimmsten Fehler sind wahrscheinlich zu einem großen Teile der übeln Regierung, unter der sie leben, zuzuschreiben.

Die Offiziere unseres Geschwaders waren sehr fleißig in Messungen von Seekarten und die Mannschaft exerzierte tüchtig zu Lande und zu Wasser. Man sah deutlich das Bestreben des Kommodore, jede Abteilung auf dem höchsten Stand der Leistungsfähigkeit zu erhalten und auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein.

Samstag, den 4. Juli, kehrte auch die Abteilung zurück, die das Innere erforscht hatte; ihre Reise soll im folgenden Kapitel beschrieben werden.



6. Kapitel

Erforschung der Liukiu

Montag, den 30. Mai — so beginnt der Bericht darüber — war der vom Kommodore Perry bestimmte Tag unserer Abreise. Wir hatten Befehl, die Insel bis zum östlichen Ufer zu durchkreuzen, der Küste nach Norden zu folgen, so weit wir könnten, um in 6 Tagen wieder zurück zu sein. Wir landeten gegen 10 Uhr, und da es sicher war, daß wir nicht ohne Eskorte so weit gelassen werden würden, wurde Mr. Bettelheim abgeschickt, um einen eigenen Beamten für uns als Begleiter zu erbitten.

Jeder unserer Leute trug einen Tornister außer seinen Waffen, und ungefähr 120 Pfund Gepäck wurde zwischen 4 Kulis verteilt. Wir hatten aber noch nicht eine halbe Meile hinter uns, als unsere Kulis unter ihren Lasten zusammenzubrechen drohten, und mit Hilfe unseres obersten eingeborenen Begleitoffiziers requirierten wir noch 4 Kulis

und teilten so die Lasten. Nun nahmen wir die Landstraße nach Shui¹⁾ und überschritten auf einer Brücke die kleine Bucht, die von Tumé kam; hier kehrte die Menge um, die uns bis da nachgelaufen war, und nur ein Dutzend Eingeborene blieben bei uns, die Untergebene der uns begleitenden Beamten zu sein schienen.

Hinter der Brücke kamen wir an eine Wiese, worin sich etliche kleine Kalksteinfelsen erhoben, die mit Fichten bestanden waren. Dann führte der Weg uns an einen Tempel von massivem Steinbau. Er war von großen Bäumen beschattet, deren Blätter uns an Feigen oder Sykomoren erinnerten. Fußpfade, über die Bambusstauden sich neigten und so förmliche Gewölbe bildeten, liefen den Hügel kreuz und quer. Jetzt wurde die Landschaft offener und wellenförmiger und eine üppige Vegetation setzte ein. Die tieferen Stellen der Landschaft waren alle mit Reis bebaut, und die Hügel waren in künstliche Terrassen geteilt, auch wurde das Wasser durch kunstvolle Kanäle von Feld zu Feld geleitet. An den Bächen standen dicke Bananenhecken, und die Liukiu-Fichte, ein wundervoller Baum, der der Zeder des Libanon ähnelt, krönte die Hügel. Die Aussicht wurde immer schöner, als wir uns Shendi, der Hauptstadt der Insel, näherten. Ihre Häuser waren im Grün halb begraben und erstreckten sich wohl auf eine Meile; die Residenz des Vizekönigs aber lag im Mittelpunkt auf einer kleinen Erhebung. Das Wetter war trüb, und es drohte Regen. Wir gingen an einem hohen Tor vorüber, worauf eine chinesische Inschrift — „Platz der Behörde“ — stand, und kamen in die Hauptstraße der Stadt, die sehr schön gepflastert und von hohen Mauern begrenzt war, wo zwischen laubigen Gärten die Wohnhäuser lagen. Wir waren noch nicht 50 Schritt weiter gegangen, als unser eingeborener Führer uns in einen Torweg eintreten hieß. Es schien ein Cungqua oder Halte-

¹⁾ Bayard schreibt seltsamerweise stets Shendi, aber es ist kein Zweifel, daß Shui oder Shuri gemeint sei.

platz für Reisende zu sein, oder vielmehr für Regierungsbeamte, denn andere Reisende gab es nicht. Das Haus, das wir betraten, glich einer Privatwohnung der besseren Stände. Das Hauptgemach war mit sehr schönen Matten ausgelegt und auf 3 Seiten von einer offenen Veranda umgeben. An dies Gebäude schloß sich eine Küche und Dienerschaftshäuser, und geradeaus war ein kleiner Garten. Wir wurden sehr höflich durch einen Herrn in grauem Kostüm empfangen, der uns einen vollendeten Kotau machte. Sessel wurden gebracht und Tee, auf chinesische Art zubereitet, in kleinen Tassen serviert. Dem Diener wurde durch Zeichen bedeutet, bei Mr. Jones anzufangen, der als das Haupt der Expedition erkannt worden war. Der Tee wurde uns kniend gereicht und so auch die leeren Tassen weggenommen. Wir blieben nur einige Minuten dort, zum Erstaunen unserer Führer.

Als wir Napha verließen, hatten wir auf den Gesichtern der Eingeborenen Angst und Zweifel gelesen, und dieser Ausdruck verschärfte sich, je weiter wir gingen. Als wir nun aufbrachen und, statt zurückzugehen, weitergingen, bewölkten sich die Gesichter unserer Führer. Wir erreichten den Palast, das Tor war zu. Aber auch wenn es aufgewesen wäre, wir würden nicht hineingegangen sein. Wir schritten um die Zitadelle und beschritten einen gepflasterten Weg. Hinter uns sahen wir Patrouillen gehen, die die Einwohner von unserem Wege zurücktrieben, und Einsamkeit und Schweigen, wie sie der Pestilenz folgen, waren um uns. Alle, die uns zufällig begegneten, grüßten uns höflich, aber mit einem Ausdruck von Traurigkeit auf dem Gesicht, den ich aber mehr der Überwachung durch eine so unnatürliche Regierung als der Abneigung gegen uns zuschrieb.

Die nördliche Seite von Sheudi war eine Wildnis voll üppigster Vegetation. Die verstreut wachsenden Kokospalmen zeigten, daß das Klima vollkommen tropisch sei. Ungefähr eine Meile hinter Sheudi kamen wir an einen Hügel, von dem wir die See an der östlichen Küste

der Insel sahen. Ein Tempel, der gerade erbaut worden zu sein schien, stand dort im Schatten einiger Fichten, und wir hielten Essenspause, da es 1 Uhr war. Einige der Eingeborenen sorgten für Wasser; unterdes trug die Mannschaft trockenes Holz zum Kochen zusammen, und nach einiger Zeit waren wir mit Tee und Schiffszwiebäcken gelabt. Wir boten auch den uns begleitenden Beamten davon an, doch schien es ihnen nicht zu schmecken. Dagegen aßen die Kulis herzhaft davon. Der Name des Ortes wurde uns als Piño bezeichnet. Mr. Heine machte eine Skizze davon und setzte die Eingeborenen dadurch in Erstaunen, daß er nach einem Zeichen mit seiner Büchse schoß. — Gleich nach dem Verlassen von Piño, was um 3 Uhr erfolgte, wurde der Weg tief und schmutzig. Wir waren noch nicht eine halbe Meile weitergegangen, als wir auf dem trennenden Kamm der Insel standen, und ein wundervolles Panorama tat sich nach Osten auf. Ein schmaler Streifen des Ozeans bildete den Hintergrund, und eine kleine Bucht ließ uns schließen, daß wir auf die Barrowsbai sahen. Zwischen uns und der See lag ein Amphitheater von Hügeln, von oben bis unten bebaut und mit dem frischesten Grün bedeckt. Die Seiten waren sorgsam in Terrassen angelegt, und jeder Vorteil der Bodenform war benutzt, um Wasser aufzufangen. Die Art der Bebauung glich der der chinesischen. Die malerische Bildung der Hügel machte die Landschaft sehr abwechslungsreich; es schienen ungefähr 20 Meilen zu sein, die da bis zum Meer vor uns lagen, und gegen Nordwesten sahen wir ein Hochgebirge, das wir für Kap Broughton hielten. Mr. Heine machte eine Skizze von der östlichen Gegend, während ich die westliche aufnahm.

Jetzt stiegen wir hinab; wir befanden uns ungefähr 600 Fuß über dem Meeresspiegel. Der Pfad herunter war sehr schlüpfrig, so daß die Kulis mit dem Gepäck verschiedenemal ausrutschten und hinfielen. Wir gingen durch Einschnitte zwischen niedrigen Hügeln und kamen auf eine Ebene, die sich am Kopfe der Bucht halbmondförmig aus-

breitete. Auf jeder Seite lag ein Dorf mit strohbedeckten Hütten, in Bäumen begraben. Die Spione waren uns schon vorausgeeilt und die Einwohner waren in ihren Wohnungen verborgen. Sie hatten geglaubt, wir würden in das größere Dorf gehen, und als wir zu dem kleineren abbogen, sahen wir sie übers Feld rennen, um uns zuzukommen. Während wir uns auf einer Brücke ausruhten, kam unser Führer mit zwei Beamten auf uns zu und machte uns Zeichen, daß es Zeit wäre, zu unseren Schiffen zurückzugehen. Die Sonne würde untergehen, sagten sie, und wir hätten nirgends Platz zum Schlafen. Wir erwiderten (auch mit Zeichen), daß wir noch nordwärts gehen und erst in 5 oder 6 Tagen zu unseren Schiffen zurückkehren würden. Darüber schienen sie sehr erstaunt und etwas ärgerlich, da ihnen ja zur Pflicht gemacht worden war, uns nicht zu verlieren. Der alte Herr, der in seiner Hast, uns zu erreichen, hingefallen war und sein Kleid befleckt hatte, mußte selber herzlich darüber lachen und fand sich zuletzt in den langen Ausflug, der vor ihm lag. Dann zeigten sie nach Westen: dort wäre eine Cungqua, wo wir die Nacht sein könnten. Jedoch unser Kurs war beinahe Nordost, und als wir gegen $\frac{1}{2}$ 6 Uhr einen Hügel fanden, der die Bai beherrschte und auf dessen Gipfel eine offene Fläche war, von Fichten umgeben, beschlossen wir, dort zu biwakieren. Die Leute widersetzten sich, als wir Zweige abschneiden wollten, und so machten wir die Zeltplöcke aus den Bambusstöcken unserer Kulis. Am Abhang des Hügels lag ein Dorf, und nach einiger Verzögerung, die durch die Schwierigkeit entstand, unsere Wünsche dem eingeborenen Beamten kundzutun, erhielten wir Geflügel, 40 Eier und 2 Bündel Holz zum Feueranmachen. Einer unserer Chinesen, A-shing, behauptete, die Liukiu-Sprache sprechen zu können, aber wir fanden ihn darin so ungenügend, wie in allen anderen nützlichen Eigenschaften. Jedoch sein Kamerad, der aber wieder kein Englisch konnte, schrieb Chinesisch, und die Botschaft, die so weitergegeben und geschrieben war, las schließlich der

alte Peching. Derselbe weigerte sich, irgend Kaschs oder Dollars anzunehmen, und sagte, daß die Leute sie doch nicht gebrauchen könnten; aber alles, was wir brauchten, sollten wir bekommen. Die Chinesen gaben ihnen ein — vermutlich auf eigene Rechnung —, daß wir mit Schiffszwiebäcken bezahlen würden, aber wir hatten kaum genug zum eigenen Gebrauch. Zuletzt wurde bestimmt, daß wir alles nach unserer Rückkehr mit Peching rechtmachen würden.

Die Eingeborenen verspäteten sich mit ihren Feuerhölzern, und wir mußten unser Abendessen beim Schein des Lagerfeuers einnehmen. Ich fuhr fort, eine Skizze der Bai zu machen, so lange das Tageslicht anhielt. Die Bai ist tief und geräumig, mit vorgelagerten Felsen, doch, nach der Farbe des Wassers zu urteilen, nicht tief genug für Schifffahrtzwecke. Ein großes Dorf lag daran, und verschiedene Dschunken ankerten davor. In der Nacht glitzerten Lichter in der Ebene, die hin und her gingen; vermutlich Laternen von Leuten, die von einem Dorf ins andere gingen. Die eingeborenen Beamten beschlossen, auf alle Fälle bei uns zu bleiben, und ließen sich Bambusstäbe und Matten bringen, woraus sie ein Gebäude neben unserem Zelt errichteten. Sie nahmen mit gutem Humor auf sich, was sie nicht verhindern konnten. Ehe wir schliefen, richteten wir 4 Wachtstunden für die Nacht ein, und der zweite Beamte der Eingeborenen zündete ein Feuer an und hielt Gegenwacht. Wir waren alle einigermaßen müde von unserem ersten Zehnmeilenmarsch, aber die Moskitos quälten uns so, daß wenige von uns mehr wie eine halbe Stunde in dieser Nacht schliefen.

Wir standen auf, als der Morgen graute und fanden unsere Eingeborenen schon in Bewegung. Der Morgen versprach gutes Wetter. Peching und seine Gesellschaft näherten sich und grüßten uns gravitatisch. Das Frühstückkochen und -einnehmen mitsamt dem Zeltabbrechen nahm 2 Stunden in Anspruch. Als wir fertig waren, waren 8 eingeborene Kulis zur Stelle, die, welche wir von Napha mit-

genommen hatten, waren den Abend zuvor zurückgekehrt. Wir verließen Kamp Perry (wie wir den Platz getauft hatten) und gingen auf einen nördlichen Hügel zu. Wir gingen um ihn herum und gelangten in ein Tal, das von schroffen Höhen umschlossen war. Ein Strom floß auf dem Grunde eines tiefen Grabens, von großen Bananenbäumen überschattet, seewärts. Wir fanden auf unserem Wege verschiedene neue Baumarten und Gestrüpp ohne Blüten. Ab und zu kamen wir an Hütten der Eingeborenen vorbei, von denen meist 2 oder 3 beisammenlagen, aber selbst in dieser einsamen Gegend hatte die Nachricht von unserem Kommen sie erreicht, und sie waren verborgen. Ich sah in einige Hütten hinein und fand, daß das Innere aus einer einzigen rauchgeschwärzten Stube bestand, die nur mit den einfachsten Gegenständen ausgestattet war. In zweien war eine Art Rost von Bambus, der sich etwa 6 Ellen über dem Boden erhob, und die dicken Matten, die den Lutschuanern als Bett dienen, waren darübergebreitet.

Mr. Jones hatte den Kamp vor uns verlassen, und wir hatten ihn noch nicht wiedergefunden. Als wir nun in eine tiefe bewaldete Schlucht kamen, worin ein Bach gen Westen floß, merkten wir, daß unser Kurs mehr nach Osten lag und gingen zu den Fichtenwäldern zurück und über Reiswiesen auf eine offene, grasbewachsene Höhe. Von da erblickten wir Mr. Jones, umringt von einem Trupp Eingeborener, ungefähr eine halbe Meile südlich von uns. In kurzer Zeit erreichten wir nun den Gipfel des Bergrückens, der die Bai beherrschte, und genossen den Anblick einer herrlichen Landschaft. Wir zählten wohl ein Dutzend Dörfer, einige darunter von beträchtlichem Umfange. Nach Norden zu lief eine lange Landspitze weit über den Punkt hinaus, den wir für das Ende der Bai angesehen hatten, und über die Insel in südöstlicher Richtung vorspringend. Es war nun klar, daß wir Barrowbai noch nicht erreicht hatten, von der die Landspitze die südliche Grenze bildet. Während unsere Kulis sich ausruhten, schoß Mr. Heine einen Raben, der einen sehr viel breiteren

Schnabel hatte, als die europäischen Arten. Auch ein großes Grabdenkmal sahen wir von dort, das beinahe kreisförmig gebaut war. Nach weiteren zwei Meilen schwenkte der Weg etwas nach Westen ab, und wir kamen an einen einzelnen Felsen, der sich hoch zwischen Fichtenwäldern erhob. Während Mr. Heine stehenblieb, um zu skizzieren, und Mr. Jones, um seine Geologie zu untersuchen, kletterte ich auf den Gipfel, der so scharf war, daß er nur unbequeme Sitzgelegenheit bot. Da ich aber sah, daß es der höchste Punkt in diesem Teil der Insel war und man ihn von beiden Ufern sehen konnte, ließ ich die Flagge bringen und entfaltete sie auf der Spitze des Hügels, während die Mannschaft Salut schoß und drei Hurras ausbrachte. Wir verliehen ihm den Namen „Bannerfelsen“. Die Eingeborenen sahen zu, unfähig, unser Beginnen zu verstehen, aber nicht im geringsten davon beunruhigt. Die Landschaft war reich und mannigfaltig. Wir fanden auf dem Felsen die Wachspalme unserer Gewächshäuser, in voller Blüte auch die schöne scharlachrote Althea, sowie eine Malvenart mit großer gelber Blüte.

Eine kleine Stunde hinter dem „Bannerfelsen“ wurden wir durch eine alte Festung überrascht, die eine beherrschende Stellung auf einem Berggipfel einnahm. Ihre Umrisse waren unregelmäßig, aber mit der Hauptrichtung von Nordosten nach Nordwesten. Während einige Teile gut erhalten waren, waren andere wieder so verfallen und mit Grün überwuchert, daß man sie kaum von dem Felsen unterscheiden konnte, auf dem sie standen. Wir gingen durch ein Tor auf eine Terrasse, die mit Bäumen überwachsen war und auf der ein altes Mauerwerk stand, das einem Ehrenggrabmal glich. Einen Steinwurf weiter war ein anderes Tor, das uns ins Innere der Festung führte. Hinter einer Gruppe Bäume sahen wir eine sehr schöne Privatwohnung. Unser Peching war auch schon dort, und der Besitzer (den unsere chinesischen Kulis als den „japanischen Konsul“ bezeichneten) lud uns respektvoll ein, einzutreten. Da der Tag sehr heiß war, hatten wir nichts

gegen einige Tassen lutschuanischen Tees einzuwenden und erlaubten auch der Mannschaft, draußen auf der Terrasse sich im Schatten der Bäume zu ruhen und ihr Mittagsmahl einzunehmen. Eine Treppenflucht, in den Felsen eingehauen, führte auf der Nordseite zu einer Grotte unter den Grundmauern der Festung, wo eine Zisterne mit Süßwasser war. Sie war vor den Sonnenstrahlen durch überhängende Bäume geschützt. — Während unser Mahl bereitet wurde, nahm Mr. Jones einen Grundriß der Festung, und die Soldaten machten Messungen.

Die Festung war aus Kalkstein gebaut und das Mauerwerk vortrefflich. Die Steine, von denen manche 4 Fuß im Quadrat hatten, waren so sorgfältig behauen und gefügt, daß das Fehlen von jeglichem Mörtel der Dauerhaftigkeit nicht zu schaden schien. Die Festung mußte bereits viele Jahrhunderte alt sein, ehe der Gebrauch von Feuerwaffen irgendeiner Art auf den Liukiu bekannt gewesen war. Unser Chinese behauptete, der Name der Festung wäre Chingking, was soviel als oberste oder Hauptzitadelle bedeutete.

Wir nahmen unseren Marsch um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr wieder auf. Der alte Peching „Chang-Yuen“, der etwas müde geworden war, nahm einen Kagor oder lutschuanischen Stuhl mit und folgte in der Nachhut, seinen Untergebenen die Obhut über uns überlassend. Die Spione wurden, wie gewöhnlich, vorausgeschickt, denn unser Weg stieg wieder zur bevölkerten Ebene hinunter. Wir hatten schon ein gewisses System in der Spionage herausbekommen, der wir unterworfen waren. Chang-Yuen und seine zwei Untergebenen waren angewiesen, uns den ganzen Tag zu begleiten, und ein Dutzend oder mehr Helfershelfer wechselten von Distrikt zu Distrikt. Wir mochten wohl in so viele Abteilungen geteilt sein, als wir Menschen waren, und jeder hatte seinen besonderen Aufpasser. Wir konnten sie weder ermüden, noch ihnen weglafen. Selbst wenn wir plötzlich unseren Kurs änderten, so waren sie immer vor uns. Und obgleich dies das Ergebnis von einem ent-

90

wickelten System war, so gaben sie sich doch immer den Anschein, als geschähe alles aus Respekt vor uns.

Ich war neugierig auf einige Szenen aus ihrem häuslichen Leben und trat oft unvermutet in eine Hütte, in der Hoffnung, sie zu überraschen. Meist fand ich ja die Hütten verlassen, aber in einigen anderen belauschte ich das Lutschuanerleben in seinen ursprünglichsten Formen. In der Nähe des Schlosses entschlüpfte ich, während unser Gefolge in einem Dorf herumging, in eine Allee und ging in eine Bambusumzäunung, hinter der 5 Wohnungen lagen. Die Strohmatten lagen alle vor den Hütten, aber die Insassen waren verborgen, denn wie ich in eine Hütte hineinsah, fand ich nur ein Kind und einen alten Mann, der sofort Kotau machte. In einer anderen Hütte fand ich eine alte Frau und ein kleines Mädchen, die sofort auf die Knie fielen und die Hände halb bittend, halb grüßend gegen mich ausstreckten. Einige freundliche Worte, obwohl in Englisch, beruhigten sie, und ich hätte ohne Zweifel auch das Innere der Hütte gesehen, wenn nicht ein Spion dazugekommen wäre.

Beim Weitergehen kamen wir an zwei seltsame Steine. Der größte davon war ungefähr 4 Fuß hoch, und plötzlich kam mir die Idee, es könnte ein Lingam¹⁾ sein, ein Emblem der Pfahlbauten. Herr Heine, der meine Ansicht teilte, nahm eine Skizze davon auf. Es war ein dunkler, porphyrähnlicher Stein, und das einzige, was wir von den Eingeborenen darüber erfahren konnten, war, daß sie ihn „Ishee“²⁾ nannten. An den Hügeln waren viele Gräber, die an die Felsengräber von Ägypten und Syrien erinnerten. Unser eingeborener Führer bezeichnete sie als die „Häuser der Teufelsleute“ und schien sich zu amüsieren, daß wir uns dafür interessierten. Diese Bezeichnung in einem Lande, worin die Vorfahrengräber heilig, scheint für das Vorkommen einer anderen Rasse auf der Insel in früheren Zeiten zu sprechen, einer Rasse, die ihre Religion von dem

1) Phallus. 2) = Stein.

Lingam aus Java hatte, oder von anderen Inseln, wo man ihre Spuren noch findet.

Nach dem vergeblichen Versuch, einige Reiher zu schießen, nahmen wir unseren Kurs, jetzt nordwärts, wieder auf, der uns durch blühende Dörfer führte. In einem Hause sah ich eine Frau an einem primitiven Webstuhl, Graßtuch webend, und am Fuß eines Hügels fand Dr. Lynah kohlenähnliches Gestein; auch sahen wir dann und wann ein Pferd. Durch eine tiefe Schlucht sahen wir die Barrowbai und waren im Begriff, dort unser Lager aufzuschlagen, als die Eingeborenen uns bedeuteten, in der Nähe sei eine Cungqua¹⁾. Aber erst nach einem starken Marsch von drei Meilen erreichten wir dieselbe, die eine wunderschöne Aussicht auf die Bai hatte. Eine Art Würdenträger begrüßte uns und bewirtete uns mit einem ausgezeichneten Tee. Die weichen, dicken Matten taten unseren müden Gliedern wohl, und auch frisches Wasser stand zu unserem Gebrauch bereit, sowie eine saubere Küche. Nach Sonnenuntergang kam auch der alte Peching an und begrüßte uns herzlich. Eier und Geflügel bekamen wir, obwohl wieder deren Bezahlung nicht angenommen wurde. Im naheliegenden Dorf schien unser Erscheinen große Neugier zu erregen, denn die Zahl der Köpfe, die über das Gitter sahen, wuchs sehr schnell.

Eine Wache wurde ausgestellt, und da die Moskitos uns nicht so quälten, schliefen wir sehr gut. Die Chinesen aber behaupteten am anderen Morgen, noch unfähig zu sein, die Lasten zu tragen, so daß dieselben noch den Kulis aufgebürdet wurden, deren bewundernswert gute Laune jedoch nicht dadurch litt. Diesmal kam es uns vor, als hätte die Gegenwache unserer Führer einen doppelten Zweck gehabt: unsere Schritte zu bewachen, und uns selbst zu schützen.

Mr. Jones wollte mit Booten über die Bai fahren, aber wir trieben keine auf. Der Name des Dorfs, wo wir über-

¹⁾ Regierungsunterkunftshaus.

nachtet hatten, war Missikya. Also ging's zu Fuß weiter, wobei sichtlich unsere Avantgarde das Bestreben hatte, uns wieder nach Sheudi zurückzuführen. Doch kehrten wir uns nicht daran, sondern hielten einen Kriegsrat in einer Schlucht, deren dunkles Grün und deren Fichtenwälder uns an Süddeutschland erinnert.

Dann gingen wir durch einen Fluß, dessen Ufer mit Pandamus oder unechten Fichten bewachsen waren, und mußten unsere Schuhe und Strümpfe dabei ausziehen. In den nun folgenden Dörfern sah ich auch Pflaumen und Orangen und eine neue Abart Bananen, aber wenig Blumen und fast keine Vögel. Dies letztere fiel überhaupt auf der ganzen Insel auf und schien darauf hinzudeuten, als ob die Vögel von den Eingeborenen vertilgt würden. Nun tat sich eine Landschaft vor uns auf, die den Charakter des wildesten Amerika trug. Viele Wildschweine sollten dort vorkommen, und wir fanden viele Spuren. Nach längerem Marsche kamen wir an ein Dorf am Kopf der Barrowbai, Isitsa. Wir schlugen nun unser Lager auf und gaben Signale ab, da Mr. Jones noch weiter gegangen war, und während unser Kessel kochte, nahm ich ein Seebad. Das Wasser war außerordentlich salzhaltig und kleine Kristalle bedeckten meine Haut. Danach nahmen wir den Tee ein und gaben auch unseren eingeborenen Beamten davon, wie auch vom Zwieback, den sie sehr zu schätzen schienen; wir suchten dann Kaneja, wie es auf unseren japanischen Karten stand, Kannâh, wie es die Eingeborenen nannten, zu erreichen, wo eine Cungqua war. Es waren noch 30 Li oder 10 Meilen.

Wir nahmen jetzt einen Eingeborenen als Führer und gingen die Bai entlang, an einem buddhistischen Tempel vorbei. Die Cungqua lag wundervoll zwischen Chrysanthemumbeeten und machte den Eindruck eines eleganten Privathauses. Kamelien und Jasmin standen davor. Wir bekamen das beste Zimmer, doch erhielten wir diesmal weder Eier noch Geflügel, sondern nur gesalzene Fische, süße Kartoffeln und Zwiebeln. Mr. Heine hatte diese Nacht

die erste Wache und hatte bald eine große Menge Eingeborener um sich, denen er seine Uhr zeigte. Doch ein dazukommender Beamter scheuchte mit einem Wort alle weg, die auch nicht wiederkamen. Ich bot einem unserer Eingeborenen einige Kasch an. Er nahm sie nicht, da er sich von seinen Gefährten beobachtet sah. Doch wie ich sie ihm in einem Augenblick des Unbeobachtetseins gab, nahm er sie mit vielen Dankesbezeugungen.

Wir merkten, daß der alte Peching Protokoll über unsere Fahrt führte und daß er schon eine große Rolle, einige Ellen lang, damit angefüllt hatte. Nun brach unser vierter Reisetag an, und wir mußten bald an den Heimweg denken. Wir entschlossen uns, die Insel in der Richtung auf Port Melville zu durchkreuzen und machten uns nun auf den Weg. Es ging durch ein tiefes Tal mit einem kleinen Salzsee, bis wir an einen kegelförmigen Gipfel kamen, dessen Überwindung sehr schwierig war. Wir kamen denn auch südlich von Port Melville heraus, durch eine merkwürdige Felseninsel, Sugar Loaf²⁾ genannt, davon getrennt. Das Dorf, wo wir uns jetzt befanden, hieß Nykomma¹⁾ und die Eingeborenen verständigten uns durch in den Sand gezeichnete Linien, daß der Weg nach Sheudi die Bai entlang führte und wir nach 20 Li³⁾ an eine Chungqua kämen. Also gingen wir durch sandige Buchten und steinige Vorgebirge die Küste entlang und sahen viele Felseninseln voll üppigster Vegetation. Die Szene war außerordentlich malerisch, wie die Küste von Sizilien. Nahe dem „Zuckerhut“ sahen wir zwei kleine Boote mit weißen Bugsegeln, die wir erst irrtümlich für die unseren hielten.

Nach einem Marsch von 10 Meilen⁴⁾ am malerischen Ufer entlang, wobei wir die Genügsamkeit unserer Kulis bewundern konnten, die trotz ihrer Last und der großen Hitze noch nicht einmal Wasser tranken, kamen wir an

²⁾ Zuckerhut.

¹⁾ „Neudorf“.

³⁾ 3 Li = 1 englische Meile = 1,6 Kilometer.

⁴⁾ Also doch länger zur Chungqua wie 20 Li.

einen der schönsten Punkte der Insel. Es war ein Dorf, ganz versteckt in Fichten, Bananen und Sagopalmen, am Eingang eines wundervollen Tales, das sich nach der Baffinsbai öffnete. Ein Fluß mit Süßwasser schlängelte sich hindurch. Es war ein Bild ländlicher Lieblichkeit, wie man es in dieser Vollendung selten findet. Die Gegend vereinigt die Pflanzen der Tropen mit den Bäumen des Nordens, die Täler Deutschlands und die warmen Ufer des Mittelmeeres. Die Chungqua, die einen Ehrenplatz einnahm, vollendete das entzückende Bild. Ihr rotes Ziegeldach glitzerte in der Sonne und Sagopalmen beugten sich über ihre Mauern. Ihr einladender Anblick mit den weichen Matten im Innern war Balsam für uns müde Reisende. Ich zeichnete die Aussicht vom Dach aus, und Mr. Heine zeichnete unterdes die Cungqua. Das Dorf hieß Uñña. Wir hatten noch nicht wieder die Region des Geflügels erreicht, doch wurden uns zwei kleine frische Fische sowie ein Kürbis und einige Gurken geschickt. Ein Seebad bei Sonnenaufgang erfrischte uns für den Tagesmarsch, auch einige Fische, die wie Aale aussahen, und ein Korb Kartoffeln. Nun hielten wir eine Beratung mit unseren Führern, die erklärten, Sheudi wäre noch 90 Li entfernt, und wir würden drei Tage brauchen. Aber wir waren anderer Meinung über den Ort, wo wir uns schon befanden, und entschlossen uns, zu versuchen, Napha bis zum nächsten Abend zu erreichen. Wir marschierten also tapfer darauflos und kamen nach Überwindung einiger sehr schwieriger Wege bei eintretendem Regen abends in der Cungqua von Chandakosa an. Dies schien eigentlich eine Beamtenwohnung zu sein, die aber für uns sofort freigemacht wurde. Der alte Peching erzählte uns nun, daß wir jetzt 30 Li hinter uns hätten, und da 20 Li weiter wieder eine Cungqua war, entschlossen wir uns, nur einige Stunden zu ruhen und dann dorthin weiter zu marschieren.

Jetzt hatten wir einen guten Weg, durch eine Allee von Fichten. Er ging parallel mit der Küste, ungefähr 2 Meilen mehr landeinwärts. Wir gingen auf einer Stein-

brücke über einen Fluß, den die Eingeborenen Fūja nannten. Als wir eine Anhöhe erreichten, hatten wir die angenehme Überraschung, unser Geschwader vor uns liegen zu sehen, ungefähr 15 bis 20 Meilen Luftlinie entfernt. Dies ermutigte uns, und so stiegen wir fröhlich den Hügel hinab, obwohl wir noch nichts von unserer Cungqua sahen. Zuletzt, nach einem Marsch von 27 Meilen, bogen unsere Führer in einen Torweg ein, über den ein prächtiger Bananenbaum sich neigte. Wir folgten und warfen alles voller Freude hin, als wir Lichter erblickten und Tee, schon für uns serviert. Ein höflicher alter Herr stand auf der Veranda und empfing uns, und nie erschienen uns die Liukiu-Matten so weich wie dieses Mal und das Nationalgetränk der Liukiu, der Tee, so herrlich. Sogar die Wache ließen wir weg, so geborgen fühlten wir uns. Wir wurden in der Nacht nur durch den ununterbrochen fallenden Regen geweckt, und am nächsten Tage schlug uns Peching vor, bei dem schrecklichen Wetter einen Ruhetag zu machen. Doch wir brachen auf und überschritten einen Fluß, den Machinator.

Jetzt hatte der Regen aufgehört, und bald entdeckten wir, je näher wir Napha kamen, bekannte Gegenden. Um 2 Uhr standen wir wieder an Mr. Bettelheims Hause, von wo wir vor 6 Tagen ausgegangen waren, und nahmen herzlich Abschied von dem würdigen Peching und seinen beiden Beamten, nachdem wir ein Wiedersehen ausgemacht hatten, um unsere Ausgaben zu begleichen.





7. Kapitel

Besuch bei dem Regenten

Der Entschluß des Kommodore, des Regenten Besuch zu erwidern, war von letzterem nur deshalb mit Höflichkeit angenommen worden, weil es keinen Ausweg gab, ihn zu verhindern; doch aber wurde alles getan, um den verabscheuten Besuch wenigstens nicht im Palast empfangen zu müssen. So wurden verschiedene Ausflüchte versucht: z. B. der Kommodore möchte doch den Besuch in Napha und nicht in Shui erwidern. Der Bürgermeister von Napha veranstaltete deshalb ein großes Fest einige Tage vor dem angesagten Besuchstage und lud den Kommodore mit großer Höflichkeit dazu ein, mit dem Hinweis, der Regent würde auch erscheinen. Der Kommodore aber sagte ab, und damit die, derentwegen das Fest veranstaltet war, doch noch etwas davon hätten, schickten die Insulaner zahlreiche Gänge des beabsichtigten Banketts auf die Schiffe, bestehend aus Geflügel, Fischen, Gemüse und Früchten. Es entspann sich denn auch bald ein lustiges Treiben an Bord, doch hielt es der Kommodore selbst für das beste, unsichtbar zu bleiben. Dann wurde dem Kommodore vorgeschlagen, seinen Besuch im prinzlichen statt im königlichen Palast zu machen, unter dem Vorwand, die Königinmutter sei vor Aufregung krank geworden, als ein britischer Offizier damals ein Schreiben seiner Regierung überbracht hätte, und man wolle ihr jede Aufregung jetzt ersparen. Der Kommodore, der natürlich kein Wort von der Krankheit glaubte, sagte, wo ein britischer Offizier empfangen worden wäre, müßte er auch empfangen

werden, das sei für ihn Pflicht, und bot seine Ärzte an, die Königinmutter zu kurieren.

Wie nun schließlich alles doch nichts half, nahte der Tag des Besuchs heran. Die Abfahrt des Kommodore war auf 9 Uhr angesetzt. Als die Abfahrt signalisiert wurde, antworteten alle Schiffe des Geschwaders mit Salutschüssen, und an Land wurde es lebendig. Zur Landungsstelle war ein kleines Dorf, Tumai, ausersehen, zwei Meilen vom Palaste entfernt. Nachdem alle anderen Boote abgefahren waren, bestieg der Kommodore seine Barke. An Land standen die Truppen in Reih und Glied und salutierten. Zu Hunderten liefen die Eingeborenen zusammen, dem interessanten Schauspiel beizuwohnen.

Der Kommodore, gefolgt von seinen höheren Offizieren, nahm die Parade ab. Darauf setzte sich der Zug unter Voranmarsch der Musikkapelle in Bewegung. Der Kommodore wurde in einer Sänfte getragen, und die Kapelle der Susquehanna bildete den Schluß. Das Ganze war malerisch und prächtig, und die Schönheit des Tages und der Landschaft gaben dem Ganzen ein besonders festliches Gepräge. Allerwärts fielen die Eingeborenen auf die Knie, wo die Prozession durchkam, und so kam man nach Shui. Der alte Peching hatte den Kommodore an Land empfangen und geleitete ihn auch jetzt in den Palast. Als sie an das Palasttor kamen, war es verschlossen; ein Bote wurde abgesandt, den Kommodore anzumelden und das Tor öffnen zu lassen. Dann bildeten Artillerie- und Marinetruppen Spalier, und unter den Klängen von „Heil Kolumbia“ schritt der Kommodore mit seinem Gefolge durch das Eingangstor. Nun ging es noch durch ein zweites Tor und man befand sich im inneren Schloßhof, der die Anhöhe krönte. Rings um den Schloßhof waren Häuser für die Umgebung des Regenten und die Dienerschaft. Nach Osten befand sich eine Art chinesisches Ehrentor, das zwei Bogen hatte, und als besondere Ehrung wurde der Kommodore unter dem rechten hindurchgeführt. Nun kam man in den mittelsten Schloßhof, der ungefähr 80 Fuß

98

lang war, mit schönen Holzschnitzereien. Die Empfangshalle lag an der nördlichen Seite, und der Kommodore wurde nun dorthin geführt und nahm auf einem Stuhl Platz, ebenso seine Offiziere. Auf der anderen Seite des Raumes saß der Regent mit seinen drei ersten Räten, hinter ihm zwei Reihen Beamte; zwischen dem Regenten und dem Kommodore stand der Dolmetscher. Die Königinmutter sowie der minderjährige Fürst erschienen aber nicht. Nach gegenseitiger Begrüßung wurde der Tee eingenommen. Rollen von Pfefferkuchen wurden auf den Tischen verteilt und Räucherkästchen in die Ecken des Zimmers gestellt. Man merkte aber aus allem, daß der Regent unvorbereitet auf den Besuch war und daß er immer noch gehofft hatte, es würde seinen Beamten gelingen, den Kommodore davon abzubringen. Nun lud der Kommodore den Regenten wieder zu sich ein und fügte hinzu, in einigen Tagen würde er Napha verlassen, aber nach 14 Tagen wiederkommen und dann jederzeit bereit sein, den Regenten auf der Susquehanna zu empfangen. Die nächste Zeremonie bestand nun darin, daß der Regent mehrere große rote Karten nahm, mit seinen drei Räten aufstand, auf den Kommodore zugeing und sich tief verbeugte. Dasselbe taten nun auch der Kommodore und seine Offiziere, die zwar nicht verstanden, was das bedeuten sollte, aber auch wieder nichts versäumen wollten. Nun bot der Kommodore dem Regenten Geschenke an. Darauf erhoben sich wieder die vier Würdenträger, verbeugten sich und setzten sich wieder. Nachdem so ungefähr eine Stunde vergangen war, zeigte der Regent dem Kommodore seinen Palast. Allerwärts lagen die schönsten Matten. Im Hauptsaal war ein prachtvolles Frühstück aufgetragen, und in der Mitte stand ein irdenes Gefäß mit Saké, der wie französischer Likör schmeckte. Das Essen wurde mittels kleiner Bambusstöckchen eingenommen. Von den 12 Gängen, woraus ein königliches Mahl zu bestehen hatte, waren 7 Suppengänge, und die 4 anderen Pfefferkuchen, Salat von Zwiebeln, dunkelrote Früchte und

eine delikate Speise aus geschlagenen Eiern. Schließlich brachte der Kommodore auch einen Toast auf die Königinmutter und den kleinen Vizekönig aus, wobei er auf die guten Beziehungen zwischen den Liukiu-Inseln und Amerika anstieß. Der Toast wurde, wie der darauffolgende auf den Regenten, diesem verdolmetscht, der sehr geehrt schien und der dann auch mit einem Toast auf den Kommodore und sein Geschwader erwiderte.

Der Dolmetscher des Regenten war ein junger Eingeborener namens Schirazichi, der in Peking erzogen worden war. Er konnte auch etwas Englisch sprechen, doch wurde die Unterhaltung auf Chinesisch geführt. Dieser Jüngling besaß auch einige Kenntnisse über die Vereinigten Staaten und nannte Washington „einen sehr großen Mandarinen“.

Als das Fest vorbei war, ging der Abmarsch genau so vor sich wie der Einzug, mit dem alten Peking an der Spitze. Unsere Boote hatten geflaggt, und jeder freute sich über die Ehren, die dem Kommodore und der amerikanischen Flagge erwiesen worden waren. Um $\frac{1}{3}$ waren alle Teilnehmer des Ausfluges wieder an Bord, und der Kommodore freute sich, über ein Regierungssystem triumphiert zu haben, das Treu und Glauben nicht kannte.

Verschiedene kleine Umstände bei der Exkursion hatten die Aufmerksamkeit des Kommodore auf sich gezogen. Zunächst die außerordentliche Sauberkeit der Liukiuer — ein auffälliger Kontrast gegenüber den Chinesen. Der Kommodore erklärt von Shui: Niemals habe ich eine Stadt oder einen Flecken von größerer Reinlichkeit gesehen; auch nicht eine Spur von Schmutz oder Staub war zu sehen. Die Straße, die die Prozession zu gehen hatte, war besonders gut gebaut. Sie war sorgsam mit Korallenfels gepflastert, der sehr säuberlich zusammengepaßt und dessen Oberfläche geglättet war, sei es durch künstliche Mittel oder durch die beständige Benutzung¹⁾.

¹⁾ Wir möchten uns für das letztere entscheiden.

Die Bauern, die sich an die Fersen der Prozession hefteten, schienen zu der untersten Kaste zu gehören; sie hatten ein schmieriges und recht elendes Aussehen. Viele waren nackt, nur mit einem schmalen Lendentuch. Unter den Tausenden, die der Reiz des ungewohnten Schauspiels anlockte, war, so sonderbar das auch klingen mag, nicht eine Frau zu sehen. Man darf also füglich annehmen, daß die wimmelnden Volksmassen der Insel nur die Hälfte des gemeinen Volkes darstellten. Vermutlich gehörten jene Leute, die uns umgaben, zu dem Arbeiterstand, für ihre Tagesarbeit kärgliche Nahrung und harte Behandlung empfangend, die Müßigen sind Priester, und Horden von Spionen und Schutzleuten, die die Straßen bevölkern und Tag und Nacht ihr Auge auf alles haben. Im ganzen war der Kommodore angenehm berührt von dem guten Benehmen und der Höflichkeit der oberen Klassen und der anscheinenden Herzlichkeit und Gastfreundschaft, womit man ihn aufgenommen hatte: wenn die Liukiuer nicht aufrichtig waren, so waren sie wenigstens sehr gute Schauspieler. Zu rühmen war auch die Küche bei dem Fest des Regenten. Es gab ja Speisen, die den Gästen unbekannt waren; sie waren jedoch in der Regel schmackhaft und gut, jedenfalls besser, als die der chinesischen Küche. Jedesmal, wenn ein frischer Gang bei dem Fest gebracht wurde, erhoben sich der Hausherr und die anderen Würdenträger und leerten ihre kleinen Sakéschalen auf das Wohl der Gäste; und der Regent gab immer dem Kommodore ein Zeichen, wenn ein neuer Gang beginnen sollte.

Was nun den Empfang im Palast betrifft, so dachte sich der Kommodore wohl, daß, obwohl die Königin nicht erschien, die Geschichte von ihrer unheilbaren Krankheit eine Legende war, und er hielt es für durchaus möglich, daß sie und ihre Hofdamen sich hinter der Wand versteckt hielten, durch ein Loch nach den Fremden aus dem Westen spähten und sich wahrscheinlich über das schöne Schauspiel recht freuten. Jedenfalls hegte er keinen Zweifel darüber, daß sie seinen Besuch überstehen würde.

Mit ganz besonderer Aufmerksamkeit studierte der Kommodore den Ursprung der Bevölkerung von Liukiu. Die Aufzeichnungen von Kapitän Hall²⁾ klingen wie ein Roman, und auch die Aufzeichnungen von Dr. Mc. Leod von der „Alceste“ sind nicht viel mehr wert. Die Kapitäne Beechy und Belcher von der britischen Marine haben seitdem noch die Liukiu besucht, und ihre Aufzeichnungen scheinen glaubwürdiger. Indessen haben auch wir alles über die Herkunft der Lutschuaner gesammelt, dessen wir habhaft werden konnten.

Wie die Chinesen, so leisten sich auch die Lutschuaner eine göttliche Abstammung. Chow-Hwang, ein chinesischer Schriftsteller, der als Gesandter 1757 von China nach Liukiu kam, sagt: „Die Insulaner sagen, sie stammten von einem Mann und einer Frau ab, die fünf Kinder hatten. Der Älteste, Téén-Sun (Ursprung des Himmels), war der erste Regent der Nation, der zweite Sohn war unter ihm Minister, und der dritte war der Gesetzverfasser. Die älteste Tochter heiratet den Himmels-, die andere den Meeresgott. Téén-Sun und seine Dynastie regierten denn auch 17802 Jahre³⁾; sodann kamen die Shunteen auf den Thron, ein Zweig der jetzt in Japan regierenden Familie. Dies geschah ungefähr 1200, als die Ming-Dynastie in China aufstieg^{3a)}. Drei Könige regierten auf Liukiu; ein ‚König der mittleren Hügel‘, ein ‚König der südlichen Hügel‘ und ein dritter ‚König der nördlichen Hügel‘. Alle waren dem Himmelssohne tributpflichtig. Zuletzt

²⁾ Der britische Kapitän, von dem schon verschiedentlich die Rede war.

³⁾ Hierbei ist zu bemerken, daß 18000 eine beliebte konventionelle Zahl im ganzen Orient ist. Ein chinesischer Drache legte z. B. (siehe v. Fries) 18000 Li zurück. Und die Summe der chinesischen Götterherrschaften macht ein kleines indisches Kalpa = 432000 Jahre (also 24×18000) aus. Die auffallende Zahl 432000 ist vielleicht durch buddhistische Mönche übermittelt worden; sie taucht übrigens schon bei den babylonischen Götterherrschaften des Berosus auf.

^{3a)} Das war aber 1356.

wurde der erstgenannte König Herr des ganzen Inselreiches, doch blieb er stets den Chinesen tributpflichtig.“ Noch heute⁴⁾ wird jährlich Tribut nach China geschickt, obwohl die Beamten in Liukiu keine Chinesen sind und Chinesisch auch nicht auf den Liukiu gesprochen wird, wenn es auch ab und zu verstanden wird. Doch scheint auch Japan einige Rechte zu haben; auch sollen eine Menge Japaner die Liukiu bewohnen und viele Mischheiraten mit ihnen vorkommen; nicht so mit den Chinesen. Auch der englische Bischof von Viktoria schreibt bei seinem Besuch der Liukiu 1850, es schiene doch, als seien die Liukiu in früheren Zeiten von Japan aus besiedelt worden.

Auch die Sprache der Liukiu⁵⁾ zeigt große Verwandtschaft mit der japanischen. Überhaupt halte ich die Bewohner Liukiens für eine Mischung aus Japanern, Chinesen, Formosanern⁶⁾ und wahrscheinlich Malaien. Der Handel von Liukiu findet nur mit den Japanern statt. Japan

⁴⁾ 1853, als Perrys Expedition stattfand.

⁵⁾ Die Frage ist keineswegs so einfach, wie sich der Kommodore denkt. In der Hauptstadt der Liukiu, wo er weilte, hat allerdings das Japanische einen großen Einfluß ausgeübt. In anderen Teilen des Archipels werden jedoch Mundarten gesprochen, die nach Süden deuten, da sie stark an Melanesisch und Polynesisch erinnern. Vergleiche meine „Neuen Liukiu-Dialekte“ in der „Zeitschrift für Afrikanische und Ozeanische Sprachen“ 1901.

⁶⁾ Vollkommen richtig. Nur etwas unbestimmt, insofern die Formosaner selbst aus mindestens 3—4 Rassen bestehen. Außerdem möchte ich noch ganz besonders auf ein Zwergelement aufmerksam machen, das namentlich auf Okinawa sofort auffällt. Die Leuten sind grundhäßlich, ihre Haut ist braunrot; sie sind zutunlich und lebhaft; fast alle Rikshaw-Leute gehören ihrer Rasse an. Vergleiche meine „Aborigines of Formosa“ (in „The American Anthropologist“ 1897) und meine „Geschichte Formosas“. Anderseits hat eine Expedition, die von Philadelphia ausging, in einer Höhle von Oshima, der nördlichsten Liukiu-Insel, hunderte von Skeletten gefunden, deren Träger im Durchschnitt 1,95 Meter groß gewesen sein müssen. Der Exkönig der Liukiu erzählte mir selbst von einer Überlieferung, der zufolge einst Auswandererscharen von Luzon kamen.

schickt jährlich wohl 30 bis 40 Dschunken nach den Liukiu, jede ungefähr von 400 bis 500 Tons. Von Liukiu geht nur eine Dschunke jährlich nach China; aber es ist nicht gestattet, daß auch nur eine einzige chinesische Dschunke nach Napha hineinfährt.

Doch findet man auf den Liukiu, daß die Rangordnung der Beamten, ähnlich wie in China, durch die Tracht ausgedrückt ist. Denn die höheren Klassen unterscheiden sich von einander durch goldene, silberne, kupferne, bleierne und zinnerne Haarnadeln. So kann man gleich den Rang erkennen. Die unterste Klasse des Volkes sind die öffentlichen Sklaven (orbank); sie haben weder bürgerliche Rechte noch persönliche Freiheit. Dann kommen die Bauern (Hakoosho); diese müssen der Regierung die Hälfte ihres Ertrages geben, bezahlen also enorme Steuern. Den höchsten Grad der niederen Klassen nehmen die Boten, Spione und niederen Beamten ein (Wedaeogang). Diese erhalten nur freie Verpflegung und die unbestimmte Hoffnung, dereinst silberne statt ihrer kupfernen Haarnadeln verliehen zu bekommen. Die Reichen kaufen manchmal von einem armen Mann seine lebenslänglichen Dienste (eine Art Sklaverei), doch gewöhnlich nur für eine Reihe von Jahren. Der Preis hierfür schwankt zwischen 2 und 10 Dollars. —

Perry ließ ein Geschenk in den Palast schicken, einen schönen Spiegel und eine Anzahl französischer Parfümerien. Ebendort ließ er die Gaben zurück, die er für den Prinzen, den Regenten, den Bürgermeister von Napha und andere Würdenträger bestimmte.

Der Ausflug, auf den der Kommodore schon bei seinem Besuch im Palast angespielt hatte, sollte den östlich liegenden Bonin-Inseln, ungefähr auf dem 141. Längengrade gelegen, gelten. Am Morgen des 9. Juni war die Susquehanna klar für die Bonin-Inseln und hatte die Saratoga im Schlepptau, Mississippi und Supply wurden in Napha gelassen. Durch den südlichen Kanal schiffend, ging die Susquehanna um Abbey Point herum und nahm

ihren Kurs südlich um das Ende der Insel. Im Laufe des Nachmittags versank Liukiu am Horizont, und das Schiff hielt seinen Kurs von Ost nach Nord inne bei einer Geschwindigkeit von 8 Knoten. Zuerst kam eine leichte Brise aus Südwest, legte sich aber bald, und das Schiff geriet unter den Einfluß des Monsum, welcher die Segel blähte. Die Ramsegel beider Schiffe wurden beigelegt, und obgleich die Susquehanna die Saratoga im Schlepptau hatte und nur drei ihrer Kessel brauchte, machte sie doch $9\frac{1}{2}$ Knoten. Der südwestliche Monsum hielt an, und das Schiff fuhr rasch dahin. Die Gleichförmigkeit an Bord wurde durch nichts gestört, außer durch einen Todesfall. Mr. Williams, der Dolmetscher, brachte nach Liukiu einen alten Chinesen mit, der sein Lehrer gewesen war. Dieser war dem Opiumrauchen sehr ergeben, wollte sich aber davon heilen und unterließ es plötzlich. Die Folge davon war, daß er in halber Verrücktheit starb. Am Tage nach seinem Tode wurde er ins Meer versenkt bis zu dem Tage (wie der Kaplan sagte), wo Erde und Meer ihre Toten wiedergeben werden.

Am 14. Juni 10 Uhr morgens waren die Schiffe unter dem Eingang von Port Lloyd auf Peel Island, einer der Boninen. Die drei Inseln Peel, Buckland und Stapleton liegen nahe beieinander. Sie sind hoch und felsig, und obgleich sie nicht so grün und schön sind wie Liukiu, so bieten sie doch einen unendlich malerischen Anblick dar. Lotsen kamen auf die Schiffe, und bald lagen beide sicher vor Anker im Hafen von Port Lloyd.





8. Kapitel¹⁾

Die Bonin-Inseln

Die Bonin-Inseln liegen im Japanischen Meere und erstrecken sich zwischen $26^{\circ} 30'$ und $27^{\circ} 45'$ nördlich. Die Mittellinie der Gruppe ist $142^{\circ} 15'$. Die südliche Gruppe ist die, auf der 1823 ein Walfischfänger unter Mr. Coffin ankerte, der dem Hafen seinen Namen gab. 1827 kam Kapitän Beechy, ein Engländer, auf die Boninen und taufte die Gruppe mit englischem Freimut nach sich um. Der Coffinsinsel gab er den Namen Bailey-Insel, nach Francis Bailey Esq., dem verstorbenen Präsidenten der Astronomischen Gesellschaft. — Es wird behauptet, daß schon weit früher als 1675²⁾ die Japaner diese Inseln entdeckten auf der ein großer Reichtum an Schildkröten ist.

Der Hafen von Port Lloyd, wie Beechy ihn nannte, liegt auf der westlichen Seite und beinahe im Zentrum von den Peel-Inseln. Es ist leicht hinein und heraus zu kommen. Wasser und Holz kann in Mengen beschafft werden; Holz muß von der Mannschaft geschlagen werden, und das Wasser ist von guter Beschaffenheit. Der Hafen von Port Lloyd ist voll guter Fische. Haie sind sehr zahlreich und werden von den Hunden auf den Korallenbänken gejagt. Nur wenige Möwen und andere Seevögel gab es; aber als man sich den Inseln näherte, wurden einige Sturmvögel von ungewöhnlich großem Wuchs und besonders glänzendem Gefieder bemerkt. Die Peel-Insel ist die einzige

¹⁾ Sehr gekürzt.

²⁾ Stimmt, schon 1593.

der Boninen, die bewohnt ist; bei dem Besuche des Kommodore beherbergte sie ungefähr 31 Einwohner.

Kommodore Perry wünschte soviel als möglich Nachrichten auch über die übrigen Inseln zu erhalten und schickte einige Leute dorthin aus.

Nach viertägigem Aufenthalt auf den Bonin-Inseln lichtete die Susquehanna die Anker, nahm die Saratoga wieder ins Schlepptau und fuhr Sonnabend, den 18. Juni, wieder zurück nach Liukiu. Der Kommodore war begierig, auf der Rückreise die Insel Disappointment zu sehen, über die schon so viel geschrieben und gesagt ist. Übrigens wird angenommen, daß Rosario und Disappointment dieselben Inseln sind. Von der Insel Disappointment steuerte das Schiff direkt nach den Borodinos. Sie wurden am 22. Juni gerade vorwärts, 2 Inseln 4 Meilen voneinander entfernt NNO. und SSW. erreicht. Es schienen Koralleninseln von großem Alter zu sein. Kein Anzeichen deutete darauf hin, daß sie bewohnt sein möchten. Die Susquehanna und die Saratoga ankerten am Abend des 23. Juni in der Bucht von Napha, wo sie die Mississippi, die Plymouth und die Supply wieder vorfanden.

Als das Geschwader nach Napha zurückkehrte, war dort ein neuer Regent an Stelle des alten eingesetzt, welcher sich so hartnäckig dem Besuche des Kommodore auf Shui widersetzt hatte. Der Kommodore freute sich über die versöhnlichen Maßregeln, die in seiner Abwesenheit getroffen worden waren, und erneuerte seine Einladung an den Regenten und den Schatzmeister, an Bord der Susquehanna das Essen einnehmen zu wollen.

Shang Hung Hiun, der neue Regent, ein noch junger Mann, säumte denn auch nicht, die Einladung anzunehmen, und am festgesetzten Tage wurden drei Boote nach Tumai gesandt, die Gäste an Bord zu holen. Sie kamen denn auch, nach der gewöhnlichen Überreichung von roten Visitenkarten, festlich geschmückt. Kapitän Buchanan empfing sie und geleitete sie durch ein Spalier von Marine-soldaten zur Tafel. Der Regent saß zur Rechten des Kom-

modore, der Schatzmeister zur Linken. Mr. Williams und Dr. Bettelheim waren als Gäste und gleichzeitig als Dolmetscher zugegen. Ichirazichi, der Dolmetscher des Regenten, stand hinter dessen Stuhl. Das Mahl wurde nach amerikanischen Gewohnheiten aufgetragen, und die lutschuanischen Gäste kamen verhältnismäßig gut mit den neuen Tischgewohnheiten aus, obwohl sie zuerst etwas befangen schienen. Doch je weiter das Mahl voranschritt, desto wärmer und fröhlicher wurden die Gäste, legten ihre Kopfbedeckung ab und sprachen dem Saké sowie den europäischen Weinen tüchtig zu. Wie alles in Vergnügen schwamm, machte Mr. Heine, der an dem kleineren Nebentisch saß, rasch eine Skizze der Gruppe und Mr. Portmann eine von dem Regenten. Die Musikkapelle ließ ihre lustigen Weisen ertönen, denen der Regent aufmerksam zuhörte, und unter dem Namen „amerikanischer Tee“ wurde der Kaffee gereicht. Auch das Gefolge war nicht vergessen worden und war im Speisezimmer der Stewards mit Wein und Fleisch reichlich bewirtet worden. Alles war in gehobener Stimmung. Doch alles hier auf Erden hat sein Ende, und so ging es auch diesem schönen Fest. Die Gäste wurden unter Kanonensalut wieder nach Tumai an Land gebracht, und so endete das schöne Diner, das der Kommodore dem Regenten von Liukiu gab, zu allgemeiner Zufriedenheit.

Nach dem Fest, das den Höhepunkt des Aufenthalts gebildet hatte, wurden noch einige kleinere Exkursionen auf den Inseln unternommen. Doch in der Hauptsache war alles Nötige erforscht und erledigt, und so bereitete man sich allmählich zur Abreise vor.





9. Kapitel

Nach Japan

Früh am Morgen des 2. Juli 1853 fuhr nach mancher unvorhergesehenen Verzögerung der Kommodore von Napha ab mit nur 4 Schiffen, den 2 Dampfschiffen (der Susquehanna, seinem Flaggschiff, und der Mississippi) sowie den Kriegsschaluppen Saratoga und Plymouth. Die Supply blieb zurück, und die Caprice wurde nach Shanghai entsandt. Alles war sehr vergnügt, daß es wieder weiter ging. Das Male-riche der Inseln war genug gewürdigt worden, und nun sehnte man sich wieder nach Abwechslung und frischem Leben. Der dritte Reisetag brachte, da er auf den 4. Juli fiel, große Festlichkeiten, da es der 77. Nationalfeiertag war. Der Tag war frisch und schön und wurde festlich begangen, sogar einige Aufführungen wurden ihm zu Ehren unternommen.

Donnerstag, den 7. Juli, bei Sonnenuntergang war das Geschwader nach allen Berechnungen 40 Meilen von Kap Negatsuo oder Idzu. Man sah vom Schiffe aus nicht nur das Kap, sondern auch noch weiter östlich einige Inseln, die Siebold „die gebrochenen Inseln“ genannt hat; auch unterschied man die zwei größeren der Gruppe, von den Japanern Tosisima und Likinesima genannt. Die Susquehanna nahm nun als leitendes Schiff ihren Kurs gerade auf den Eingang der Bai von Yeddo, und als Kap Idzu passiert war, kam man an einem niedrigen, unfruchtbaren Inselchen vorbei, das anscheinend unbewohnt war, ungefähr $\frac{3}{4}$ Meilen lang. Es war unter dem Namen Felsen-

insel bekannt. Nun kam der Fusi²⁾ aus den Wolken heraus. Als die Schiffe sich der Bai von Uraga näherten, wurden Signale vom Kommodore gegeben und alles vorbereitet, wie um für einen Feind gewappnet zu sein. Um Mittag erreichte man das Kap Sagami, dann das südliche Ende der Halbinsel Sagami, wo man auch eine Stadt sah. Als das Geschwader zwei Meilen vom Lande entfernt war, steuerte eine Flotte von über 12 Booten auf die Schiffe zu, anscheinend in der Absicht, die Schiffe zu besuchen. Aber es wurde nicht auf sie gewartet; sie wurden bald hinter uns gelassen und schienen sich sehr zu verwundern, wie rasch wir fuhren, obwohl der Wind gegen uns war. Nach dem Passieren von Kap Sagami sahen wir, daß am Eintritt der Bucht gefährliche Klippen waren, die landeinwärts anstiegen und sich dort als wellige Hügel fortsetzten. Tiefe Schluchten, mit reichem Grün besetzt, teilten die steilen Abhänge. Im Hochland wechselten bebaute Felder und buschige Wälder reizvoll ab, und im Hintergrund stiegen hohe Berge empor. Auf den Hügeln um Uraga schienen Festungen zu sein, die aber nichts von sich merken ließen trotz des stolzen Anblicks der Flotte, die jetzt in den Hafen von Uraga einlief und um 5 Uhr nachmittags dort Anker warf. Das Senkblei zeigte eine Tiefe von 25 Faden, deshalb behielten die Schiffe ihren Kurs und nahmen dem Ufer gegenüber Aufstellung.

Inzwischen hatte sich das Wetter immer mehr geklärt, und der hohe Kegel von Fuji lag vor uns in seiner ganzen Pracht. Wir schätzten ihn 60 Meilen vom Ufer entfernt und seine Höhe auf 8—10000 Fuß³⁾.

Die Schiffe fuhren fort zu sondieren, und fuhren langsam und vorsichtig weiter, bis das Geschwader $1\frac{1}{2}$ Meilen von dem Vorgebirge entfernt war, welches das Innere

²⁾ Richtiger Fuji = Fudschi oder Fujiyama, wobei Yama Berg bedeutet. Fuji selbst ist höchstwahrscheinlich ein Ainu-Wort. Nach meiner Ansicht kommt der Name schon bei Mendez Pinto in der Form von Funjus vor.

³⁾ Er hat tatsächlich rund 12400 englische Fuß,

der Bucht von Yeddo beherrschte — eine Meile also weiter, als je ein fremdes Schiff vorgedrungen war —, als zwei Kanonen von einem benachbarten Fort abgefeuert wurden und ein Rauchkegel in der Luft anzeigte, daß auch eine Rakete abgeschossen worden sei. Als die Schiffe nun vor Anker gehen wollten, sahen sie eine Anzahl japanischer Wachtschiffe, die auf sie zusteuerten. Aber der Kommodore hatte strengen Befehl gegeben, sowohl durch Worte, als auch durch Signale, daß kein Japaner auf die Schiffe gelassen würde, ausgenommen Geschäftsträger und Beauftragte, und auch die nur in beschränkter Anzahl. Als nämlich die Columbus in der Bucht von Yeddo lag, kamen mehrere hundert Japaner an Bord, die ohne Zaudern die Gastfreundschaft der Offiziere annahmen, sobald jedoch die Rede darauf kam, daß die Offiziere mit ans Ufer gehen wollten, durch Zeichen erklärten, dies sei ganz unmöglich. Nun beschloß der Kommodore eine gleiche Taktik.

Als die Anker fielen, hörte man einen Kanonenschuß vom Fort aus, und als das Perrysche Geschwader seine Ankerlinie eingenommen hatte und mit seinen Kanonen die ganze Reihe der Batterien und Forts sowie zwei ansehnliche Städte beherrschte, kam eine Menge Wachtboote von allen Richtungen, augenscheinlich in der Absicht, die Schiffe einzuschließen, denn man sah in den japanischen Böten große Vorräte von Nahrungsmitteln, Wasser, sowie auch Kleidungsstücke und Schlafmatten, so daß eine Art Belagerung vorgesehen schien. Aber das paßte dem Kommodore nicht. Er ließ sie auf alle Weise mit Piken und Pistolen zurückschrecken, besonders einige Verwegene, die auf die Schiffe zu klettern versuchten. Als die Japaner so entschlossenen Widerstand fanden, ließen sie von ihrem Versuche ab.

Die Wachtboote erregten große Bewunderung wegen der Schönheit ihres Baues, welcher dem der amerikanischen Jachten sehr ähnlich war. Sie waren aus bemaltem Holze gebaut, mit sehr scharfen Biegungen, breiten

Balken, leicht zugespitztem Achterdeck, und liefen sehr leicht. Sie wurden mit großer Schnelligkeit durch oder vielmehr über das Wasser gestoßen, denn sie schienen mehr auf der Oberfläche des Wassers hinzugleiten, als es zu durchfahren. Die Mannschaft, in den größeren Booten etwa 30 an der Zahl, bestand aus großen muskulösen Leuten, deren lohfarbene Körper außer durch ein Lententuch unbedeckt waren. Am Rücken waren sie mit Wappenschildern oder anderen Zeichen in Schwarz und Rot tätowiert.

Eines der Boote kam längs des Flaggschiffes, und man sah eine Person an Bord mit einer Rolle Papier in der Hand. Der Offizier der Susquehanna weigerte sich, es in Empfang zu nehmen. Es wurde nun so gehalten, daß es zu lesen war und erwies sich als ein Schriftstück in französischer Sprache, das die Weisung enthielt, die Schiffe möchten abfahren und nicht auf eigene Gefahr hin ankern. Der Hauptbeamte, der das Schriftstück trug, bat durch Zeichen, die Fallreepreppe herunter zu lassen. Dies wurde abgelehnt, dagegen wurde ihm durch unsere beiden Dolmetscher zu verstehen gegeben, es würde nur mit dem höchsten Beamten verhandelt. Er aber antwortete in recht gutem Englisch, das sich aber in der einen Phrase erschöpft zu haben schien: „Ich spreche Holländisch.“ Er fragte, ob die Schiffe von Amerika kämen, und schien sie erwartet zu haben. Auf seine Frage, ob er nicht an Bord kommen könne, wurde ihm gesagt, daß der Kommodore sich nur mit einem Manne von höchstem Rang einlassen könne. Da zeigte er auf einen, der den höchsten Rang in der Stadt einnahm; es sei der Vizegouverneur von Uruga. Der Kommodore befahl nun nach einigem absichtlichen Zögern dem Leutnant Contee, den Vizegouverneur zu empfangen. Also wurde die Fallreepreppe niedergelassen und der Vizegouverneur Nagazima Saboroske, begleitet von seinem Dolmetscher Hori Tatsnoske, der vorzüglich Holländisch sprach, kam an Bord. Er wurde in des Kapitäns Kajüte empfangen, und es wurde ihm dort mitgeteilt, daß der

112

Kommodore, welcher von seinem Lande in freundlicher Absicht nach Japan entsandt worden sei, einen Brief vom Präsidenten der Vereinigten Staaten an den Kaiser von Japan zu übergeben hätte und wünschte, daß ein Offizier an Bord seines Schiffes geschickt werden möge, um eine Abschrift des Briefes zu empfangen, damit ein Tag bestimmt werden könne, an dem der Kommodore das Original überreichen könnte. Darauf erwiderte der Vizegouverneur, daß nach den Gesetzen Japans Nagasaki der einzige Ort des Landes für Verhandlungen mit fremden Mächten wäre; die Schiffe möchten dorthin fahren. Der Kommodore erklärte nun, er habe Befehl, nach Uraga zu gehen, und er käme in Freundschaft; wenn aber die ihn umringenden Boote nicht augenblicklich abzögen, würde er sie mit Gewalt dazu zwingen. Der Vizegouverneur befahl nun den Booten, sich zurückzuziehen, und verließ das Schiff mit der Versicherung, am anderen Morgen würde ein Beamter von höherem Range kommen wie er, um weiter zu verhandeln.

Die Politik des Kommodore war, eine feste Stellung gegenüber der japanischen Regierung einzunehmen. Die Frage, ob mit Gewalt zu landen sei, wollte er der Entwicklung der Ereignisse überlassen. Der beste Beweis, daß er die Lage richtig beurteilte, liegt in seinen guten Erfolgen. Das Geschwader blieb frei von jeder Belästigung oder Einmischung seitens der japanischen Behörden während der ganzen Dauer des Aufenthalts — ein Ereignis, welches in dem Verkehr fremder Schiffe mit Japan seit 2 Jahrhunderten unerhört war.

Ein interessantes Schauspiel wurde im Laufe der Nacht von Leutnant Duer beobachtet: nämlich ein merkwürdiges Meteor, das von Mitternacht bis 4 Uhr morgens im Süden und Westen sichtbar war, den ganzen Himmel erhellend. Er hatte die Form einer großen blauen Kugel mit einem roten keilförmigen Schwanz, der von glühenden Teilchen gebildet wurde, die dem Funken einer Rakete nach dem Platzen glichen. Die Alten, sagte der Kommodore, würden

dies für ein günstiges Omen für unser Unternehmen gehalten haben; möge es sich auch als solches erweisen!

Als die Sonne am anderen Tage aufging, enthüllte sie ein wunderschönes Bild: ein abschüssiges Ufer, gelegentlich von steilen Einschnitten unterbrochen, dehnt sich an der westlichen oder Sagamiseite der Bucht mit einer wellenförmigen Oberfläche von glänzend grünem Gebüsch, dazwischen verstreute Bäume. Weiter landeinwärts erhoben sich sanft ansteigende Hügel, die mit Gewächsen bedeckt waren. Von Uraga bis zum innersten Ende der Bucht lagen unzählige Städte und Dörfer zu beiden Seiten des Ufers. Uraga selbst bestand aus zwei Städten, die durch eine Klippe voneinander getrennt waren. Durch die größere der beiden Städte fließt ein Fluß, der sich in den Hafen ergießt und der von vielen kleinen Schiffen und Dschunken belebt ist. Daraus, daß die meisten Schiffe in Uraga anhielten, zog man den Schluß, Uraga müsse wohl eine Zollstation sein. Forts, die den Hafen beherrschten, wurden mit dem Fernglas besehen; man erkannte, daß sie nicht in sehr verteidigungsfähigem Zustand waren. Einige waren mit Kanonen kleinen Kalibers besetzt, die anderen hatten überhaupt keine. Eine längere Vormauer, sowohl innerhalb als außerhalb des Forts hinter der Umzäunung, schien wohl eine Schanze vorzustellen. In der Entfernung war es, als ob die Vormauern aus Tuch beständen, denn man bemerkte schwarze und weiße Streifen daran. Ihr Zweck war nicht sehr einleuchtend, nur vielleicht, wenn man annehmen wollte, daß sie errichtet worden waren, um den Eindruck des Gerüstetseins vorzuspiegeln.

Bei Sonnenaufgang am nächsten Morgen, dem 9. Juli, näherte sich ein Boot der Susquehanna, das anscheinend Künstler enthielt, denn sie machten keinen Versuch, an Bord zu kommen, sondern begnügten sich damit, von den fremden Schiffen Skizzen zu entwerfen. Der wichtigste Besuch kam jedoch um 7 Uhr, als 2 große Schiffe ankamen mit 6 Beamten, deren Gegenwart an Bord eine

114

dreistreifige Flagge ankündigte. Ein Holländisch sprechender Dolmetscher war dabei, er teilte mit, daß der höchste Würdenträger von Uruga unter ihnen anwesend sei und an Bord zu kommen wünschte. Die Ankunft von Kaijama Yezaimen, der sich als Gouverneur und höchster Beamter von Uruga vorstellte, wurde denn auch dem Kommodore gebührend gemeldet, welcher befahl, Seine Hoheit solle durch die Kommandanten Buchanan und Adams sowie Leutnant Contee empfangen werden. Der Kommodore selbst lehnte es, gemäß seiner Politik, ab, irgend jemand zu empfangen, es sei denn einer der Räte des Reiches.

Man sah an des Gouverneurs Kleidung, daß er zu den Edeln des 3. Ranges gehörte. Er trug ein reiches seidenes Kleid, bestickt mit einem Muster von Pfauenfedern, das mit Gold und Silber umrandet war. Er begann sofort ein Gespräch mit den Offizieren und erklärte wiederholt, die japanischen Gesetze machten es unmöglich, daß der Brief des Präsidenten in Uruga in Empfang genommen würde, sollte dies selbst der Fall sein können, so würde die Antwort doch nach Nagasaki geschickt werden, und das Geschwader müsse sich dorthin begeben. Darauf würde der Kommodore nie eingehen, wurde ihm zur Antwort; vielmehr würde der Kommodore schlimmstenfalls mit hinreichender Macht landen und die Briefe überreichen, möchten die Folgen sein, welche sie wollten. Nun erbat sich der Gouverneur von Uruga drei Tage Frist, um Instruktionen aus Yeddo zu holen, was ihm auch gewährt wurde.

Von jedem Schiffe des Geschwaders war ein Boot ausgesandt worden, um die Bucht von Uruga zu erforschen und zu vermessen. Als der Gouverneur von Uruga dies erfuhr, protestierte er dagegen: es ginge gegen die japanischen Gesetze, diese Erforschung zu erlauben — worauf ihm erwidert wurde, für die Schiffe seien nur die amerikanischen Gesetze maßgebend.

Bei der Zusammenkunft wurde Sr. Exzellenz der Originalbrief des Präsidenten zusammen mit dem Be-

glaubigungsschreiben des Kommodore gezeigt, welche in prächtigen Behältern lagen, die in Washington eigens dazu angefertigt waren. Das machte großen Eindruck auf den Gouverneur, was dadurch zum Ausdruck kam, daß er zum ersten Male Wasser und Proviant für die Schiffe anbot. Es wurde ihm aber erwidert, wir wären hinreichend verproviantiert. Darauf wurde ihm zu verstehen gegeben, weitere Unterredungen seien unnötig bis zur Antwort der japanischen Regierung, und so schied man voneinander in bestem Einvernehmen. Der Gouverneur und der Dolmetscher wurden gebeten, wenn sie vom Präsidenten der Vereinigten Staaten sprächen, während der Konferenz streng dieselben Ehrenbezeichnungen zu gebrauchen wie von ihrem eigenen Kaiser. Es war durchaus nötig in einem so zeremoniellen Lande, hierauf zu halten.

Die Wachtboote, die dem Gouverneur so unangenehm waren, waren vorzüglich bemannt und bewaffnet und standen unter dem Kommando des Leutnants Bent von der Mississippi, der angewiesen war, nicht aus dem Bereich der Kanonen zu fahren, damit, falls sie angegriffen würden, ihnen sofortige Hilfe zuteil werden könne.

Die hydrographischen Berichte waren so günstig wie möglich, tiefes Wasser wurde bis 4 Meilen gegen die Spitze der Bucht gefunden. Das Senkblei ergab 29—43 Faden, und es wurde ein Flußlauf entdeckt, der auch bei größter Ebbe den Wasserstand auf der Höhe hielt. Die Prüfung des Hafens von Uraga ergab 5 Faden bei ungefähr einer Kabellänge, doch zeigten sich einige Riffe.

Bei der ersten Annäherung der Boote zeigten sich am Ufer eine große Menge gut bewaffneter Soldaten. Der Maler unserer Expedition machte eifrig Skizzen von ihnen, sowie von den Forts.

Die Hitze war nicht groß, das Thermometer zeigte 78° (Fahrenheit). Eine frische Seebrise wehte, und die Luft war rein und klar.

Der Gipfel des Fujiyama erhob sich über das Hochland der westlichen Küste, und bis auf 10 Meilen von

den großen Klippen, die zu beiden Seiten des Eingangs der Bucht von Yeddo liegen, war die Gegend deutlich sichtbar; sogar die Häuser von Uruga mit ihren merkwürdigen Formen boten sich dem Auge dar. Sie waren ganz aus Holz, mit den verschiedenartigsten Dächern, spitz, breit hoch, meistens in natürlicher Holzfarbe, und nur einige wenige weiß übermalt. Die japanischen Boote und Dschunken, mehrere Hunderte an Zahl, waren so deutlich sichtbar, daß man sie zählen konnte.

Der nächste Tag, der 10. Juli, fiel auf einen Sonntag. Wie gewöhnlich wurde Gottesdienst gehalten und, der Würde des Tages entsprechend, nichts Geschäftliches mit den Japanern erledigt. Im Laufe des Tages jedoch kam ein Boot mit gestreifter Flagge, welche den hohen Rang der 3 oder 4 Japaner anzeigte, die unter einem Schirmdach saßen und gemächlich ihre Fächer benutzten. Sie wollten an Bord; nachdem sich jedoch herausgestellt hatte, daß sie kein besonderes Anliegen hatten, wurde es ihnen nicht gestattet.

Am nächsten Morgen wurden unsere Wachtboote tiefer in die Bucht hineingeschickt, und die Mississippi ebenfalls, um dieselben zu beschützen. Sofort kam denn auch der Gouverneur von Uruga an Bord, um dagegen zu protestieren. Es nützte ihm aber nichts, und wie der Gouverneur wieder gelandet war, entstand am Ufer große Unruhe. Eine große Menge Soldaten (anscheinend über 1000) gingen von dem höher gelegenen Lande zur Bucht und bestiegen Boote, was auf Feindseligkeit oder auf eine Demonstration schließen ließ. Die Boote fuhren 10 bis 12 Meilen weiter nach Yeddo zu, als der Ankerplatz des Geschwaders lag. Leutnant Bent befahl nun seiner Mannschaft, bei den Rudern zu bleiben und die Bayonette auf ihre Musketen aufzupflanzen. Doch dies hatte nicht den erwarteten Erfolg, die japanischen Boote fuhren ruhig weiter. Der Leutnant wollte eine Kollision vermeiden und schickte nun ein Boot nach der Mississippi, die etwa 2 Meilen dahinter lag. Der Dampfer löste nun eine Kanone, und

dies half vortrefflich, denn nun verging der Gegenpartei die Lust zu weiteren feindseligen Bewegungen. Nun war alles ruhig, und man sah mit Spannung den nächsten Tag herannahen, der die Entscheidung bringen sollte, nämlich die Antwort von Yeddo.

Während dieser ganzen Zeit konnten tiefe Sondierungen in der Bai von Yeddo gemacht werden, und es stellte sich heraus, daß am äußersten Ende der Bucht ein Kanal zu sein schien. Im Mittelpunkt der Bucht zeigte das Blei eine Tiefe von 20 Faden, während es an den Seiten nicht mehr als 5 Faden tief auf Bänke von Schlamm stieß. Man schloß daraus, daß auch weiterhin die Sondierungen tiefen Grund ergeben würden, und daß also das Geschwader mit Sicherheit noch bis auf ein paar Meilen nach Yeddo weiter fahren könne.

~~~~~

## 10. Kapitel

### Der Besuch des Gouverneurs von Uraga

Am nächsten Morgen, Donnerstag, den 12. Juli, wurden denn auch gegen 9 Uhr 3 Boote gesichtet, die ihren Kurs auf die Susquehanna nahmen. Seine Hoheit Kayama (Keyamon)<sup>1)</sup> Yezaiman mit 2 Dolmetschern, Hori Tatsnoske und Fatsisko Tokushumo, kam an Bord und wurde mit gebührenden Ehren von Kapitän Buchanan und Kapitän Adams empfangen. Der Kommodore hatte vor Ankunft des Gouverneurs einen Brief an den Kaiser gerichtet des Inhalts, daß er, der Höchstkommmandierende der Seemacht der Vereinigten Staaten, mit einem der höchsten japanischen Offiziere verhandeln möchte, um sein Beglaubigungsschreiben sowie einen Brief abzugeben, welcher vom Präsidenten der Vereinigten Staaten an Seine

<sup>1)</sup> Beiden Schreibweisen huldigt Perry.

Kaiserliche Majestät geschrieben sei. Der Gouverneur sagte den Offizieren durch den Dolmetscher, es sei bei Abgabe der Papiere ein Mißverständnis passiert, obwohl der Kommodore wußte, daß dies nicht der Fall war. Dann äußerte der Gouverneur, es solle am Ufer ein Gebäude zum Empfang des Kommodores und seines Gefolges errichtet werden, und ein hoher Würdenträger, der besonders vom Kaiser dazu ausersehen sei, werde dann die Briefe in Empfang nehmen. Aber nur in Nagasaki werde Antwort gegeben, nicht in Yeddo. Hierauf gab der Kommodore ein Memorandum ab, welches in Holländisch übersetzt war und dem Gouverneur nachdrücklich zur Kenntnis gebracht wurde, des Inhalts, daß der Kommodore entschlossen sei, nicht nach Nagasaki zu gehen, sondern daß er die Antwort in der Bucht von Uraga abwarten und empfangen würde. Daraufhin entfernte sich der Kommodore, anscheinend zur Beratung mit seinem Stabe. Die ganze Zusammenkunft hatte 3 Stunden gedauert, und um 1 Uhr verließ der Gouverneur das Schiff. Unterdes war alles vollkommen ruhig, und es wurden weder auf den Festungen noch auf den vielen Regierungsschiffen, die längs des Ufers lagen, feindliche Bewegungen beobachtet.

Der Gouverneur kam, gemäß seinem am Morgen gegebenen Versprechen, am Nachmittage wieder, umgeben von seinem Gefolge sowie seinen beiden Dolmetschern. Kapitän Buchanan und Adams empfangen sie wieder mit denselben Zeremonien; der Kommodore jedoch unterhandelte diesmal mit ihnen nur durch die Kapitäne. Yezaiman verlangte, man möchte ihm das Originalschreiben an den Kaiser sogleich mitgeben. Dies war aber nicht nach dem Sinne des Kommodore, der sofort Yezaiman wissen ließ, er müsse als hoher Offizier einen mit gleicher Vollmacht versehenen Offizier verlangen, um mit ihm zu sprechen. Der Präsident verlangte zudem auch keine augenblickliche Antwort, sondern das Geschwader würde nach einigen Monaten wiederkommen. Yezaiman versprach die Antwort bis dahin und ließ durch den Dol-

metscher seinen Dank für den schönen Empfang an Bord sagen. Er war ebenso wie seine Begleiter in vorzüglicher Stimmung; sie sprachen den ihnen gebotenen geistigen Getränken — Whiskey und Brandy — tapfer zu; besonders schien der Gouverneur die fremden, mit Zucker versetzten Liköre zu lieben, was er durch lautes Schmatzen mit dem Munde zu verstehen gab. Die Dolmetscher machten sich im geheimen lustig über die Neigung des Gouverneurs zu starken Getränken und sagten, sie wären bange, daß er etwas zu viel tränke. Obwohl stets von einer gewissen würdevollen Steifheit, zeigten diese japanischen hohen Beamten doch auch gesellige Talente und nahmen frischen und lebhaften Anteil an der Unterhaltung. Auch ihre Kenntnisse und ihr Unterrichtsein entsprachen ihrem gewandten Benehmen. Sie waren wohlbewandert im Chinesischen, Japanischen und Holländischen, und auch die Hauptgrundzüge der Wissenschaft waren ihnen nicht fremd. So hatten sie schätzbare geographische Kenntnisse. Als ein Globus vor sie hingestellt wurde, legten sie, ohne sich lange zu besinnen, den Finger auf Neuyork und Washington, wie um zu zeigen, daß ihnen die eine als unsere Hauptstadt, die andere als unser Haupthandelsplatz bekannt wäre. Mit gleicher Geläufigkeit zeigten sie England, Frankreich, Dänemark und andere Königreiche Europas. Sie fragten, ob nicht Wege durch unsere Berge gingen, und meinten damit, wie wir glaubten, unsere Eisenbahntunnel. Diese Meinung wurde durch eine Frage des Dolmetschers bestätigt, als sie unsere Schiffsmaschinen sahen: ob nicht auch eine ähnliche, wenn auch kleinere Maschine auf den amerikanischen Wegen gebraucht würde? Auch fragten sie, ob der Kanal über die Landenge jetzt vollendet sei — wahrscheinlich auf den Panamakanal anspielend, der gerade im Bau war. Auf jeden Fall wußten sie, daß daran gearbeitet wurde, die beiden Ozeane zu verbinden, und nannten es nach einer Sache, die sie nie gesehen hatten, Kanal.

Nachdem sie in der Kajüte Erfrischungen zu sich ge-

nommen hatten, wurden Yezaiman und die Dolmetscher eingeladen, das Schiff zu besehen, ein Anerbieten, welches mit großer Höflichkeit angenommen wurde. Als die Japaner auf Deck kamen, waren Offiziere wie Mannschaften begierig, die fremden Gäste zu sehen und konnten ihre Neugier kaum unterdrücken. Jedoch die Japaner verloren keinen Augenblick ihre Selbstbeherrschung, sondern trugen beständig große Zurückhaltung, gepaart mit ruhiger Würde, zur Schau. Vor allem zeigten sie kluges Interesse für all die mannigfachen modernen Schiffseinrichtungen, benannten sogar die großen Kanonen richtig und legten keine übermäßige Überraschung an den Tag, wie man es doch eigentlich von Leuten hätte erwarten können, die zum ersten Male den Wundern der Technik eines modernen Schiffes gegenüberstanden. Was sie am lebhaftesten interessierte, war die Maschine. Doch merkte man aus den Äußerungen der Dolmetscher, daß die Japaner nicht gänzlich unbekannt mit den Prinzipien der Dampfmaschine waren. Viel mochte ja gemacht sein von dieser kalten Gemütsruhe, die sich jedoch einem aufmerksamen Sinne verband, aber es war außer Zweifel, daß, wenn auch die Japaner in praktischer Wissenschaft zurück sein mögen, doch die Gebildeten unter ihnen die Theorien kennen und mit aufmerksamen Augen den Fortschritt der Kultur-nationen der Alten und Neuen Welt verfolgen.

Beim Verlassen der Kajüte hatten die japanischen Würdenträger ihre Degen liegen gelassen, deren sie als Männer von hohem Rang je zwei trugen. Die Gelegenheit für Neugierige war gut, die Degen gründlich in Augenschein zu nehmen, und es wurde festgestellt, daß es mehr Prunk- wie Gebrauchsdegen seien. Die Klingen waren von gutem, hartem Stahl und schön poliert, aber die Form etwas ungeschickt für den Gebrauch. Die Beschläge waren aus reinem Gold, die Scheiden von Haifischhaut und wundervoll gearbeitet.

Der Besuch des Gouverneurs dehnte sich bis zum Abend aus, und es wurde 7 Uhr, ehe er mit seinen Dol-

metschern von dem Schiffe unter vielen Höflichkeiten, wie gewöhnlich, Abschied nahm, sich bei jedem Schritte verbeugend, auf eine liebenswürdige und zugleich würdevolle Weise lächelnd. Die Japaner hatten augenscheinlich einen guten Eindruck von allem bekommen, was sie bei uns gesehen hatten. Die Höflichkeit und das Zeremoniell, das sie an den Tag legten, schien nichts Außergewöhnliches, sondern gang und gäbe zu sein; denn es wurde bemerkt, daß, als Jezaimen und die Dolmetscher in ihr Boot stiegen, das neben der Susquehanna lag, sie sich gegenseitig auch solche feierliche Verbeugungen machten, als würden sie sich zum ersten Male vorgestellt.

Am nächsten Tage erschienen sie wieder mit tausend Entschuldigungen, daß sie nicht schon eher gekommen wären, doch sei der hohe Offizier eben erst von Jeddo eingetroffen. Dann öffnete der Gouverneur die Originalorder des Kaisers. Der Brief des Kaisers war kurz und wurde durch ein großes daranhängendes Siegel beglaubigt. Das ganze kaiserliche Schreiben war in Sammet eingewickelt, in einer Büchse von Sandelholz eingeschlossen und wurde von dem Gouverneur mit großer Ehrfurcht behandelt. Eine Abschrift auf Holländisch und eine Beglaubigung für die Echtheit des Dokuments und des kaiserlichen Siegels wurde gleichzeitig überreicht.

Die Urkunde war an Seine Hoheit Toda, Prinz von Idzu, gerichtet und lautete: „Ich sende Euch nach Uraga, um den Brief des Präsidenten der Vereinigten Staaten für mich von dem Admiral anzunehmen.“

Nachdem verschiedene zeremonielle Fragen gelöst waren, wurde das Geschwader in eine Linie gegenüber dem Empfangsplatz aufgestellt, während die Japaner am Ufer große Vorbereitungen trafen.

Der Gouverneur sagte, daß derjenige, welchen der Kaiser sandte, nicht die Macht hätte, mit dem Kommodore zu unterhandeln; er sei nur bevollmächtigt, die Papiere in Empfang zu nehmen und zum Kaiser zu bringen. Ferner sagte er, daß ein angemessenes Gebäude schon errichtet

wäre. Der Kommodore war auf diese Antwort vorbereitet, und da er nicht wissen konnte, ob Betrug im Spiele wäre oder nicht, so hatte er der überwachenden Partei befohlen, die kleine Bucht zu prüfen, wo das Gebäude zu seinem Empfange errichtet wurde. Der diensthabende Offizier erklärte, daß die Schiffe in Schußweite des Platzes gebracht werden könnten, wo sie eine große Menge Leute bei der Vollendung des Gebäudes gesehen hatten, die Baumaterialien und anderes herzutragen.

Der Gouverneur erbot sich, ein Boot zu dem Platze zu geleiten, welcher für den Empfang bestimmt war, es wurde abgelehnt; es passe der Würde des Kommodore nicht, in einem kleinen Boote einen so langen Weg zu machen. Das Geschwader würde näher an den Platz herangelegt werden. Man kam überein, der Kommodore solle zwischen 7—9 Uhr morgens die Schiffe verlassen, obwohl den Japanern besonders daran gelegen schien, die Zusammenkunft zu einer früheren Stunde zu haben; als Grund gaben sie an, daß man dann die große Hitze vermiede. — Nun war die Frage, wie viele Offiziere den Kommodore begleiten würden. Die Antwort war, er würde mit großem Gefolge kommen, da nach dem Gebrauche der Vereinigten Staaten der Gesandte des Präsidenten mit einer Begleitung käme, welche der Achtung vor der Macht, zu der er gesandt würde, entspräche, und da die größere Anzahl die größere Achtung ausdrücken würde, so würden alle Offiziere, die entbehrt werden könnten, hierzu befohlen.

Im Laufe der Zusammenkunft zeigten die japanischen Würdenträger ihre große Liebe für Zeremonien, indem sie auf verschiedene genaue Punkte der Etikette in bezug auf den bevorstehenden Empfang acht gaben. Sie kündigten an, daß alle japanischen Offiziere in volle offizielle Tracht gekleidet sein würden. Es war ihnen unangenehm, daß sie nicht so viele Sessel hatten, um sie ihren Besuchern zu bieten, wie die, welche sie in der Kajüte erhielten. Auch wären sie nicht imstande, so schöne Weine zu bieten,

wie sie hier erhalten hatten: ihr Vaterland brächte sie nicht hervor. Es wurde ihnen gesagt, sie möchten diese Sorge nur fallen lassen, sie könnten in Japan nicht dieselbe Art der Höflichkeit erwarten, da diese in den Ländern verschieden wäre. Der Kommodore würde zufrieden sein, in ebensolchem Sessel zu sitzen wie seinesgleichen in Japan. Sie fragten noch, ob der Kommodore den Brief des Präsidenten mit eigener Hand in die des japanischen Bevollmächtigten legen würde, dessen Name und Titel folgendermaßen angegeben wurde: Toda-Idzu-no-Kami, Erster Reichsrat. Dann fragten sie, ob sich der Kommodore sofort auf sein Schiff zurückbegeben würde, nachdem er den Brief übergeben hätte, sowie wann er wieder nach Japan zurückkommen würde, um die Antwort zu holen.

Der chinesische Dolmetscher, Mr. Williams, zeigte ihnen einen Plan von Jeddo, der, wie sie sagten, vor siebzig Jahren angefertigt worden wäre; die Hauptstadt habe sich seitdem sehr vergrößert und verschönt. Sie zeigten auf berühmte Plätze, um so höflich die natürliche Neugier ihrer Gesellschaft zu befriedigen. Die Zusammenkunft dauerte  $2\frac{1}{2}$  Stunden; als die japanischen Beamten aufstanden, war es Abend. Sie verließen das Schiff mit ihrer gewöhnlichen Höflichkeit, sie verbeugten sich bei jedem Schritte, und der Hauptdolmetscher Hori Tatznoske, der augenscheinlich große Begabung für fremde Sprachen hatte, gestattete sich sehr deutlich in Englisch zu sagen: „Ich möchte nach Hause gehen.“ Der Kommodore rief seine Offiziere zusammen an Bord des Flaggschiffes. Der Befehl wurde ausgegeben, daß die Schiffe in Schlachtordnung so verankert werden sollten, daß sie den Empfangsplatz beherrschten. Denn der Kommodore wollte gegen jede Zweideutigkeit oder Verrätereit geschützt sein.

Der Empfangstag, Donnerstag, der 14. Juli, brach an. Als gute Vorbedeutung stieg die Sonne siegreich durch die Nebel empor, und bei ihren Strahlen sah man die Früchte der beharrlichen Nacharbeit der Japaner.

Ornamentale spanische Wände waren so errichtet, daß Forts und Bastionen vergrößert erschienen, und zwei große Empfangszelte. Die spanischen Wände waren dicht über Holzpfosten gespannt, jeder Zwischenraum zwischen den Pfosten sah aus wie Täfelwerk. Auf diesem scheinbaren Täfelwerk waren die kaiserlichen Wappen gemalt, abwechselnd mit einer scharlachroten Blume mit breiten herzförmigen Blättern. Flaggen und Wimpel, auf denen Zeichnungen in heiteren Farben waren, hingen auf den verschiedenen Winkeln der Wände. Dahinter stand eine Menge Soldaten in einem Kostüm, das wir noch nicht gesehen hatten und das wohl eine Art Paradeuniform vorstellen sollte. Der Hauptbestandteil dieser Uniform war ein dunkler Rock mit kurzen Schößen, die Arme waren nackt.

Auf den Schiffen war alles schon zu frühester Stunde auf den Beinen, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Die Anker wurden beschwert, um die Schiffe in die richtige Stellung bringen zu können, damit ihre Kanonen den Empfangsplatz beherrschten. Die Segelschiffe waren der Windstille wegen nicht in diese Stellung zu bringen. Nun wurden die Offiziere und Mannschaften, so zahlreich wie möglich, bestimmt, welche den Kommandore begleiten sollten. Die Offiziere waren alle in Paradeuniform, während die Mannschaft in Marinetracht, blau und weiß, war. Das ganze Gefolge bestand nun aus ungefähr 300 Personen. Ehe es 8 Uhr geschlagen hatte, bewegten sich die Susquehanna und die Mississippi langsam die Bucht entlang. Zu gleicher Zeit bemerkte man 6 japanische Boote, die in derselben Richtung fuhren, jedoch mehr dem Lande zu. Zwei davon hatten die blaue Regierungsflagge gehißt, die anderen schienen das Gefolge an Bord zu haben. Sie steuerten auf den Empfangsplatz zu, wo große Vorbereitungen getroffen waren, um sich auch in kriegerischer Machtentfaltung zu zeigen. Das Empfangsgebäude, nahe dem Dorfe Gori-Hama, sah frisch und neu aus — von weitem mit seinen

Dächern einem sehr großen Getreideschober nicht unähnlich. Als die Dampfer sich der Mündung der Bucht näherten, kamen zwei japanische Boote auf die Susquehanna zu, und Kayama Izaiman kam mit den zwei Dolmetschern an Bord, gefolgt von Nagazima Saboroske und einem Adjutanten. Sie alle wurden mit gebührenden Ehren an der Fallreepstreppe empfangen und zu Sitzen auf das Hinterdeck geführt. Alle waren in Gala. Ihre Kleidung war reichgeschmückter, hellfarbiger Seidenbrokat, mit gelbem Sammet verbrämt, und der ganze Anzug war reich mit Goldspitzen an Rücken, Ärmeln und Brust besetzt. Saboroske, der Vizegouverneur von Uraga, trug weite, aber kurze Beinkleider, die wie ein geschlitzter Unterrock aussahen. Die unteren Gliedmaßen waren teilweise nackt, teilweise mit schwarzen, wollenen Socken bedeckt. Er machte so, trotz der Last von Gold und Seide, die er am Körper trug, nur etwa den Eindruck eines ungewöhnlich reichgeschmückten Trompeters. Die Susquehanna hißte nun Signale, um die Boote der anderen Schiffe herbeizurufen, und nach Verlauf einer halben Stunde lagen sie alle Seite an Seite der Susquehanna mit ihren Offizieren, Soldaten und Marinesoldaten an Bord. Das ganze Geschwader mit den vielen Uniformen an Bord bot einen festlichen und malerischen Anblick, zugleich Achtung einflößend. Kapitän Buchanan führte das Geschwader in seiner Barke an; zu beiden Seiten hatte er die japanischen Boote, worin der Gouverneur und der Vizegouverneur von Uraga samt ihrem Gefolge sich befanden; diese Würdenträger machten die Zeremonienmeister und schrieben der amerikanischen Flottille ihren Weg vor. Die anderen Boote folgten ihnen unter dem Spiel der Musikkapellen, auch die Kutter. Die Boote glitten flink über das ruhige Wasser, doch mußten sich unsere Ruderer sehr anstrengen, um mit den japanischen Booten Schritt zu halten. Als die Boote halbwegs am Ufer waren, wurden die 13 Kanonen der Susquehanna gelöst, und die Hügel gaben das Echo davon wieder.

Dieser Salut war das Zeichen der Abfahrt des Kommodore, der jetzt an Land ging. Die Führer in den japanischen Booten entschieden sich für den Landungsplatz, der in der Mitte des wellenförmigen Ufers lag und mittelst Sand- und Strohsäcken als provisorische Werft hergerichtet zu sein schien.

Als erster sprang Kapitän Buchanan ans Land, ihm folgte Major Zeilin. Nun wurden auch die übrigen, 300 an der Zahl, gelandet. Die Japaner waren nach Angabe des Gouverneurs von Uraga 5000 Mann stark; aber augenscheinlich waren es noch viel mehr. Ihre Reihen dehnten sich um die ganze Bucht herum vom äußersten Ende des Dorfes bis zur Erhöhung der Hügel, welche an der nördlichen Seite der Bucht lagen, während eine unendliche Menge Soldaten sich in und zwischen den spanischen Wänden drängte. Ihre Aufstellung zeugte von wenig Disziplin, doch waren sie alle gut bewaffnet und equipiert. Ihre Uniform unterschied sich kaum von der gewöhnlichen japanischen Tracht. Bewaffnet waren sie mit Schwertern, Speeren und Lunten. Die Infanterie stand im Vordergrund. Darauf kamen Bogenschützen und Speerwerfer; dahinter sehr viel Kavallerie, wie als Reserve. Die Pferde waren von guter Rasse, feurig und lebhaft, und die Kavallerie mit ihren reichen Schabraken bot einen stattlichen Anblick. Hinter den Soldaten bemerkte man eine Menge Landleute aus den umliegenden Dörfern, die mit großer Neugier auf die fremden Besucher starrten, die da von einer anderen Hemisphäre gekommen waren. — Bei der Ankunft des Kommodore bildete sein Gefolge Spalier und schloß sich ihm dann an. Zwei riesige Bootsleute trugen die amerikanische Flagge, und zwei Schiffsjungen, der Zeremonie entsprechend gekleidet, gingen dem Kommodore voran; sie trugen in einer Umhüllung von rotem Tuch die Büchsen, welche das Beglaubigungsschreiben, sowie das Schreiben des Präsidenten der Vereinigten Staaten enthielten. Diese Dokumente in Foliogröße waren auf Pergament geschrieben und in blauen Seidensammet

gebunden. Jedes Siegel hatte gold- und silberdurchwirkte Bindfäden mit hängenden goldenen Quasten und lag in einer runden Schachtel aus reinem Golde, die sechs Zoll hoch und drei Zoll lang war. Jedes der Dokumente lag wieder samt seinem Siegel in einer ungefähr einen Fuß langen Schachtel von Rosenholz, die goldene Schließen und Beschläge hatte. An jeder Seite des Kommodore schritt ein großer wohlgeformter Neger, der bis zu den Zähnen bewaffnet war, als Leibgarde. Diese Schwarzen waren für diese Gelegenheit ganz besonders ausgesucht und zwei der schönsten Burschen, die das Geschwader besaß. Die Prozession mußte einen Umweg machen, um das Empfangsgebäude zu erreichen. Natürlich bot dies eine gute Gelegenheit, den Zug vorteilhaft zu entwickeln. Am Eingang der Empfangshalle waren zwei kleine kupferne Kanonen hingestellt, welche anscheinend alt und europäischen Ursprungs waren. An jeder Seite stand eine Kompagnie Japaner, deren Kleidung verschieden war von der der anderen Soldaten. Die rechtsstehenden waren mit Tunikas bekleidet, die um die Taille von breiten, seidenen Schärpen zusammengehalten wurden; dazu trugen sie sehr lange und sehr weite graue Hosen und auf dem Kopfe eine Art weißen Turban.

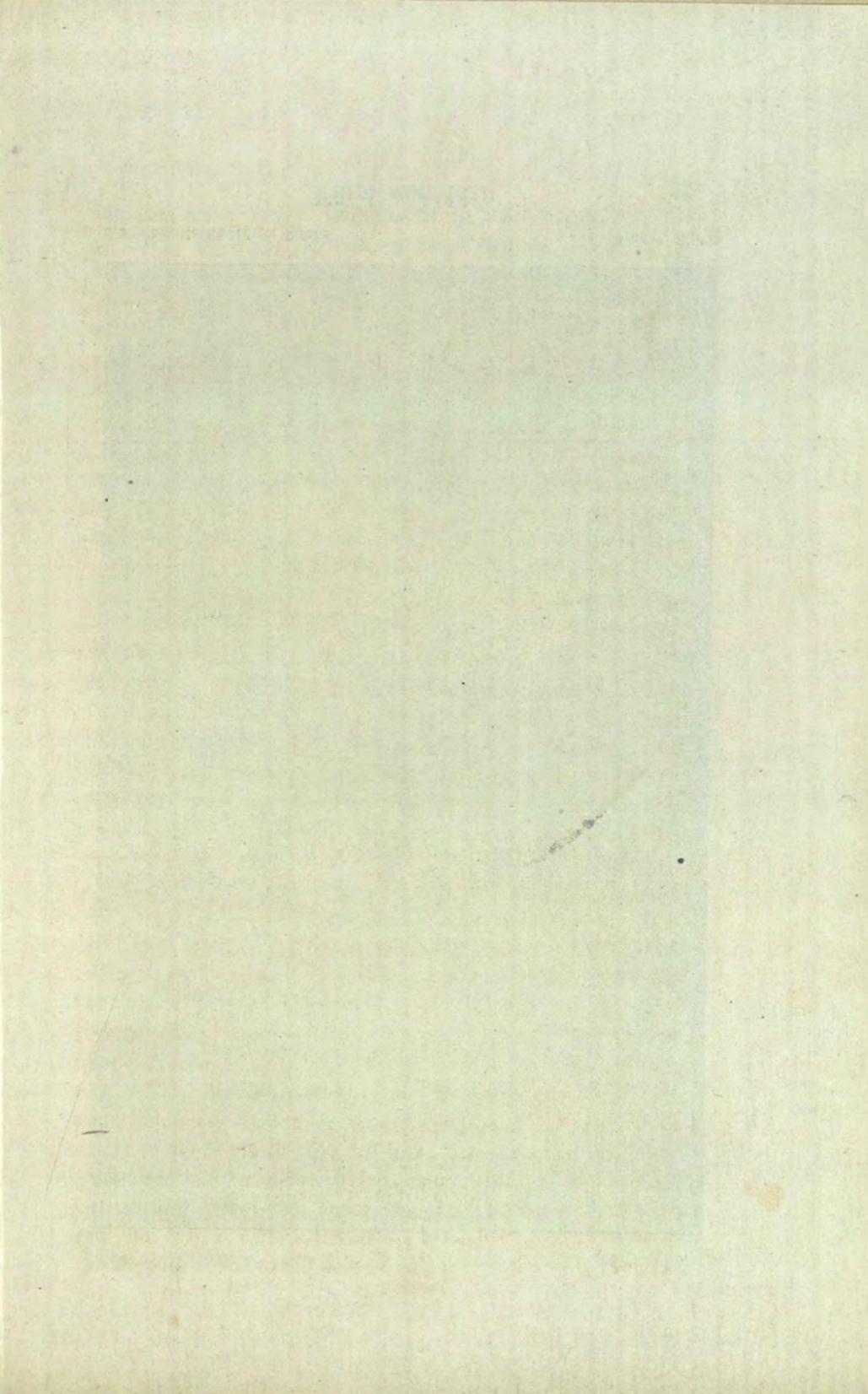
Nun betrat der Kommodore die Empfangshalle, die mit rotem Tuch ausgeschlagen war. Die violetten Vorhänge zeigten das kaiserliche Wappen. Sie hingen an drei Seiten des Raumes, während die vierte Seite, die zum Vorzimmer führte, offengelassen war. Als der Kommodore und sein Gefolge das Empfangszimmer betraten, erhoben sich die beiden Würdenträger zur Linken, verbeugten sich und führten den Kommodore und sein Gefolge zu den Stühlen, die rechts bereitstanden. Die Dolmetscher gaben die Namen und die Titel der hohen japanischen Würdenträger laut bekannt. Toda-Idzu-no-Kami — Toda, Fürst von Idzu, und Ido Iwami-no-Kami — Ido, Fürst von Iwani. Der Erstgenannte mochte etwa 50 Jahre alt sein, der andre etwa 10 Jahre älter. Fürst Toda war der



Bibliothek denkwürdiger Reisen

Band 2, Bild 3

Fürst von Idzu



hübscheste von den zweien; er hatte ein intelligentes Gesicht, seine Züge trugen einen lebenswürdigen Ausdruck und boten so einen großen Gegensatz zu dem finsternen und weniger geistreichen Gesicht seines Genossen, des Fürsten von Iwani. Beide trugen schwere, reich mit Gold gewobene Brokatkleider, in denen erhabene gearbeitete silberne und goldene Figuren eingewoben und gestickt waren. Von Anfang bis zu Ende der Zeremonie trugen die Fürsten eine fast steinerne Ruhe und Würde zur Schau; sie sprachen kein Wort und standen nur von ihren Sitzen auf beim Eintritt und beim Fortgang des Kommodore, wo sie eine gravitatische Verbeugung machten.

Iezaiman und seine Dolmetscher machten jetzt die Vermittler. Sie gingen ans obere Ende des Gemaches und knieten neben einer großen roten, mit Goldfirnis bedeckten Truhe nieder, die auf goldenen oder kupfernen Füßen stand. Nachdem der Kommodore sich niedergelassen hatte, entstand ein minutenlanges Stillschweigen. Tatsnoske, der erste Dolmetscher, unterbrach das Schweigen, indem er Mr. Dutch, den holländischen Dolmetscher, fragte, ob die Briefe übergeben werden könnten? Der Fürst Toda würde sie empfangen und sie möchten in die scharlachrote Truhe niedergelegt werden. Der Kommodore winkte, und die beiden Schiffsjungen traten mit ihren Sandelholzkistchen vor, die den Brief des Präsidenten und die anderen Dokumente enthielten. Die beiden großen Neger folgten auch, gingen auf die scharlachene Truhe zu und empfingen aus den Händen der Träger die Kästchen, öffneten sie, nahmen die Briefe heraus, breiteten Schriften und Siegel aus und legten sie auf den Deckel der Truhe, alles in vollkommenem Stillschweigen. Der Brief des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Millard Fillmore, hatte zum Zweck, freundliche Beziehungen, insbesondere Handelsbeziehungen, anzubahnen. Dann folgte das Beglaubigungsschreiben für den Kommodore Perry sowie ein Brief von ihm, welche Zusicherungen freundlicher Absicht enthielten.

Nachdem die Dokumente auf den Deckel der Truhe gelegt worden waren, erläuterte Mr. Portmann, der holländische Dolmetscher, dem japanischen Dolmetscher die verschiedenen Dokumente, worauf Tatznoske und Kayama Iezaiman, noch immer kniend, ihr Haupt beugten. Letzterer stand auf, näherte sich dem Prinzen von Iwami, kniete vor ihm und erhielt aus dessen Händen eine Rolle Papiere, mit der er zum Kommodore ging, wieder auf die Knie fiel und sie dem Kommodore übergab. Der holländische Dolmetscher fragte, was diese Papiere bedeuteten. Die Antwort war, es sei die kaiserliche Empfangsbescheinigung. Nach einer Minute Stillschweigens ließ der Kommodore durch seine Dolmetscher den Japanern sagen, daß er mit seinem Geschwader in drei Tagen nach Liu-kiu absegeln würde, er böte der Regierung seine Dienste an, falls sie dort etwas zu besorgen hätte; nächstes Frühjahr gedächte er selbst wieder nach Japan zu kommen. Nun stellten die Japaner die Frage, ob er mit allen Schiffen wiederkommen würde, worauf der Kommodore erwiderte, mit allen vieren, wahrscheinlich aber mit mehreren, da diese nur ein Teil des Geschwaders wären. Dann kam die Rede auf die Revolution in China, und was deren Grund sei, worauf der Kommodore erwiderte: sie käme auf Rechnung der Regierung.

Nun erhoben sich Iezaiman und Tatsnoske von ihren Knien, verbeugten sich, machten die Truhe zu und ließen durch den Dolmetscher sagen, jetzt wäre alles in Ordnung. Darauf gingen sie aus dem Gemach, sich zu beiden Seiten verbeugend. Auch der Kommodore stand auf, und als er wegging, erhoben sich auch die beiden Fürsten und blieben stehen, bis die Fremden gegangen waren. Die Prozession stellte sich nun wie zuvor auf, der Kommodore wurde zu seiner Barke geleitet und zu seinem Schiff gerudert, gefolgt von den beiden japanischen Booten, in denen der Gouverneur von Uraga und seine Begleiter saßen, während die Musik nationale Weisen spielte. Während der Dauer der Ausschiffung nahmen die Soldaten

es wahr, sich in Mengen an verschiedene Stellen des Ufers heranzudrängen, sei es aus Neugier, sei es um eine größere Anzahl zu zeigen, und es muß zugestanden werden, daß sie, wenn es in der Absicht der Japaner gelegen hätte, durch ihre große Anzahl ohne Schwierigkeit die Amerikaner hätten einschließen können. Doch ging die ganze Zeremonie, die etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, in größter Ruhe und Höflichkeit vor sich.

Ehe der Kommodore wegfuhr, hatte er Befehl gegeben, daß zwei Dampfschiffe die Bucht zu beherrschen hätten und jedes klar zum Gefecht sein sollte. So wurden Haubitzen in die Boote gestellt, die sofort abgefeuert werden konnten, sobald am Lande etwas Beunruhigendes sich ereignete. Auch die Kanonen waren instand gesetzt, um gleich zu feuern, falls die Japaner Feindseligkeiten anfangen.

Der Rechtsanspruch des Kommodore, so empfangen zu werden, wie es dem Abgesandten einer so großen Nation zukam, war jetzt durch das kaiserliche Dokument anerkannt worden, und so das japanische Gesetz der Abschließung durchbrochen. Um zu zeigen, wie wenig er sich um die Befehle der japanischen Fürsten, abzureisen, kümmert, befahl der Kommodore, noch tiefer in die Bucht hereinzufahren. Der Kanal Jeddo gegenüber sollte erforscht werden, und gleichzeitig sollte den Japanern durch die Entfaltung des Geschwaders imponiert werden, um so den Brief des Präsidenten Fillmore wirksam zu unterstützen.

Der Gouverneur von Uruga, Iezaiman und Saboroske mit den Dolmetschern hatten die Partei auf der Rückkehr zu Schiffe begleitet und waren, als sie noch mit an Bord der Susquehanna kamen, von den Kapitänen in der obern Kajüte empfangen worden. In der Unterhaltung erkundigte sich Iezaiman nach allerlei, wann sie wegfahren würden, wo sie ankern würden, wie viele Meilen sie in einer Stunde machen könnten, wo die Dampfer zuerst erfunden worden seien und Ähnliches. Hierbei zeigte

Iezaiman eine bescheidene Zurückhaltung, doch Saboroske war sehr zudringlich in seinem Ausfragen. Iezaiman war immer der ruhige, höfliche, zurückhaltende Gentleman, während Saboroske sich beständig unbescheiden benahm, sozusagen seine Nase in alles steckte. Der schrille Ton der Dampfpfeife erinnerte daran, daß man jetzt auf der Höhe von Uraga war. Iezaiman und seine Genossen waren augenscheinlich enttäuscht, daß ihr Besuch zu Ende war, und zeigten Widerwillen, wegzugehen, ehe ihre Neugier voll befriedigt war.

Das ganze Geschwader stellte sich nun auf, zu den Dampfschiffen gesellten sich die Kriegsschaluppen Plymouth und Saratoga und boten einen bedrohlichen Anblick. Der Kurs wurde nun aufs östliche Ufer genommen und als das Geschwader in diagonalem Wege davonfuhr, ließen sie westlich das Vorgebirge von Uraga zurück sowie die schöne Bucht mit ihren Hügeln von reichem Grün und ihren zahllosen Dörfern. Als sie dem Lande westlich ungefähr drei Meilen weit nahekamen, sahen sie, daß es sich allmählich aus den welligen Abhängen, die an der Bucht lagen, zu steilen Bergen in der Entfernung emporhob. Fruchtbare Felder, große Parks mit schöner Vegetation, Anpflanzungen und Baumgruppen und Laubengänge verrieten eine kunstvolle Bebauung und boten Schönheiten dar, die sogar von englischen Landschaftsbildern nicht zu übertreffen waren.

Als das Geschwader mehr nach Norden kam, wurde das Ufer flacher und man sah eine drei bis vier Meilen lange Sandbank, die an ihrem Ende zwei beträchtliche Erhöhungen hatte, auf denen Forts standen, von denen jedes mit 10 Kanonen besetzt war; dort hatte man die Japaner sich sammeln sehen.

Die Schiffe fuhren nun dem Ankerplatz zu, der durch Leutnant Bent ausersehen worden war, kraft seiner frühern Musterungen der Bucht. Der Kommodore gab ihr den Namen der „Amerikanischen“; sie lag ungefähr 10 Meilen entfernt von dem ersten Ankerplatze in Uraga,  $1\frac{1}{2}$  Meilen

vom Ufer in einer Wassertiefe von 13 Faden. In der Bucht, wo sie ankerten, lagen zwei wundervolle Inseln mit großem Pflanzenreichtum. Die Küste bestand aus weißen Felsen mit reichbewachsenen Gipfeln. Gleich nach dem Ankern schickte der Kommodore Boote auf Vorposten da sich viele japanische Soldaten und auch Regierungsboote in der Nähe zeigten, doch kam es zu keinem Zusammenstoß.

Am nächsten Morgen wurden Boote an die andere Seite der Insel, die die Festungswerke trug, geschickt. Sie fanden eine kleine Bucht und fruchtbares Land, von einem Strom durchzogen, an dessen Ufern sich zahllose Dörfer hinzogen. Auch neugierige Eingeborene liefen in Mengen herbei. Einige davon grüßten die Boote, gaben ihnen Wasser und vortreffliche Pfirsiche. Einige Boote der Regierung lagen in der Nähe, und die Offiziere luden die unsern zu einem Besuche ein, bei welchem sich gegenseitige Freundschaft entspann und die Amerikaner mit den Japanern eine Friedenspfeife rauchten. Unsere Offiziere amüsierten, als Gegengabe für ihre Gastfreiheit, ihre neuen Gäste mit dem Zeigen ihrer Revolver und schossen sie ab, zur großen Überraschung und Freude der Japaner. Es herrschte die größte Harmonie, die Japaner schienen gern gastfrei zu sein. Als die Schiffe vom Sondieren zurückkamen, erzählten Offiziere und Mannschaften entzückt von der Freundlichkeit der Japaner und der Schönheit ihres Landes und der malerischen Landschaft; sie hatten sich kaum daran sattsehen können.

Im Laufe des Nachmittags verlegte der Kommodore seinen Wohnsitz von der Susquehanna auf die Mississippi. Er fuhr dann noch 10 Meilen die Bai hinauf nach Jeddo und erreichte einen Punkt, der auf ungefähr 20 Meilen von dem Ankerplatz entfernt geschätzt wurde. Die dort bemerkte Stadt war wahrscheinlich Sinagawa, Vorstadt von Jeddo. An der westlichen Seite der Bucht sahen sie Kanagawa und Konazaki, zwei bevölkerte Städte. Vier Meilen von dem äußersten Punkte, den der Mississippi

erreichte, war ein Kap, das durch eine hervorspringende Landzunge gebildet wurde, mit einem weißen Turme ähnlich einem Leuchtturm. — Jetzt kehrte man um, und das Geschwader sammelte sich. Der jetzige Ankerplatz war ganz vom Land eingeschlossen; an einer Seite lag eine reizende kleine Insel, die Leutnant Bent mit dem Recht des ersten Entdeckers „Perry-Insel“ benannte.

Iezaiman, der Gouverneur von Uraga, der schon verschiedene Male an Bord gekommen war, erschien nun wieder mit Geschenken; es wurde ihm aber bedeutet, dieselben würden nur angenommen gegen Gegengeschenke. Zuerst sträubte sich Iezaiman: dies verstieß gegen das japanische Gesetz. Dann aber gab er sich zufrieden und gab seine Geschenke ab: einige Stücke Seide, einige Fächer, lackierte Teetassen und Tabakspfeifen. Sie interessierten mehr als Zeichen japanischer Kunst als wegen ihres Wertes, der nicht sehr groß war. Die Tassen von hellem Holz waren an der Außenseite wundervoll mit dem berühmten japanischen Lack bemalt. Die Seide war mit Gold und Silber bestickt mit erhabenen ornamentalen Figuren. Auf den Fächern sah man Drachen und schreckliche Fabeltiere, in denen die japanische Kunst mit besonderem Entzücken schwelgt. Die Pfeifen waren klein und von derselben Art, wie man sie schon auf den Liukiu gesehen hatte.

Iezaiman und die Seinen waren sehr diplomatisch und versuchten, die Amerikaner zur Abfahrt aus dem Hafen zu bewegen. Ihr Dolmetscher sagte, daß es Unruhe geben würde, wenn die Vorpostenschiffe sich dem Lande mehr näherten, denn unter dem Volke wäre schon große Erregung durch die Nähe der Fremden. Ihm wurde geantwortet, diese Angst wäre grundlos, die Schiffe würden nicht landen, und die Amerikaner würden nichts anfangen mit den Japanern, wenn diese sich ruhig verhielten. Iezaiman bestand durch die Dolmetscher darauf, daß das Geschwader abziehen müsse, doch wurde ihm erwidert, daß es in Amerika Brauch sei, Freunde freundlich zu emp-

134

fangen, und wenn die Japaner nach Amerika kämen, würde ihnen auch Gastfreundschaft gern gewährt, selbst auf den reichen Goldfeldern Kaliforniens<sup>1)</sup>. Nun konnten Iezaiman und seine Begleiter nichts mehr vorbringen, und als sie eingeladen wurden, einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, sagten sie zu, und entwickelten einen guten Appetit. Auch die Insassen eines japanischen Regierungsbootes, die an Bord kamen, wurden mit eingeladen, und es entwickelte sich bald ein fröhliches Mahl an Bord. Schinken, Schiffszwieback und andere Vorräte verschwanden rasch; sie wurden mit großen Mengen Whisky hinabgespült. Die Dolmetscher nahmen sogar in ihren weiten Ärmeln Brot und Schinken mit. Jetzt wurden auch einige wertvollere Sachen als die von den Japanern gebrachten, von uns als Gegengeschenke auf Deck gebracht. Als Iezaiman sie sah, sagte er, sie wären von zu großem Wert, er dürfe nur mitnehmen, was er und seine Begleiter an ihren Körpern verbergen könnten. Es wurde ihm gesagt, wenn er nicht offen und ohne Hehl die Sachen annehmen könnte, so würde alles, was er gebracht habe, wieder in sein Boot gebracht werden. Er ging dann wieder fort und nahm alle Geschenke des Kommodore mit sich, mit Ausnahme von drei Schwertern.

Da die Erforschung der Westseite der schönen Bucht von Uraga bis etwa 14 Meilen unterhalb Jeddos vollendet war und das Dampfschiff Mississippi mit seinen Booten Untersuchungen aufwärts dieser Stadt bis zu einer Nähe von sechs Meilen gemacht hatte, hielt der Kommodore die Schiffsverkehrsverhältnisse der Bucht für genügend erforscht, um ein Kriegsschiff zum Ankerplatz zu leiten, nämlich die Vermouth, die das Geschwader in der nächsten Woche vervollständigen sollte. Der Gouverneur von Uraga hatte bei seinen Besuchen an Bord große Begierde gezeigt, zu erfahren, wie lange der Kommodore beabsichtige, sich

---

<sup>1)</sup> Hat sich inzwischen gründlich geändert, siehe die anti-japanische Bewegung der letzten Jahre in Amerika.

an der Küste aufzuhalten. Bei dieser Gelegenheit versäumte Iezaiman nie, hervorzuheben, daß die japanische Regierung in Entscheidungen sehr langsam wäre, die ihre Angelegenheiten mit fremden Ländern beträfen. Deshalb hielt es der Kommodore für ratsam, nicht auf die Antwort zu warten. Hierzu kamen noch andere wichtige Gründe. Der Kommodore hatte weder Wasser noch genügend andere Vorräte an Bord, welche ihm gestatteten, sich länger noch als einen Monat an der Küste aufzuhalten, und er wußte wohl, daß die japanischen Gewaltmächte leicht die zufriedenstellende Antwort über die Zeit hinaus verschieben könnten, wo es für ihn absolut notwendig war, abzufahren. Sie könnten als Entschuldigung für diesen Verzug angeben, sie müßten die Fürsten des Reiches zusammenberufen und mit ihnen überlegen, oder den Dairi oder geistlichen Kaiser befragen, und so könnte der Kommodore von Tag zu Tag vertröstet und zuletzt gezwungen werden, ohne jedes zufriedenstellende Resultat abzureisen. Dieses Resultat würde sich zu einem Triumph der Japaner gestaltet haben und würde, wie der Kommodore glaubte, dem Erfolge seiner Mission ernstlich geschadet haben. Zudem war der Kommodore froh, eine gute Entschuldigung zu haben, um bis nächstes Frühjahr die entscheidende Antwort der japanischen Regierung zu erwarten, weil er wußte, daß einige seiner Schiffe genötigt waren, amerikanische Interessen an der Küste Chinas zu beschützen, die wegen des aufgeregten Zustandes in dem Lande etwas in Gefahr waren. Er konnte keins der Schiffe hergeben, während er in Japan war, denn die von der Marine versprochenen waren ihm nicht nachgesandt worden, wie er erwartet hatte. Er war also nicht vorbereitet, mit passender Höflichkeit irgendein Zugeständnis oder einen Akt der Freundschaft von seiten der Japaner zu beantworten, da er nicht die Geschenke von den Vereinigten Staaten erhalten hatte, die er notwendigerweise bereithaben mußte, wenn er auf den Brief des Präsidenten eine günstige Antwort erhielt. Der Kom-

modore zog vor, bis zum nächsten Frühling zu warten, wo er imstande sein würde, seine ganze Macht zusammenzuziehen, und genug Kohlen- und Vorratschiffe haben würde, um unbestimmte Zeit bleiben zu können und die Zugeständnisse zu sichern, welche die Japaner zu machen geneigt sein würden. Seine kluge Haltung war, obgleich mit den Anforderungen seiner Stellung übereinstimmend, gleichzeitig ein höfliches Zugeständnis an das überlegte Zeremoniell der japanischen Diplomatie und ward von dem glücklichsten Erfolge gekrönt.

Das Geschwader verließ den Ankerplatz in Susquehanna-Bucht Sonntag, 17., morgens. Der Dampfer Susquehanna hatte die Sarotoga im Schlepptau, der Mississippi die Plymouth. Die vier Fahrzeuge fingen ihre Reise an und fuhren rasch voran, ohne eine Elle von Segeltuch zu setzen. Der Morgen war schön, und da die Abreise der Amerikaner ein großes Ereignis war und die Erscheinung der vier Schiffe, in stattlicher Reihenfolge sich bewegend, den Japanern sehr furchtgebietend und neu war, weil ihnen die Dampfkraft unbekannt war, so versammelte sich viel Volk, um den Anblick zu genießen. Als sie das Vorgebirge von Uraga umschifften, drängten die Soldaten sich aus den Batterien, liefen auf die höchsten Gipfel und sahen eifrig auf die vorbeifahrenden Schiffe. Der Lauf des Geschwaders war in der Mitte der Bucht, und die Einwohner an beiden Ufern konnten, da der Tag klar war, gleicherweise ihre Neugier befriedigen. Manche waren nicht zufrieden, sie von fern anzuschauen, sie bestiegen so viele Boote, daß der ganze Fluß mit mehrerer Hunderten besetzt war.

Als das Geschwader aus der Bucht fuhr, erhielt es einen letzten Blick von dem Fuji. Man kam an mehreren Inseln vorbei, denen man als Erstentdecker Namen gab; eine Felsengruppe, die als Insel aus dem Meere stieg, wurde nach der Susquehanna getauft, und auch den andern Schiffen wurde die Ehre zu teil, ihre Namen zu verleihen. Am Ende dieses Abschnittes ist es wohl an der Zeit,

kurz der Resultate zu gedenken, die der Besuch des Geschwaders, das vom 8. bis 17. Juli in der Bucht von Jeddo lag, zeitigte. Es hatte den Japanern Achtung vor der amerikanischen Flagge beigebracht, und die lange Abschließung der Japaner von jedem internationalen Verkehr durch Übergabe des Schreibens des Präsidenten Fillmore durchbrochen. Wahrlich, Resultate, auf die man stolz sein konnte! — Der Kommodore entschloß sich nun, wieder nach den Liukiu zurückzukehren und sich dann in einigen Monaten, den Japanern Zeit zur Überlegung gebend, deren Antwort auf den Brief des Präsidenten zu holen.



## 11. Kapitel

### Wieder auf den Liukiu

Der Sturm, der nach der Abfahrt aus der Bucht von Jeddo zu blasen begann, dauerte drei Tage, und die beiden Dampfschiffe schlingerten sehr und wurden heftig hin und her geschleudert. Sie mußten ihre Topmasten kappen und die Kanonen versichern. So kamen sie heil davon und landeten am 25. Juli wohlbehalten in Napha. Wie man sich der Küste von Liukiu näherte, war das Wetter so neblig, daß man das Land nicht sehen konnte, und da die Dunkelheit anbrach, war es ratsamer für die Schiffe, davon abzubleiben, was sie auch taten; so wurden sie durch die Strömung südlich und westlich getrieben. Die ganze Nacht blieb es neblig, und wie es dämmerte, blieb das Land noch immer dem Auge verborgen. Es dauerte einige Stunden, ehe die Stellung der Schiffe festgestellt werden konnte, als man endlich die Amakirina-Inseln sichtete. In einiger Entfernung von den Inseln wurden Felsenwellenbrecher bemerkt und sofort in die Schiffskarten eingetragen. Die Entdeckung dieser Wellenbrecher und

138

anderer Untiefen bei der Amakirima-Gruppe zeigt, wie nötig eine Erforschung der Inselwelt westlich von den Liukiu ist.

Wie wir am 25. Juli im Hafen von Napha ankern wollten, fanden wir dort das Proviantschiff Supply in der Brandung der Bucht, rollend wie ein großer Klotz, und hörten, daß ein gewaltiger Sturmwind mehrere Tage lang in der Bucht getobt hatte. Auch am Lande wurde versichert, sie hätten einen der schwersten Stürme gehabt. Sofort nach seiner Ankunft trat der Kommodore dem Hauptzweck seiner Reise näher und unterhandelte mit den Würdenträgern von Liukiu bezüglich der Milderung der Gesetze den Fremden gegenüber. Nachdem er bei den Japanern so erfolgreich gewesen war, hoffte er zuversichtlich, ähnliche Konzessionen bei den Lutschuanern zu erlangen, und auch dieses ohne Unfreundlichkeit und Ränke. Die Offiziere der Supply, die ja während des Kommodores Besuch in Napha zurückgelassen worden war, bestätigten, daß die Eingeborenen sich nicht unfreundlich gegen sie verhalten hätten, nur immer noch sehr zurückhaltend und ihrem Spionagesystem mehr als je treu geblieben. Jedoch waren die Ergänzungen des Proviantes durch Vermittlung von Dr. Bettelheim regelmäßig eingelaufen, auch die Bezahlung war durch ihn erfolgt.

Der Kommodore hatte keine Zeit zu verlieren. Da sein Besuch diesmal nur kurz sein sollte und er sich nicht in die langsam arbeitende und immer Zeit habende Staatskunst der Lutschuaner einlassen wollte, verlangte er plötzlich eine Unterredung mit dem Regenten; dieselbe wurde sofort bewilligt und ein Tag dafür festgesetzt. Der Kommodore hatte den Regenten gebeten, daß er sich vorher mit den Vorschlägen bekanntmachen möchte, die durchzusetzen der Kommodore sich vorgenommen hatte. Kommandeur Adams wurde abgesandt, dem Bürgermeister von Napha und einigen eingeborenen Würdenträgern die Vorschläge darzutun, ging deshalb an Land, begleitet

von Dr. Williams, dem chinesischen Dolmetscher. Sie nahmen folgende Instruktionen aus der Hand des Kommodores mit:

„Preis fürs Haus festsetzen und die Pacht für ein Jahr bezahlen. Erklären, daß ich ein passendes Gebäude wünsche als Kohlenspeicher, das 600 Tonnen fassen kann. Wenn kein solches Gebäude vorhanden, wünsche ich, daß eingeborene Arbeiter mir eins errichten, oder wenn die Regierung von Liukiu dies vorziehen sollte, kann es auch unter Oberaufsicht des Bürgermeisters errichtet werden; ich will jährliche Pacht bezahlen. Entweder eins oder das andere muß arrangiert werden.

„Über die Spione sprechen und drohen, wenn sie fortführen, den Offizieren nachzugehen, würde es zu ernststen Folgen führen, vielleicht sogar zu Blutvergießen, was ich sehr beklagen würde, da ich auf freundliche Beziehungen zu den Behörden Wert lege. Wenn dies eine Änderung erfährt, so wird es nur die Schuld der Lutschuaner sein, die kein Recht haben, Spione über amerikanische Bürger zu setzen, die nur ihren ordnungsgemäßen Geschäften nachgehen.

„Wir müssen ungehindert auf dem Markt Handel treiben können und das Recht haben, uns Schiffsproviant zu verschaffen. Es wird daher den Lutschuanern anheimgegeben, solche Gesetze und Gewohnheiten abzuschaffen, die nicht mehr in die Jetztzeit passen, die sie keine Macht haben zu erzwingen. Würden sie darauf bestehen, so würde dies ihnen nur Unannehmlichkeiten zuziehen.

„Dem Bürgermeister begreiflich machen, daß dieser Hafen ein Treffpunkt ist, und daß dies auch die Behörden einsehen und begreifen.

„Dem Bürgermeister und den Behörden Dank auszusprechen für die Freundlichkeit, daß sie einen Grabstein auf das Grab des Schiffsjungen von der Susquehanna setzten und die Bitte daran zu knüpfen, die Kosten bezahlen zu dürfen.

„Rasche, sofortige Erledigung aller dieser Forderungen und Fragen zu verlangen.“

Kommandeur Adams bekam außerdem noch folgenden Brief an den Regenten mit:

„An Se. Exzellenz den Tsung-li-khan des  
Königreichs Liukiu.

„Exzellenz!

Der Chef des amerikanischen Geschwaders in den ostindischen, chinesischen und japanischen Gewässern, der hier in diesen Hafen zurückgekehrt ist, will jetzt nach China reisen und möchte

vorher sich erlauben, Se. Exzellenz, dem Tsung-li-khan einiges zu sagen, was sich auf den Verkehr seiner Untergebenen mit den Würdenträgern von Liukiu bezieht.

„Der Oberbefehlshaber bringt seinen Dank für geleistete Dienste zum Ausdruck bezüglich der Versorgung mit Proviant für die Schiffe des Geschwaders; doch kann er gleichzeitig nicht die Möglichkeit einsehen, die dazu zwingt, Fremden gegenüber ein System der Beschränkung anzuwenden, welches im Widerspruch steht mit den Sitten und Gewohnheiten der zivilisierten Nationen, und welches heutzutage nicht mehr als richtig oder gerecht angesehen werden kann.

„Der Oberbefehlshaber des Geschwaders, dem daran liegt, in freundschaftlichen Beziehungen mit der Regierung von Liukiu zu bleiben, und der alles, was in seiner Macht steht, für das Wohlbefinden und das Glück des Volkes tut, fordert, daß seine Offiziere und Mannschaften auf dieselbe Art behandelt werden, wie die Leute von China und Japan; daß dieselben auf dem Marke und in den Läden erwerben dürfen, was sie brauchen und für was sie den geforderten Preis zahlen, daß die Bewohner von Liukiu, besonders Frauen, bei unserm Anblick nicht fliehen, als wenn wir ihre größten Feinde wären, und endlich, daß unsre Offiziere und Mannschaften nicht überwacht und verfolgt werden von niederen Beamten und Spionen. Er erklärt: wenn bei diesem Spionagesystem beharrt wird, so wird er bei seiner Rückkehr nach Liukiu die nötigen Schritte ergreifen, ihm Einhalt zu tun.

„Es widerstrebt dem Charakter der Amerikaner, sich solch ungastlicher Unhöflichkeit zu unterwerfen, und obwohl die Bürger der Vereinigten Staaten die Gesetze der Staaten achten und ihnen gehorchen, wofern sie nur auf die Gesetze internationaler Höflichkeit gegründet sind, so können sie die Eigentümlichkeit oder Richtigkeit der Lutschuanischen nicht anerkennen, die so ungerrecht in die Rechte und die Behaglichkeit der Fremden eingreifen, die mit den freundlichsten und friedlichsten Gesinnungen die Insel betreten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

M. C. Perry,

Chef des amerikanischen Geschwaders in den Gewässern von Ostindien, China und Japan.“

Nachdem Kommandant Adams dem Bürgermeister von Napha die Anträge des Kommodore klargemacht hatte, wurde ihm die Antwort, daß dieser Beamte aus eigener Macht nichts tun könnte und alle Wünsche der Amerikaner dem Tsung-li-khan oder Regenten von Liukiu

unterbreiten müsse, weil er und seine Beamten den Beamten des Regenten nur untergeordnet seien. Darauf sagte Kapitän Adams dem Bürgermeister, er müßte den Regenten auch davon unterrichten, daß der Kommodore eine Zusammenkunft mit ihm wünsche, entweder am nächsten Tage oder dem darauffolgenden, zu irgendeiner Zeit und an irgendeinem Ort, den der Regent angeben möchte; überdies müsse derselbe vorbereitet sein, ohne Erörterung und Zweideutigkeit die vorliegenden Anträge zu beantworten. Hierauf erwiderte der Bürgermeister, der Regent würde sofort hiervon benachrichtigt werden und dem Kommodore würde dann über Zeit und Ort der Zusammenkunft Nachricht gegeben werden.

Am nächsten Morgen ging Leutnant Contee, der Adjutant des Kommodore, an Land, um den Bürgermeister von Napha aufzusuchen, und erfuhr von demselben, daß der Regent den folgenden Tag für die Zusammenkunft bezeichnet hätte (Freitag, den 28. Juli) und die Cungqua in Napha als den Ort derselben. Demnach fand denn auch Freitag, die Zusammenkunft statt, und alle Einzelheiten werden in dem folgenden Bericht beschrieben, den ein Subalternoffizier, der eigens damit beauftragt war, verfaßt hat:

„Durch vorherige Verständigung war 2 Uhr als Treffzeit festgesetzt, und der Regent hatte Bescheid gegeben, daß er Shui um die Mittagsstunde verlassen würde. Um  $\frac{1}{2}$  2 Uhr kam noch ein Boot an die Susquehanna mit dem Pecking<sup>1)</sup>, Changyuen, an Bord, um dem Kommodore mitzuteilen, daß alles zu seinem Empfange bereit sei. So ging der Kommodore um 2 Uhr an Land, begleitet vom Korvettenkapitän Adams und Leutnant zur See Contee, beide von der Mississippi, sowie Kapitän Kelly von der Plymouth, und 12 anderen Offizieren, also einem Stab von 16 Personen. Als der Kommodore landete, wurde er von einer Offiziersdeputation empfangen, der der alte Pecking präsiidierte, und nach dem Ort der Zusammenkunft, der Cungqua, geführt, die an der Straße von Napha nach Shui ungefähr eine viertel Meile von der Küste entfernt lag. Es war ein kleines, doch schmuckes

---

1) Schatzmeister des Regenten.

Gebäude, von einer hohen Mauer umgeben, die es gegen spärende Blicke von außen schützt. Der Bürgermeister von Napha mit einigen seiner Beamten stand am Eingang. Der Regent ging dem Kommodore bei seinem Eintritt entgegen, und ein Frühstück stand bereit, ähnlich dem, was der frühere Regent dem Kommodore gegeben hatte. Das Fest wurde auch auf dieselbe Art arrangiert. Der Kommodore und Kapitän Adams bekamen ihre Plätze am ersten Tisch rechter Hand, der Regent und der Bürgermeister setzten sich ihnen gegenüber an den ersten Tisch linker Hand. Nachdem der Tee gereicht war, eröffnete der Regent die Unterhaltung mit der verbindlichen Bemerkung, er hoffe, der Kommodore sei in guter Gesundheit zurückgekehrt. Ichirazichy waltete wieder seines Amtes als Dolmetscher, und die Unterhaltung wurde vermittelt des Chinesischen durch Mr. Williams weitergegeben. Der Kommodore brachte zur Kenntnis, daß er in einigen Tagen nach China ginge, aber in einigen Monaten nach Liukiu zurückzukehren gedenke. Vor seiner Abreise wünsche er noch einige Sachen festgesetzt zu sehen. Seine Forderungen seien vernünftig und rechtschaffen und er erwarte, daß ihnen nachgekommen werden würde. Die Amerikaner machten nur wenige Worte, aber sie handelten auch danach. Der Regent erwiderte, seine Antwort würde in Kürze bereit sein, und lud den Kommodore ein, unterdessen einige Erfrischungen zu nehmen. Die Antwort darauf war, erst käme das Geschäft und dann die Erfrischungen. Unsere Forderungen seien richtig und einfach, und jede Verzögerung, sie zu gewähren, sei eine Kränkung für den Kommodore. Wir seien in Japan gewesen und dort freundlich empfangen worden. Wir hätten Geschenke mit den japanischen Gouverneuren ausgetauscht, und ständen in freundlicher Beziehung zu Japan. Wir hofften, daß auch unsere Beziehungen zu den Lutschuanern freundlicher Natur seien. Auf des Kommodore Aufforderung gab nun Mr. Williams eine getreue Schilderung des Empfanges des Kommodore durch die Fürsten Idzu und Iwami und unserer Forschungen und Beobachtungen in der Bucht von Jeddo. Der Regent sagte, daß seine Antwort bald bereit sein würde.

„Das Diner nahm nun seinen Anfang, und 11 oder 12 Suppengänge waren schon gereicht, als der Brief gebracht und dem Regenten überreicht wurde, der ihn nahm und, begleitet vom Bürgermeister und dem Dolmetscher, sich dem Tische des Kommodore näherte, wo er den Brief mit den Zeichen größter Unterwürfigkeit überreichte. Überhaupt war sein Benehmen während des Diners gezwungener und unfreier als an Bord der Susquehanna vor unserer Abreise nach Japan. Der Brief steckte in einem Um-

schlag und war mit dem großen Siegel von Liukiu versiegelt. Auf Befehl des Kommodore öffnete ihn Mr. Williams und verlas ihn an Ort und Stelle. Er begann mit der Schilderung, wie klein und arm die Insel sei, daß schon Dr. Bettelheims Wohnen auf der Insel sie sehr beunruhigte, und daß im Fall der Errichtung eines Kohlengebäudes diese Schwierigkeiten noch vergrößert werden würden. Außerdem sei der Tempel, der zu unserem Gebrauch hergegeben worden sei, für ihre Priester nutzlos geworden, die nicht mehr ihre Anbetung dort verrichten könnten. Die Produkte der Insel wären nur wenige, da sie Tee, Seide, Gewänder und viele andere Sachen von Japan und China bezögen. Was den Verkauf auf dem Markt und in den Läden beträfe, so hinge das nur von dem Volk selbst ab und wenn sie ihre Läden geschlossen hielten, so könnte der Regent da nicht einschreiten. Dann erklärte er, daß die Personen, die uns verfolgten, keine Spione seien, sondern Beamte, uns als Schutz und Führer mitgegeben. Wenn wir sie nicht zweckdienlich gefunden hätten, würden dieselben angewiesen werden, uns in Zukunft nicht mehr zu folgen.

Nach Verlesung des Briefes befahl der Kommodore, ihn sofort dem Regent zurückzugeben, da sein Inhalt gänzlich ungenügend sei und er deshalb nicht angenommen werden könnte. Wir hätten nicht mehr verlangt, sagte der Kommodore, als uns auch von anderen Ländern bewilligt sei — nicht mehr, als was uns schon in China zuteil werde, und was wir auch in Japan noch zu erlangen hofften. Was den Tempel anbetrifft, so haben ihn uns die Lutschuaner selbst angewiesen, wie sie ihn auch beständig allen Fremden vor uns angewiesen haben. Wir wollen ihnen ja Pacht dafür bezahlen, und gedenken auch für alles übrige zu bezahlen, was wir erhalten. Wir haben ihre Insel durchstreift und wissen, daß der Boden reich ist, das Volk sparsam, und daß Vorräte allerart in Überfluß vorhanden sind. Da wir für alles bezahlen, was wir bekommen, so wird unsere Anwesenheit von großem Vorteil für das Volk sein, und unsere Schiffe einen guten Markt für die Erzeugnisse der Insel darbieten. Wenn sie uns keinen Kohlen-schuppen errichten wollen, werden wir ein Schiff schicken, das das Material dazu mitbringt, und es selbst aufbauen. — Der Regent wagte zu sagen, daß in des Kommodore Schrift einige schwierige Punkte seien und daß große Beratschlagung darüber gewesen sei, ehe die Antwort geschrieben sei. Der Kommodore wiederholt noch einmal, daß alle seine Anforderungen klar und einfach seien, und ohne Zögern bewilligt werden sollten. Die Lutschuaner sollten sich im Gegenteil darüber freuen, daß wir keine Absicht hätten, sie zu beleidigen. Sie wären in keiner Weise von den Unsrigen belästigt worden, und wenn wir fürderhin noch durch die Spione be-

144

lästigt würden, würde der Kommodore nicht für die Folgen aufkommen.

Der Regent versuchte noch einmal, den Brief zu überreichen, doch der Kommodore brach auf mit der Erklärung, daß er, wenn er nicht bis nächsten Morgen in der Frühe befriedigende Antwort in Händen hätte, 200 Soldaten landen würden, die nach Shui marschieren und den Palast des Regenten einnehmen und so lange besetzen würden, bis alles in Ordnung sein würde. Mit dieser Erklärung verließ der Kommodore die Cungqua, vom Regenten bis ans Tor begleitet, der dort verblieb, bis alle Offiziere vorbei waren. Der Kommodore kehrte zur Bucht zurück, von seinem Stabe gefolgt, und begab sich sofort an Bord der Susquehanna.

Es wurde bemerkt, daß der neue Regent Shang-Hiung-Hiun, ein großer Meister in der Verschleppungspolitik war und immer mit tausend Gründen bei der Hand war, um keine gerade Antwort geben zu brauchen. Der Kommodore jedoch wurde in seinem Vorsatze durch die Ränke und Winkelzüge der lutschuanischen Staatskunst nicht irre gemacht, sondern ging gerade auf das Ziel los, das er sich vorgenommen hatte, ohne von seinem ehrlichen und geraden Kurs sich durch die Schleichwege und das Versteckenspielen orientalischer Politik beeinflussen zu lassen. Was die Anwendung von Gewaltmaßregeln, wie er dem Regenten gedroht hatte, betrifft, so war der Kommodore nie ernstlich dazu entschlossen, sondern sagte sich, daß eine resolute Stellungnahme allem Vorhaben plötzlich ein Ende machen würde. Er schickte deshalb Kommandeur Adams und Buchanan, begleitet von Mr. Williams, zum Bürgermeister von Napha. Diese Herren hatten den Befehl, kategorisch Antwort auf die Anfragen des Kommodore am Tage vorher zu verlangen. — Gleichzeitig mit dieser Mission am Ufer ereignete sich ein Umstand, der, obwohl an und für sich geringfügig, doch von großer Wirkung auf die ängstlichen Gemüter von Liukiu war. Der Kommodore hatte seinen Tischler entsandt, um nach dem Tragstuhl zu sehen, der seit dem feierlichen Zuge zum Palast von Shui im Tempel von Tumai stand. Das Volk von Liukui beobachtete nun mit großer Angst die Bewegungen des Tischlers und sahen ohne Zweifel schon

in ihrem besorgten Geiste den Kommodore in seinem Staatsvehikel, der Sänfte, als triumphierenden Sieger in den Mauern ihrer Hauptstadt einziehen. Ob nun dies Nachsehenlassen der Sänfte zufällig war oder nicht, es geschah jedenfalls zur selben Zeit und gab wahrscheinlich der Entscheidung der Gewaltigen von Liukiu einen wirksamen Stoß. Der Bürgermeister von Napha zeigte sich bereit, sich, soweit seine Machtbefugnis in Betracht kam, den Forderungen des Kommodore zu unterwerfen, und Kommandant Adams kam wieder an Bord mit der Versicherung, es würde sofort mit dem Regenten gesprochen werden und der Kommodore würde im Laufe des nächsten Tages ganz sicher eine definitive Antwort erhalten.

So kam denn auch am folgenden Morgen um 10 Uhr der Bürgermeister von Napha an Bord der Susquehanna mit der Nachricht, daß alle Forderungen des Kommodore bewilligt wären und ausgeführt würden. Dann nahm er alle Forderungen, denen die Regierung zugestimmt hatte, einzeln durch. Wegen des Kohlendepots bekundete er, daß schon Vorbereitungen getroffen worden seien, es zu erbauen, und daß die Regierung auch zum Pachtschilling ihre Zustimmung gegeben habe, der auf 10 Dollar monatlich festgesetzt worden war. In Betreff des Marktes wurde bei der Schwierigkeit für das Volk und vor allem für die die Frauen, mit den Fremden zu verhandeln, ein Kompromiß des Kommodore angenommen, des Inhalts, daß ein Basar in der Cungqua mit allen Erzeugnissen des Landes stattfinden sollte, die die Amerikaner gern haben möchten. Der Bürgermeister schlug den folgenden Sonntag als Tag des Basars vor, aber es wurde ihm gesagt, daß dieser Tag von den Christen heilig gehalten würde, und Kaufen und Verkaufen an diesem Tage gegen die Religion wäre. Dann wurde der Vorschlag gemacht und auch angenommen, daß das Geschwader nicht vor Montag 9 Uhr segeln möchte und daß der Markt früh 6 Uhr aufgemacht werden sollte.

Obgleich die Behörden von Napha es für nötig be-

funden hatten, dem Kommodore eine günstige Antwort zu erteilen, und der Bürgermeister sogar nur deshalb an Bord gekommen war, warf derselbe doch bei jedem Punkt der Ausführung dem Kommodore die lächerlichsten Einwendungen und Schwierigkeiten in den Weg. Er sagte, die Kohlen würden am Ufer nicht sicher genug sein, die Eingeborenen würden sie wahrscheinlich stehlen. Antwortlich wurde ihm gesagt, die Regierung von Liukiu würde für jedes Stückchen darin verantwortlich gemacht werden. Schon hatte der Bürgermeister eine andere Einwendung: die Taifune, die sehr stark auf der Insel herrschten, würden ohne Zweifel des Kohlendepot wegfehen. Zuletzt, als sie gezwungen wurden, alles Geforderte zu gewähren, hingen die Behörden doch noch an ihrer hinterhältigen Staatskunst, als wenn sie ihnen schon zur zweiten Natur geworden wäre.

Während der paar Tage des Aufenthalts der Dampfschiffe in Napha machten die Offiziere und Künstler der Expedition auf Anregung des Kommodore eine Partie nach den Ruinen des Schlosses Tima-gusco. Der Kommodore hatte ihnen anheimgegeben, selbst Proviant mitzunehmen, um von den Eingeborenen unabhängig zu sein. Demgemäß verproviantierten sie sich reichlich mit Schiffszwieback und amerikanischem „Saké“, welches japanische Wort nun als Bezeichnung für alles allgemein angenommen war, was trinkbar und berauschend ist. Im Vertrauen auf die allgemeine Weisung, daß das Schloß im südlichen Teile der Insel läge, gingen die Amerikaner der Richtung nach, und wenn sie einem Eingeborenen begegneten, wiederholten sie in fragendem Tone: Tima-gusco? Sie gingen durch ein kleines Dorf südlich des Sunk-Flusses und kamen auf einen engen gepflasterten Weg, der ostwärts den Mauern entlang führte. So kamen sie in ein großes Dorf, wo sie in einer schönen Cungqua gastlich mit Tee bewirtet wurden, beschattet von Linden, und machten Freundschaft mit dem lutschuanischen Wirt und einigen seiner Nachbarn, die vorsprachen, die Fremden zu besuchen und an

ihren Vorräten von Schiffszwiebacken und amerikanischen Saké teilzunehmen, die freigebig ausgeteilt und wie gewöhnlich von den Lutschuanern sehr geschätzt wurden. — Tima-gusco? Tima-gusco? welches Wort ungefähr den ganzen Vokabelnschatz der Amerikaner ausmachte, schien sehr ausdrucksvoll zu sein, denn das fragend wiederholte Wort fand seine Erwiderung in einem Anerbieten der Lutschuaner Teegesellschaft, uns hinzuführen. Es schienen ohne Zweifel auch Spione zu sein, die allerwärts herum-schwärmten, aber der Vorschlag war ebenso annehmbar, als es uns auch schwer schien, von ihnen wieder los-zukommen, und aus diesen Erwägungen heraus, und um diese Burschen auch einmal zu einem guten Zwecke dienen zu lassen, wurde ihr Anerbieten angenommen. Trotz ihres Beistandes dauerte es aber lange, ehe der richtige Weg entdeckt war, und zwar erst nach einem ermüdenden Marsch durch überschwemmte Reisfelder und nach Erklimmen eines steilen Abhanges, von dem aus wir allerdings eine schöne Aussicht auf den Palast von Shui und seinen Hainen hatten, sowie auf Napha mit seinen weißen Gräbern und roten Ziegeldächern, seiner inneren und äußeren Bucht und dem ganzen Amphitheater der grünen Hügel der Insel. Dieser Anblick bot einigen Lohn für die verlorene Arbeit. Der richtige Weg wurde nachher nur dadurch gefunden, daß wir umkehrten und die Richtung nahmen, die unsere lutschuanischen Führer oder besser Spione angegeben hatten, aber diese furchtsamen Eingeborenen hatten einen so großen Eindruck von dem Willen und der Energie der Yankees und ihrem starken Eigensinn, ihren eigenen Weg zu gehen, wohin er auch führte, daß sie sich beinahe fürchteten, auf den richtigen Weg zu drängen, wenn sie die Amerikaner den falschen Weg nehmen sahen.

Beim Zurückgehen durch die Reisfelder über die Brücke von Johiraschi, wie die Eingeborenen sie nannten, und die vermutlich mit der von Maodarki identisch war, wie sie von Dr. Bettelheim bezeichnet wurde, wiesen die

Lutschuaner auf einige Ruinenwälle, die am Rande eines hohen und steilen Hügels lagen. Der Hügel beherrschte die Stadt Napha und einen weiten Umkreis flachen Landes und der umgebenden Gewässer. Der Bericht, von einem der Ausflügler erstattet und dem Kommodore vorgelegt, sagt, Tima-gusco sei vier Meilen südöstlich von Napha entfernt und stelle eine sehr große, etwa 8 Morgen bedeckende Ruine dar. Das Bauwerk schien nach keinem regelrechten Plan erbaut zu sein; die Mauern seien auf verschiedenen vorspringenden Punkten des Felsens errichtet, häufig in parallelen Reihen, offenbar zu Verteidigungszwecken. Die Landzunge, die die Ruine mit den Bergen dahinter verband, sei von einem Wassergraben durchschnitten, der jedoch kaum sichtbar sei; so dicht sei die Vegetation, die den Graben erfülle und ihn den Augen verberge. Auf einem hohen Vorsprung des Festlandes war ein rechteckiges Fort, dicht mit Bäumen und Unterholz bewachsen; dieser Teil der Festung war besser erhalten als der Rest, auch war die ursprüngliche Höhe der Mauer, die zwölf Fuß erreichte, noch bemerkbar. Auf der westlichen Seite war ein massives gewölbtes Portal mit einer Holztür, die durch ein anscheinend chinesisches Schloß gesperrt war. Ein großer Baum, der auf dem Gipfel des Torbogens wuchs, hatte seine gekrümmten Wurzeln in die Steine gesenkt, die die Torflügel bildeten; so war eine natürliche Leiter entstanden, auf welcher die Ausflügler hinaufkletterten und so in den umschlossenen Raum gelangten. Einem engen Pfade durch das Dickicht folgend, gelangten sie zu einem Haufen von Ruinen; oben darauf waren zwei Steine mit chinesischen Zeichen und die Reste einiger Joßstöcke<sup>1)</sup>. Man schloß daraus, daß die gegenwärtigen Einwohner von Liukiu noch gewisse Formen jenes Joßkultus besäßen<sup>2)</sup>. Tima-gusco ist zweifelsohne der Rest des südlichsten der drei Schlösser, die die

<sup>1)</sup> Joß = Götzen.

<sup>2)</sup> Eine recht vage und im Grunde unlogische Schlußfolgerung. Die Sache aber stimmt.

drei Festungen der drei verschiedenen Könige waren, die sich einst in die Herrschaft von Liukiu teilten. Die Überlieferung von den früheren Dynastien, wie sie Klaproth<sup>3)</sup> in seiner Übersetzung des Kan-to-sits wiedergegeben hat, wird durch die Beobachtungen unserer Offiziere in Liukiu nicht übel bestätigt. Die zwei Schlösser des Nordens<sup>1)</sup> und des Südens fand man als Ruinen vor, während das mittlere Schloß, das von Shui<sup>2)</sup>, jetzt die Wohnung des Mannes, den man für den gegenwärtigen jungen König<sup>3)</sup> hielt, offenbar ausgezeichnet erhalten<sup>4)</sup> war —

---

<sup>3)</sup> Vielleicht der vielseitigste Orientalist, der je gelebt hat. Er war ein Deutscher, der meist Französisch schrieb und in russischen Diensten stand. Er machte große Reisen nach Ostasien. Seine literarische Haupttätigkeit fällt nach 1820. Im einzelnen sind alle seine Forschungen überholt, aber manche Grundpfeiler dauern noch heute.

<sup>1)</sup> Naga-gusco, beschrieben im 8. Kapitel.

<sup>2)</sup> So der Kommodore, der früher Sheudi schrieb. Ich selbst hörte Shui oder Shuri.

<sup>3)</sup> Der König war wohl vorhanden, nur war er gänzlich unter der argwöhnischen Kontrolle japanischer Beamten, die einen so dichten Schleier über die wirklichen Zustände der Regierung warfen, daß Fremde füglich wohl in Verwirrung geraten konnten. Man vergleiche die Schilderung eines französischen Admirals bei Marnas: *Le Christianisme au Japon*. 1879 wurde, durch Vermittlung eines Landsmannes von Perry, des Präsidenten Grant, das Kondominium, das Japan und China auf den Liukiu besaßen, endgültig abgeschafft, und die Inseln wurden den Japanern zugesprochen, die denn auch das japanische Königtum abschafften. Ich habe mit dem letzten König Matsuyama eine längere Unterhaltung gehabt. Der Exkönig, ein schöner Mann mit sanften, etwas träumerischen Zügen, war damals (1897) ungefähr 34 bis 36 Jahre alt, muß also ein Sohn des von Perry erwähnten Königs sein.

<sup>4)</sup> Es ist ein ganz wundervolles Schloß. Vielleicht das schönste in ganz Ostasien und außerordentlich fest. Nicht weniger als sieben starke Tore, die in größeren Zwischenräumen aufeinander folgen, versperrten den Zugang zu dem eigentlichen Schlosse, das denn auch, soviel ich weiß, niemals erobert wurde. Die ganze Anlage des Schlosses erinnert an die Feste von Salzburg; freilich fehlt hier das Meer, das auf drei Seiten den Burgberg von Shuri umspült.

ein Hinweis darauf, daß die Herrschaft von Liukiu zuletzt in einer Hand vereinigt war.

Gemäß der Verständigung zwischen dem Kommodore und der Obrigkeit von Napha wurde der Basar um 6 Uhr früh am Morgen der Abfahrt der Dampfschiffe, Montag, den 1. August, eröffnet. Der dafür gewählte Platz, die Cungqua, war gebührend hergerichtet. Eine Menge lutschuanischer Erzeugnisse waren feil, darunter eine bunte Auswahl lackierter Tassen, Platten und Kasten, ganze Stücke Grastuch<sup>1)</sup> und die verschiedenen Bestandteile der Kleidung der Lutschuaner, als da sind baumwollene und seidene Schärpen, Strohsandalen, Haarnadeln aus Messing und Silber, Fächer, Eßkisten (chow-chow boxes), die einigermaßen unseren Sandwichsdosen entsprechen. Tabakspfeifen und ein reichlicher Vorrat an Tabak (Schirazichi). Der Dolmetscher war der leitende Geist oder vielmehr der betriebsame Merkur des Marktes, der mit Hilfe einer Schar untergegebener Beamten geschäftig herumliefe und sich überall als Makler aufspielte. Die verschiedenen Parteien von den Schiffen begannen nun einen lebhaften Handel und ließen ungefähr 100 Dollars am Platze. Als die Nachfrage wuchs, fand es sich, daß entsprechend den bekannten Handelsgesetzen auch die Vorräte wuchsen, und die lutschuanischen Kaufleute schienen durchaus nicht hinter der Zeit zurück zu sein. Die Preise waren im Anfang nicht sehr hoch, aber im Laufe des Geschäftes merkten die Eingeborenen ihren Vorteil und gingen mit ihren Preisen in die Höhe, so daß sich herausstellte, daß einige von der Besatzung für den gleichen Artikel genau das Doppelte bezahlt hatten. Die erhaltenen Waren waren ja nicht von Belang, aber die Hauptsache war, daß zum ersten Male ein konzessionierter Handel stattgefunden hatte; eine Tatsache, die in direktem Gegensatz zu dem Grundgesetz der Insel stand, deren Abschaffung diesmal für das Volk nur von Vorteil sein

---

<sup>1)</sup> Von dem Kleiderbaum.

konnte. Nun wurde das Abfahrtssignal gehißt und alles kehrte zu den Schiffen zurück. Am 1. August, 8 Uhr früh, stach der Kommodore nach Hongkong in See.

So großen Erfolg hatte des Kommodore energisches Auftreten bei den Behörden von Liukiu gehabt, daß das Kohlengebäude, das zwei Tage vorher angefangen war, am Tage der Abfahrt sich schon erhob und gerichtet wurde und man hörte, daß es in zwei Tagen fertig sein würde. Das Gebäude hat 50 zu 60 Fuß mit einem wasserdichten Strohdach. Die Dachrinnen ragten an den Seiten hervor, die tief heruntergingen und durch einen offenen Spalt genug Luft zur Ventilation durchließen. Es hatte anfänglich genügend Raum 500 Tonnen Kohlen zu fassen, und die erste darin untergebrachte Schiffsladung war die der „Caprice“, die gleich nach der Abreise des Kommodore eintraf. Dann löschte die Southhampton ihre Ladung, die in Macao eingenommen war, und es stellte sich dabei heraus, daß es rätlich sei, das Depot zu vergrößern, und so ließen die Behörden von Liukiu noch an jeder Seite einen Flügel anfügen. Da der Kommodore sich dachte, es würde von äußerstem Belang sein, daß ein Schiff des Geschwaders bei den Liukiu stationiert würde, um die Freundschaft zwischen den Amerikanern und den Inselbewohnern aufrechtzuerhalten, zumal die Bewohner von Tag zu Tag herzlicher wurden, so beschloß er, die Plymouth unter Kapitän Kelly dort zu lassen. Er gab jenem Offizier jedoch den Auftrag, auch die Bonin-Inseln nach dem Ende der Taifunzeit anzulaufen, um einmal die Ansiedlung bei Port Lloyd zu besuchen, sodann den Süden der Gruppe zu erforschen. Die südliche Gruppe hieß ursprünglich Coffin Islands, nach dem Amerikaner, der sie 1823 entdeckt hatte; später wurden sie von dem englischen Kapitän Beechy annektiert und als Baly Group bezeichnet. Die weiteren Instruktionen des Kommodore bezogen sich auf die verbindliche, aber feste Haltung, die er bei dem Verkehr zwischen Amerikanern und Lutschuanern zu sehen wünschte. Kapitän Kelly erhielt ge-

messenen Befehl, nichts von den Leuten ohne entsprechende Bezahlung zu nehmen und sich immer so zu betragen, daß die Inselbewohner den Eindruck erhielten, die Vereinigten Staaten wünschten ihre Freundschaft und legten Wert auf ihr Vertrauen. Der Kommodore gab weitere Instruktionen über die Errichtung des Kohlendepots und das Löschen von Ladungen. Er befahl weiter, daß während seiner Abwesenheit der Melville-Hafen und die Küste der Insel<sup>1a)</sup> kartographisch aufgenommen werden sollten und die Untersuchungen, die in den Gewässern von Napha angefangen waren, fortzusetzen seien; ein Boot und ein Offizier sollten bei der Ankunft eines jeden amerikanischen Geschwaders, das in Zukunft kommen möchte, für Pilotendienste bereit sein<sup>1)</sup>. Kapitän Kelly besuchte demnach die Bailys, nahm sie formell im Namen der Vereinigten Staaten in Besitz<sup>2)</sup> und erstattete einen Bericht darüber, den er an eine große Sykomore, ungefähr zwanzig Fuß vom Gestade, heftete.

Noch einige Betrachtungen über die Lutschuaner! Sie waren zweifellos viel freundlicher geworden, und selbst die Spione hatten ihren Argwohn teilweise verloren. Man

---

<sup>1a)</sup> Offenbar die Hauptinsel der Liukiu, Okinawa, d. h. Groß-Napha.

<sup>1)</sup> Hierauf folgen so ungefähr dieselben Instruktionen, nur etwas detaillierter, noch einmal. Der Leser wird schon längst bemerkt haben, daß der Stil unseres Autors recht umständlich ist; dabei hat die Übersetzung noch sehr viele überflüssige Ranken beschnitten. Hier aber ist, wenn irgendeine, Gelegenheit für den Kritiker, zu sehen, wie derartige Reiseberichte zusammengesetzt werden. Cäsar hat keine andere Methode gehabt, als er das *Bellum Gallicum* schrieb. Aber er hat mit Meisterschaft die *dissecta membra* zu einem einheitlichen Gemälde verarbeitet. Bei der Kompilation unseres guten Kommodore oder vielmehr seines Freundes Hawks ist das Gerüst nur zu oft stehen geblieben. — Hierauf folgen im Text „in anticipation of the course of the narrative“ die Ergebnisse der Beobachtungen Kellys, die wohl kaum allgemeineres Interesse beanspruchen können.

<sup>2)</sup> Später wurde jedoch die ganze Bonin-Gruppe den Japanern überantwortet.

sollte jedoch jenen schlecht regierten Leuten verzeihen, denen allem Anschein nach von ihrer Kindheit an Doppelsinn und Lüge gelehrt wurde, derart, daß dies einen unentbehrlichen Teil ihrer Erziehung bildete und für ihr Vorwärtskommen sehr wesentlich war. Sie vertrauen, genau so wie die Japaner<sup>1)</sup>, einander auch nicht im geringsten. Die Regierung sendet ihre Agenten stets in Paaren aus, damit einer den andern belauern könne. Das abscheuliche System der Spionage legt allen Ständen große Leiden auf. Auch die Behörden können niemals wissen, ob nicht ihre Handlungen, wenn sie ihnen selbst auch noch so harmlos vorkommen, nicht doch als Staatsverbrechen gedeutet werden können. Das Leben der Mächtigen ist daher in beständiger Gefahr, und sie sind nicht selten genötigt, ihre Sicherheit durch servile Erniedrigung oder aber durch einen großen Teil ihres Vermögens zu erkaufen. Wenn sie durch die äußerste Unterwürfigkeit oder durch eine verschwenderische Hingabe ihrer Güter keine Gnade erlangen können, so müssen sie Selbstmord begehen, da sie nur so ihr Vermögen vor Konfiskation und ihre Familien vom Ruin retten können. Die niederen Klassen leiden aber nicht minder, denn durch ihre harte Arbeit unterhalten sie das ganze System, das ganzer Schwärme von Spionen bedarf. Die Spione sind in jedem Winkel und jeder Ecke der Insel zu finden.

Am zweiten Abend, nachdem man Napha verlassen hatte, als die Susquehanna und die Mississippi auf ihrer Fahrt nach Hongkong waren, sichtete man geradeaus ein Segelschiff, das in nordöstlicher Richtung steuerte. Zuerst wußte man nicht, was für ein Schiff man vor sich hatte, aber als in der Dämmerung die Kanonen donnerten, zeigte es sich, daß es ein Salut für die Flagge des Kommodore sein solle. Und so war es denn auch. Wieder war man mit einem Transport zusammen.

---

<sup>1)</sup> Das ist doch jetzt, nach dem Sturz der Tokugawa und nach den großen gemeinsamen Erfolgen, erheblich besser geworden.



## 12. Kapitel

### Vor Kanton. Makao

Nur wenige Zeit war nach der Ankunft des Kommodore Perry in Hongkong verflossen, als die amerikanischen Kaufleute von Kanton zu ihm kamen. Sie ersuchten ihn um weiteren Schutz für ihr Leben und Eigentum, das sie gefährdet glaubten; eine revolutionäre Bewegung schien nämlich in der Stadt<sup>1)</sup> ausbrechen zu wollen. Die Herren richteten einen Brief an den Kommodore und gaben darin ihrer großen Genugtuung darüber Ausdruck, daß er sich entschlossen habe, mit seinem Geschwader an der chinesischen Küste zu bleiben, bis er die Verhandlungen mit Japan wieder aufzunehmen bereit sei. Sie erklärten ferner, sie glaubten, daß die Revolution, die in China begonnen hatte, mit der Vertreibung der Tataren<sup>2)</sup> enden würde, ohne daß für die Zukunft irgendwelche Aussichten seien als Verwirrung und Anarchie, ohne irgendeine Autorität, die die Ordnung und eine regelrechte Regierung wieder herstellen könnte<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Kanton.

<sup>2)</sup> Mandschu, die ja bis heute „Tartargeneräle“ haben.

<sup>3)</sup> Diese Prophezeiung hat sich als falsch erwiesen. Die Ordnung wurde verhältnismäßig vollständig wiederhergestellt, allerdings erst nach zehn Jahren. Immerhin hat der Aufstand der Taiping (1850—1863) dem Reich der Mitte Wunden geschlagen, die jetzt noch nicht vernarbt sind. 20, nach anderen, wohl phantastischen Schätzungen 50 Millionen Seelen sollen damals untergegangen sein. Siehe Spielmann: Der Aufstand der Taiping. Vgl. auch meine Geschichte Asiens S. 490ff. Eine anschauliche

Obwohl die Mehrzahl der chinesischen Bevölkerung eine Neigung zu friedlichen industriellen und kommerziellen Berufen hat und obwohl die Meinung bestand, daß die Revolutionäre für den Fremdenverkehr günstig gestimmt seien, so daß für eine künftige Entwicklung des Handels die besten Hoffnungen vorhanden waren, so wurde dennoch behauptet, die Zerrüttung des Landes sei derart, daß, wenn es noch lange so daure, der Außenhandel vernichtet und der Import amerikanischer Waren — eine für die Vereinigten Staaten äußerst wichtige Sache — völlig ausgeschaltet werden würde. Der Hauptzweck der Denkschrift der amerikanischen Kaufleute war jedoch, den Kommodore zu veranlassen, eines oder mehrere seiner Schiffe in die Nähe der Faktoreien von Kanton zu schicken, da dort die ganze Umgegend von Dieben und Desperados wimmelte, die bloß auf eine günstige Gelegenheit warteten, um die Häuser der Fremden anzugreifen und zu plündern und womöglich an den Leibern der Hausbewohner ihre Lust zu frönen. Der Kommodore beantwortete die Denkschrift mit der Versicherung, daß er seinen Landsleuten all den Schutz zu geben entschlossen sei, den die gegenwärtige Krisis der Lage in China erfordere. Er hatte bereits die Mississippi nach Blenheim Reach gesandt, um die Ein- und Ausfahrt zu Whampoa<sup>1)</sup> zu schützen und die zahlreichen Seeräuber in Schach zu halten. Er hatte ferner eine Auslotung des Flußes anbefohlen, da er gegebenenfalls jenen Dampfer<sup>2)</sup> näher an Kanton heranbringen wollte. Allein das Schiff an den Punkt zu bringen, der von den amerikanischen Kaufleuten gewünscht wurde, war unmöglich, da es zu großen Tief-

---

Schilderung des Taiping-Aufstandes bieten General Gordons „Briefe und Tagebuchblätter“ (Band 7 der „Bibliothek wertvoller Memoiren“), S. 185—237.

<sup>1)</sup> Vorstadt von Kanton, wo noch jetzt die Europäer und Amerikaner ihre Niederlassung haben, seit 1842 für Fremde geöffnet.

<sup>2)</sup> Also die Mississippi.

gang hatte. Der Kommodore versprach jedoch, daß die Supply, die eine starke Bestückung und Raum für 150 Mann hatte, nach ihrer Ankunft nach Kanton selbst fahren solle; wenn sich ihre Ankunft verzögere, so solle das Proviantschiff Southampton statt ihrer kommen. Inzwischen wurden die Kaufleute davon verständigt, daß sie, wenn sie es wünschten, eine Marinewache und ein oder zwei Geschütze von der Mississippi haben könnten, von wo dieselben gelandet und in den Faktoreien stationiert werden würden. Außerdem erhielt Kapitän Lee vom Dampfer Mississippi Order, sich bereitzuhalten, auf Verlangen des amerikanischen Vizekonsuls augenblicklich eine Vorhut zu landen, der, wenn nötig, eine bedeutend größere Streitmacht folgen würde, zusammengesetzt von den Detachements der anderen im Flusse ankernden Schiffe. Die Supply lief von Amoy ein. Der Kommodore schickte sie, wie er versprochen hatte. Sie ging gegenüber von Kanton vor Anker. Unterdessen wurde der Rest des Geschwaders nach Cum-sing-mun, einem Hafen zwischen Hongkong und Macao, beordert. Dieser Hafen<sup>1)</sup> war sicher, bequemer und zudem gesünder als irgendein Hafen in der Nachbarschaft. Da im übrigen sich dort die Opiumschiffe der Kaufleute von Kanton trafen, so hatte man von dort beständige Verbindung mit Nachbarstädten.

Nachdem der Kommodore so sein Geschwader verteilt hatte, hielt er es für rätlich, um die Ergebnisse seiner Reise nach Japan, den Liukiu und den Bonin zu ordnen, sich ein Haus in Macao zu mieten. Ferner wurde ein Krankenhaus in der Stadt unter dem obersten Marinearzt errichtet. Der Kommodore fand den Ort, den er erwählte, viel vorteilhafter als den Aufenthalt entweder an Bord oder in Kanton oder Hongkong. Denn Macao lag in der Mitte zwischen jenen beiden Orten und Cum-sing-mun; Posten kamen und gingen täglich, Dampfer und

---

<sup>1)</sup> Cumsingmun.

Depeschenboote fast stündlich; so war es möglich, eine rege Verbindung mit allen Punkten aufrechtzuerhalten<sup>1)</sup>).

<sup>1)</sup> Heine (Reise nach Japan) erzählt:

Wir segelten von Liukiu am 1. August ab; wegen der widrigen Winde war jedoch unsere Passage eine sehr langsame. Am 3. gegen Abend trafen wir mit der Sloop Vandalia zusammen, die direkt von den Vereinigten Staaten angekommen war, und am 7. ankerten wir wieder in dem wohlbekanntem Hafen von Hongkong. Wir blieben hier nur drei Tage, denn die Zeit der Typhone oder schweren Stürme war nahe. Deshalb ging die Mississippi nach Wampoa und die Susquehanna nach dem etwas besser geschützten Ankerplatz von Cumsingmun, zu deutsch: das goldene Tor der aufgehenden Sonne. Wer diesen Platz so getauft, hat es zu verantworten. Ein weites Wasserbecken, in dem die fremden Opiumschiffe ankern, ist von niedrigen kahlen Hügeln umschlossen, zwischen denen sich einige ärmliche Fischerhütten verbergen. Die Hitze war zum Ersticken, so daß steife Hemdkragen nur noch traditionell bekannt waren. Unsere einzige Unterhaltung bestand in Besuchen auf den Opiumschiffen oder ein wenig Fischfang. Obschon ich kein großer Freund des letztgenannten Vergnügens bin, warf ich doch aus Langerweile meinen Angelhaken über Bord; allein erst nach geraumer Zeit gelang es mir, einen Bewohner der gelben Tiefe heraufzuziehen, der mich mit seinen großen Glotzaugen vorwurfsvoll ansah, so daß ich mich der Heldentat schämte, ein armes Tier durch einen Bissen Fraß berückt zu haben, und den Fisch wieder freiließ.

Nach vier Tagen traf endlich die angenehme Botschaft ein, daß die gesamte künstlerische Messe in dem eben etablierten Hospital in Macao Wohnungen beziehen solle; fröhlichen Herzens bestiegen wir mit unseren Habseligkeiten die für uns abgesandte portugiesische Lorcha und langten noch am selben Abend in Macao an . . . Macao war wegen seiner schönen Lage der Sommer- und Herbstaufenthalt der reichen ausländischen Kanton- und Hongkong-Kaufleute, die dieses Jahr besonders wegen der politischen Unruhen viel länger hier verweilten als gewöhnlich und den sonst so stillen Ort mit Leben erfüllten. Die ersten fünf oder sechs Wochen meiner Winter- oder richtiger gesagt Herbstquartiere suchte ich mich absichtlich den vielen gesellschaftlichen Verlockungen zu entziehen, da sowohl das Ordnen und Beenden meiner in Japan gemachten Studien als auch meine Arbeiten im hydrographischen Departement meine Zeit und Aufmerksamkeit bedeutend in Anspruch nahmen und ich beide Hände voll Arbeit hatte, die auch den Kopf nicht müßig ließ. Die

158

Der Kommodore fand in Macao einen außerordentlich angenehmen Aufenthalt, da die Landschaft sehr male-

abendlichen Spaziergänge zur Erholung brachten mich jedoch in vielfache angenehme Berührungen und gesellige Verbindungen, so daß ich am Ende den mannigfachen Einladungen zu Dinern, Soupers, Bällen, Jagd- und Spazierpartien, wollte ich nicht als ein unartiger Misanthrop erscheinen, füglich nicht länger ausweichen konnte, und da auch meine fortgeschrittenen Arbeiten mir mehr Zeit und Muße ließen, so durfte ich mich mit ruhigem Gewissen den Reizen des gesellschaftlichen Lebens hingeben. — Im ganzen bietet der hiesige Ton eine höchst originelle Mischung südlicher Freiheit und Ungebundenheit des Umgangs, verbunden mit echt englischer Dezenz, dar, wie ich es noch nirgendwo gefunden und die zumal hier, im Eldorado des zopfigen Zeremoniells, gar seltsam mit den Landessitten der Eingeborenen kontrastiert; man kann Macao eine portugiesische, eine anglo-indische, eine orientalische Stadt, kurz alles eher nennen als eine chinesische. Die Regeln des sogenannten guten Tones sind außerordentlich bequem und, einige ungewohnte Gebräuche abgerechnet, die man sich aber leicht und schnell aneignet, für den fremden Ankömmling höchst angenehm. So z. B. ist es hier Sitte, daß ein Neuangekommener bei allen Personen, die er kennen zu lernen wünscht, vor allen Dingen einen Besuch abstattet. Hat er einen guten Freund oder Bekannten, der die Runde mit ihm macht, um so besser; hat er diesen nicht, nun so schadet es auch nichts; selbst die Formalität eines Empfehlungsbriefes kann umgangen werden. Eine Visitenkarte, die stets nur an die Dame des Hauses gesandt wird, genügt, und in der Regel wird der Besuch gleich angenommen. In den meisten Fällen erfolgt darauf ein Gegenbesuch des Herrn vom Hause oder auch eine schriftliche Einladung der Dame, und von diesem Augenblick an kann man sich als Freund des Hauses betrachten. In anderen Fällen ist es mir auch vorgekommen, daß ich einen Abendbesuch bei einer mir bekannt gewordenen Dame abstatten wollte und hörte, daß man sich wo anders, in einem mir noch nicht bekannten Hause, einen Besuch vorgenommen, oder eine Einladung erhalten hatte; statt nun, wie gewöhnlich bei uns im Norden, meinen Besuch mit höflichen Worten abzulehnen, forderte man mich höchst freundlich auf, an der Einladung teilzunehmen . . . Die Kleidung der Männer, die hier gewöhnlich für die heiße Jahreszeit in einem weißen Negligéröckchen besteht, erleichtert solche Sitte gleichfalls un-  
gemein, da ein solcher weißer Anzug in alle Gesellschaften paßt, man folglich auch nicht wie in London, Paris, New York, Wien

risch war und die Stadt mit ihrer liebenswürdigen internationalen Gesellschaft so manches Anziehende bot. Er wurde mit vielen Fremden bekannt, darunter mit den Familien verschiedener Kaufleute aus Kanton, die in Macao ihren Sommersitz hatten. Dorthin pflegten diese sich während der heißen Monate zurückzuziehen und übten dort die freundschaftlichste und liberalste Gastfreundschaft. Monsieur de Bourbillon<sup>1)</sup>, der französische

---

genötigt ist, für verschiedene Tageszeiten verschiedene Toiletten zu wählen.

Ein Haus, in dem ich viele angenehme Stunden zubrachte, war das des französischen Ministerresidenten in China, Mr. de B . . . . ., gewöhnlich der Sammelplatz aller französischen Offiziere. Madame de B . . . . .s liebenswürdiges Konversationstalent, vereinigt mit vielseitiger Sprachkenntnis und nicht gewöhnlicher musikalischer Bildung, machte, daß jeder Gebildete dies Haus besuchte und es stets mit Bedauern wieder verließ, und da sich oft einige recht wackere Dilettanten dort zusammenfanden, so habe ich viele und gute Musik da zu hören bekommen, für mich, dem von früher Jugend an gute, ja die beste Musik so leicht zugänglich war, wie sie mir in meinem späteren Wanderleben nicht wieder zuteil geworden ist, ein wahrer Hochgenuß. Einige Offiziere der französischen Korvette Le Constantine waren recht gute Sänger, und manches schöne Männerquartett ward von ihnen vortragen; oft versank ich in Träume, wähnte mich wieder in meine geliebte Vaterstadt versetzt und war höchlichst erstaunt, mich beim Erwachen hier an der äußersten Grenze des Himmlischen Reiches wiederzufinden.

Eine andere Quelle sowohl geistiger wie körperlicher Erholung ward mir die intime Bekanntschaft des Dr. W . . . ., eines Engländers, leidenschaftlichen Liebhabers der Landschaftsmalerei und selbst recht wackeren Dilettanten in dieser Kunst. D. W. . . . besitzt ein wunderschönes Hongboot mit einer Kajüte, geräumig genug für einen Tisch zu vier Kuverts und auch sonst mit allem möglichen Konfort ausgestattet. So sind wir denn mehrmals für den ganzen Tag den Fluß hinaufgefahren, dessen Ufer manche hübsche Ausbeute für unsere Skizzenbücher lieferten.

<sup>1)</sup> Später Gesandter in Peking nach dem Kriege von 1857/58. Er reiste 1860 durch Sibirien zurück; seine Gattin, die ihn begleitete, soll als erste Europäerin diese Tour, die bald sehr gewöhnlich wurde, gemacht haben.

Gesandte in Kanton, hatte ein Wohnhaus in Macao und trug mit seiner Gemahlin, einer Amerikanerin, die er als Legationssekretär in Washington geheiratet hatte, viel dazu bei, die Annehmlichkeiten des geselligen Verkehrs zu erhöhen. Der französische Admiral de Montravel kam mit seinem Geschwader und ankerte im äußeren Hafen. Kommodore Perry hatte Gelegenheit, seine Bekanntschaft zu machen. Die Folge waren viele gegenseitige Einladungen. Mit Gouverneur Giumaraës, einem Offizier der portugiesischen Marine, den der Kommodore früher an der afrikanischen Küste getroffen hatte<sup>1)</sup>, und mit Kapitän Loreiro, dessen Kameraden, hatte er die besten Beziehungen, was auf die amtlichen Verhandlungen erfreulich einwirkte. Die größte Freundschaft herrschte ebenfalls bei dem Verkehr mit Sir George Bonham, dem britischen Bevollmächtigten in China<sup>2)</sup> und Gouverneur von Hongkong, und ebenso mit den Spitzen von Heer und Marine, sowie auch mit den Mandarinen der Landschaft und den Ortsbehörden.

Ich möchte hier zweier Ereignisse gedenken, die 1849 in Macao vorfielen. Es war unter dem portugiesischen Gouverneur Amaral, einem ausgezeichneten und allgemein geachteten Offizier. Ein junger Engländer, der an einer Missionsschule in Hongkong angestellt war, besuchte Macao. Kaum war er gelandet, so erschaute er eine jener Prozessionen, die in römisch-katholischen Landen so häufig sind. Was man die Hostie nennt, wird mit großem Pomp durch die Hauptstraßen geführt; zahlreiche Priester und andere in reichen Gewändern folgen mit angezündeten Kerzen und schwingen Weihrauchfässer, kurz, entfalten alle die bunte Mannigfaltigkeit einer Zeremonie der römischen Kirche. Der junge Mann sah dies nun wahrscheinlich zum erstenmal in seinem Leben. Der merkwürdige Aufzug schien ihm nur eine Beleidigung

<sup>1)</sup> Vermutlich bei der Fahrt von 1843.

<sup>2)</sup> Superintendent of Affairs, was jedoch kein technischer Ausdruck ist.

des wahren Christentums zu sein. Er zog wohl die Verschiedenheiten der religiösen Ansichten zu wenig in Betracht, noch auch die (allerdings verkehrte) Aufrichtigkeit von Andersgläubigen. Er beschloß, offen seine Verachtung für solche Mummerei zu zeigen. Er stellte sich daher demonstrativ in den Weg der Prozession und nahm seinen Hut nicht ab, als die Hostie vorbeikam. Er hätte ja ruhig sich abkehren und in eine andere Straße gehen können. Wenigstens tun das viele Protestanten in römischen Ländern. Als man nun den Engländer sah, wie er der Prozession im Weg stand und dazu noch bedeckten Hauptes, wurde er höflich von den Priestern gebeten, seinen Hut abzunehmen oder wegzugehen. Aber weit entfernt, dieser Bitte zu willfahren, drückte der junge Schwärmer seinen Hut noch fester auf sein Haupt und blieb stehen wie ein Märtyrer. Er wurde nun von der Polizei ermahnt, den Hut zu lüften oder sich zurückzuziehen. Da er jedoch trotz der Warnung hartnäckig blieb, wurde er nun verhaftet und auf die Wache geführt. Katastrophe! Ein Untertan Ihrer Majestät in einer portugiesischen Wache eingeschlossen! Die Entrüstung des Kapitäns Keppel vom britischen Kriegsschiff Dido, das damals vor Macao ankerte, war ungeheuer. Amaral, der portugiesische Gouverneur, wurde sofort ersucht, den Engländer bedingungslos freizulassen. Der Gouverneur verlangte einen kurzen Aufschub, um den Kirchenrat zu hören. Unterdessen sollte eine Regatta von Booten der Plymouth von den Vereinigten Staaten und der Dido stattfinden. Gouverneur Amaral und viele Offiziere seiner Garnison sollten ebenfalls zugegen sein. Der Tag kam. Kapitän Keppel zog sich unbemerkt zurück, verließ mit einigen Soldaten und Offizieren, die sich freiwillig anschlossen, die Stätte der Regatta, ruderten ans Gestade und landeten gegenüber dem Hause des Herrn Patrick Stewart. Von da schritt er durch ein unbewohntes Haus und einen Garten, um die Hauptstraße zu vermeiden, kam plötzlich zur Wache, stürzte sich auf die Schildwache und

befreite mit Gewalt den Engländer, dessen unzeitige Schwärmerei den Anlaß zu dieser Gewalttat gegeben hatte.

Das zweite Ereignis hatte den Tod des Gouverneurs zur Folge. Amaral war ein Mann von großer Energie und von Ehrgeiz erfüllt. Namentlich wollte er Macao heben, indem er neue Straßen eröffnete. Nun wurde er von den Chinesen beschuldigt, daß er ihre alten Grabstätten entweihe<sup>1)</sup>. Er hatte verschiedene unbestimmte Winke erhalten, daß sein Leben gefährdet sei<sup>1a)</sup>, aber er beachtete sie nicht. Seiner Gewohnheit gemäß ritt er nachmittags auf den Außenwällen, wo gewöhnlich die Reiter sich tummeln, begleitet von seinem Adjutanten, Leutnant Leite, der ebenfalls zu Pferde war, während mehrere andere Reiter nicht weit entfernt waren. Als er nun an eine Stelle der Straße kam, die von Gebüsch verschattet war, da stürzte ein Chinese — vielleicht waren es auch mehr — von hinten auf ihn. Die Zügel wurden seiner Hand entrissen (er hatte nur einen Arm, den anderen hatte er in der Schlacht verloren) und er selbst wurde vom Pferde gezerrt, dann sein Kopf abgehauen und seine Hand abgeschnitten. Sein verstümmelter und entseelter Körper lag da, als die anderen Reiter bestürzt herangaloppierten. Sie suchten eifrig, aber vergebens nach dem Mörder<sup>2)</sup>. Auch später konnte man niemals eine Spur

<sup>1)</sup> Das ist der gewöhnliche Einwand der Chinesen, auch bei Eisenbahnen, daß die Geister der Verstorbenen beunruhigt würden. Doch hat in jüngster Zeit die Betonung des Fengshui bedeutend nachgelassen. Manchmal dient sie nur dazu, um ein Grundstück besser bezahlt zu erhalten, gleichwie der Neger in den Vereinigten Staaten die Entweihung des Sonntags anführt, um für sein Schuhputzen doppelten Lohn zu verlangen.

<sup>1a)</sup> „Wenn ich nicht irre, war es im Jahre 1849, wo Gouverneur Amaral von Macao mit den chinesischen Behörden in einige Schwierigkeiten geriet, die sich zuletzt so steigerten, daß die Chinesen einen Preis von 40000 Tael auf Amarals Kopf setzten.“ (Heine.)

<sup>2)</sup> Man muß sich billig fragen, wozu eigentlich der Adjutant den Gouverneur begleitete. — Heine, „Reise um die Erde nach Japan“ (Leipzig-New York 1856), der Maler der Perryschen Ex-

von dem scheußlichen Mörder — oder den Mördern — finden, und der portugiesische Rat von Macao konnte trotz genauester Nachforschung keinen Anhalt dafür erhalten, wer das Verbrechen vollbracht. Es wurde jedoch gergewöhnt, daß die Verbrecher den chinesischen Behörden bekannt waren, da nach verschiedentlichem energischem Ersuchen des portugiesischen Rates von Macao das abgeschnittene Haupt und die Hand des unglücklichen Gouverneurs nach der Stadt gesandt wurden. Dieser Mord ereignete sich nur zwei Monate nach der Tat des Kapitän Keppel, die den tapferen Gouverneur sehr verdrossen hatte.

pedition, gibt von dem Vorfalle eine weit lebendigere und überzeugendere Schilderung: Gouverneur Amaral war einarmig, ritt häufig, nur von seinem Adjutanten begleitet, in der Umgegend umher. Er war nur ein mittelmäßiger Reiter. Eines Abends begegnete er auf der portugiesischen Seite fünf bis sechs Kulis mit Ackergerätschaften auf der Schulter, als plötzlich einer derselben ihn mit einer großen Bambusstange ins Gesicht stößt. Das Pferd, unruhig geworden, will dem Zügel nicht mehr gehorchen, den Amaral zwischen die Zähne genommen hat, um mit seiner linken Hand ein Pistol zu ziehen, und wirft den Reiter ab. Mehrere der Chinesen fallen augenblicklich über ihn her, während andere den Adjutanten in ähnlicher Weise angreifen und verwunden. Einige auf dessen Hilferufe herbeieilende Spaziergänger finden den Adjutanten, zwar schwer verwundet, aber noch lebend, am Boden, den Gouverneur jedoch bereits ermordet, des Kopfes und der Hand beraubt. Die Leiche sowohl wie der Verwundete wurden in einem zufällig vorüberfahrenden Wagen nach der Stadt gebracht. Die Wächter am chinesischen Tore hatten unmittelbar nach dem Vorgange die Flucht ergriffen, und ein portugiesischer Leutnant mit dreißig Mann nahm sofort von dem Turme Besitz. Am nächsten Morgen begann man von dem chinesischen Fort aus, das die Flüchtlinge aufgenommen hatte, die Portugiesen zu beschießen. Bald ward das Feuer so lästig, daß der mutige Offizier, ohne weitere Verstärkung abzuwarten, sogleich mit seinem kleinen Kommando einen Angriff auf das Fort unternahm, dies auch wirklich erstürmte und niederbrannte, bei welcher Gelegenheit gegen 200 Chinesen umgekommen sein sollen. Später kam wieder ein Vertrag zustande, Kopf und Hand des Gouverneurs wurden zurückgestellt, in Macao feierlich begraben, das chinesische Fort aber, sowie das Tor mit dem Turme blieben seitdem in Trümmern liegen.

Die Ingenieure meldeten gegen Anfang Oktober<sup>1)</sup>, daß die Maschinen der havarierten Powhattan wieder in

<sup>1)</sup> Heine sagt:

Die Nachrichten, die wir über Shanghai über den Erfolg der russischen Escadres in Japan erhielten, lauteten dahin, daß jede Kommunikation bis auf weiteres abgelehnt worden sei; doch waren die Gründe, die dafür angegeben wurden, verschieden. Der erste war, daß die Japaner mit keiner Nation überhaupt verhandeln wollten, bis die Angelegenheiten mit Kommodore Perry geordnet seien; die andere Lesart war, daß man dem russischen Befehlshaber ankündigte, der Kaiser von Japan sei am 26. August gestorben, und während der dreijährigen Trauerzeit dürfe man über keine Staatsangelegenheiten verhandeln. Das letztere klang wie ein offener Unsinn und charakterisierte die Japanesen als die fürchterlichsten Dummköpfe, was sie doch aber, wie wir gesehen haben, keineswegs sind, widerspricht auch zu sehr dem, was wir dort über die Staatsverhältnisse erfuhren, um glaubwürdig befunden zu werden. Nie wird nämlich der Tod eines Kaisers von Japan ruchbar, bis sein Nachfolger bereits eingesetzt ist, und der ganze Vorgang wird stets streng geheim gehalten, damit der Gang der Staatsgeschäfte durch nichts unterbrochen und gestört werde. Möglich also, daß es nur ein Vorwand war. Sollte jedoch ein solcher Umstand wirklich stattgefunden haben, so dürfte es auf große wichtige Konflikte schließen lassen, die augenscheinlich mit den Anträgen der amerikanischen Regierung in Verbindung stehen. So oft nämlich in Japan eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kaiser und seinen Ministern stattfindet, wird ein Schiedsgericht aus den höchsten Edlen des Reichs zusammenberufen, und der von diesem gefaßte Beschluß steht dann unabänderlich fest. Lautet dieser Ausspruch gegen die Minister, so bleibt diesen nichts übrig, als sich die Bäuche aufzuschlitzen, um der öffentlichen Hinrichtung zu entgehen, welche zugleich für die Familie des Hingerichteten den Verlust des Vermögens nach sich zöge; lautet er jedoch gegen den Kaiser, so wird dieser, natürlich ohne Bauchaufschlitzung, als politisch tot betrachtet, und sofort zur Einsetzung eines Nachfolgers geschritten. Da nun ein solcher Vorfall, wenn er sich überhaupt bestätigt, so kurze Zeit nach des Kommodore Übergabe seiner Papiere, und infolge der deshalb stattgefundenen Beratung sich ereignet haben würde, so läßt dessen tragischer Ausgang leicht erraten, welche Partei in diesem Meinungskampfe Sieger war, und es fragte sich nur noch, wie dieser Beschluß lautete. Jedenfalls wird die Entscheidung nicht mehr lange verborgen bleiben. Möglich, daß

guter Ordnung seien; so ward sie abgesandt, um die Susquehanna zu vertreten. Dies letztere Schiff hatte zuvor die Mississippi in Whampoa abgelöst.

Mit Ende Dezember gingen wir alle wieder an Bord der Susquehanna, und man rüstete sich nun sehr eifrig zum zweiten Besuche in Jeddo. Seit dem Eintreffen des Schiffes Lexington gegen Neujahr war unsere Eskadre vollzählig.

Sie zählte jetzt an Dampfregatten:

|                                                                                  |           |
|----------------------------------------------------------------------------------|-----------|
| Susquehanna (Flaggschiff)                                                        | 9 Kanonen |
| Powhattan                                                                        | 9 „       |
| Mississippi                                                                      | 10 „      |
| Macedonia (razée, d. h. rasiertes, um ein Deck niedriger gemachtes Linienschiff) | 10 „      |

Hierzu noch die Sloops of war (Kriegsschaluppen):

|          |                        |
|----------|------------------------|
| Saratoga | 22 Kanonen zu 32 Pfund |
| Plymouth | 24 „ „ 32 „            |
| Vandalia | 22 „ „ 32 „            |

Endlich noch die Transportschiffe:

|             |                       |
|-------------|-----------------------|
| Supply      | 6 Kanonen zu 32 Pfund |
| Southampton | 6 „ „ 32 „            |
| Lexington   | 6 „ „ 32 „            |

In Summa: 10 Schiffe mit 130 Kanonen, worunter 52 Paixhaus-Geschütze, und 2600 Mann.

Nächst dem erwartete man täglich die Ankunft der Eskadre des Kommander Ringgold, aus 5 Schiffen bestehend, welche die Reserve bilden sollen. Auf unserer Flotte ging jetzt alles drunter und drüber, so daß kaum noch ein ruhiges Plätzchen zu finden war. Man lud

---

die Japaner, die eine brave Nation sind, auch entschlossen waren, sich mannhaft ihrer Haut zu wehren, und dann stand uns allerdings ein hartes Stück Arbeit bevor. Wahrscheinlicher wäre es aber nach allen Beobachtungen, da sie zugleich auch eine kluge Nation und vom Laufe der Weltbegebenheiten ganz gut unterrichtet sind, daß sie einsehen, wie ihre 200jährige Absperrung von der ganzen übrigen Welt in kurzer Zeit doch ihr Ende erreichen muß, und daß sie es vorziehen, mit einer Macht in Verbindung zu treten, deren Politik große Eroberungen auf fremdem Gebiet fern liegen.

Kisten über Kisten mit Provisionen und einer kaum glaublichen Menge von Maschinen, Agrikulturwerkzeugen und Luxusartikeln, die zu Geschenken für den Kaiser von Japan bestimmt waren, und auf die ich später an geeigneter Stelle noch ausführlicher zu sprechen kommen werde. Das mitgenommene vollständige Material zu einer Eisenbahn ward gleichfalls ausgepackt, revidiert und in bestem Zustand befunden: eine allerliebste kleine Lokomotive mit Tender, ein mit höchsten Luxus ausgestatteter Waggon zu 50 Personen, alles von vorzüglicher Arbeit, dazu Schienen für mehrere Meilen. Buchdruckerpressen, Hochdruckpumpen, Dresch- und Nähmaschinen, Webstühle, Baumwollspinnmaschinen, ja sogar tragbare Feldbacköfen füllten jeden Winkel der Schiffe, und wenn wir noch dazu kommen sollten, alle diese Herrlichkeiten auszukramen, würde es schon eine ganz niedliche Industrieausstellung geben.



### 13. Kapitel

#### Zum vierten Male auf den Liukiu

Neun Monate waren seit der letzten Abfahrt des Kommodore von Liukiu vergangen. Jetzt bemerkte er, bei seinem vierten Besuch, einen bedeutenden Wechsel im Verhalten der Eingeborenen den Amerikanern gegenüber. Die Behörden lieferten, was man von ihnen verlangte, und erhielten dafür genügende Bezahlung, während das Volk mehr aus seiner Reserve herausgetreten und zu freundschaftlichem Umgang geneigter war. Die Männer hatten sich an den Anblick der Fremden gewöhnt und mieden sie nicht mehr, sogar die Frauen flohen nicht mehr. Bei seiner Ankunft<sup>1)</sup> tat der Kommodore dem

<sup>1)</sup> Am 20. kamen wir nach kurzer und glücklicher Überfahrt wieder vor Napakiang auf Liukiu an, und noch an demselben Tage

Regenten zu wissen, daß er den Shuipalast ein zweitesmal besuchen wolle. Der Regent jedoch zeigte sich diesem Ansinnen gegenüber wenig geneigt und ließ dem Kommodore sagen, er wolle ihn gerne empfangen, zöge es aber vor, wenn dies in Napha sein könne. Der Kommodore antwortete, es wäre ein Zeichen größerer Achtung dem Reiche von Liukiu gegenüber, wenn der Empfang im Palast stattfinde und fügte hinzu, er erwarte, daß Pferde, Kagos und Kagoträger am Tage des beabsichtigten Besuches bereit wären. Der Regent brauchte diesem Ansinnen gegenüber zwar alle möglichen Ausflüchte, wie sie ihm die gewundene lutschuanische Politik eben eingab, aber der Kommodore bestand auf seiner ursprünglichen Absicht. So machte der Regent schließlich gute Miene zum bösen Spiele, traf die nötigen Vorbereitungen,

begab sich das ganze Handwerker-Korps der Masters-mates ans Land, um daselbst bis zu dem Tage, wo die Division wieder in See ging, zu verbleiben. Schon während unseres letzten Aufenthalts in Liukiu hatte Kommodore Perry vom Regenten einen ehemaligen Tempel nebst den dazu gehörigen Nebengebäuden und Gärten als Hospital und Stationshaus für die Flotte gemietet. Dieser kleine hübsche Tempel hat bei allen bisherigen Berührungen Liukiu-Insulaner mit Fremden eine Rolle gespielt und dadurch eine Art von historischer Bedeutung erlangt. Kapitän Maxwell landete hier im Jahre 1817 seine Vorräte, um sie zu trocknen, ebenso später Admiral Cecil, und gleicherweise noch im Jahre 1849 das kleine amerikanische Schiff Preble. Père Adnète, ein französischer Missionar, lebte hier einige Zeit und starb an derselben Stelle. Voriges Jahr hatten wir den Telegraphen, das Daguerrotyp und noch mehrere andere Sachen hier aufgestellt, und seit der Zeit diente er uns als Hospital. Dicht dabei an der Küste hatten wir unser Kohlenmagazin aufgerichtet und ein wenig weiter hin, in einem kleinen Kiefernwäldchen, ist unser Kirchhof, in dem leider schon so mancher unserer braven Kameraden jenen langen Schlaf schläft, von dem kein Erwachen hienieden mehr ist. Drei dieser Gräber, schon ziemlich verfallen, datieren aus Kapitän Maxwells Zeit; Admiral Cecil hat 3 Offiziere und 2 Matrosen hier gelassen; die Preble bezeichnete ihren Aufenthalt mit einem Grabe, und selbst unsere Flotte hat die Zahl bereits um sieben frische Rasenhügel vermehrt. (Heine.)

und als der Kommodore am 3. Februar seine Absicht ausführte, wurde er auch in gebührender Weise empfangen. Er stattete zuerst dem Palast, wie bei einer früheren Gelegenheit, einen Besuch in Begleitung einer militärischen Wache und einer Eskorte von Offizieren ab und wurde mit derselben Zeremonie empfangen. Gleich darauf ging die ganze Gesellschaft in das Haus des Regenten, wo ein Mahl bereit stand, das den Amerikanern, die jetzt schon einigermaßen an die einheimische Küche gewohnt waren, jetzt auch besser schmeckte als früher. Während des Mahls gab der Kommodore dem Regenten zu verstehen, daß er amerikanische Münzen gegen einheimische im gleichen Werte auszutauschen wünsche, da es ja bekannt war, trotzdem es verborgen wurde, daß japanisches Geld in Liukiu zirkulierte. Aber der Regent und der Peching (Schatzmeister) erklärten alle beide, daß bloß die japanischen Residenten solches Geld in Händen hätten und sonst niemand. Der Kommodore hielt diese wie die meisten ihrer positivsten Behauptungen für falsch und bot infolgedessen nochmals um japanische Münzen, indem er zugleich amerikanische im Wert von etwa 50 Dollars zurückließ. Zugleich bemerkte er, daß er hoffe, noch vor seiner Abreise eine Anzahl japanischer oder Liukiuer Münzen zu bekommen. Weiter wurde von der Sache nicht mehr gesprochen, doch kam am Vorabend der Abreise des Geschwaders eine offizielle Mitteilung von seiten der Behörden im Namen Shang-Hyung-Hiuns, des Superintendenten der Präfektur der Mittleren Berge, und Ma-Liang-tsais, des Schatzmeisters, in welcher gesagt war, daß dem Wunsche nach Austausch amerikanischer Münzen gegen japanische nicht willfahrt werden könne. Der Grund wäre darin zu suchen, daß im Tauschverkehr zwischen Liukiu und Japan keine Münzen gebraucht würden, daß alles Gold und Silber, das die Eingeborenen für ihre Haarnadeln brauchen, aus China käme, daß alle Versuche, japanische Münzen von denen zu bekommen, die mit Japan in Handelsverbindung stehen, umsonst ge-

wesen seien, weil dieses Reich die Ausfuhr seines Geldes strikt verboten habe. Mit diesem Dokument schickten die Behörden das amerikanische Geld zurück, das jedoch in ihrem Besitz blieb, weil der Kommodore es nicht zurücknahm. — Am Schluß des Banketts beim Regenten bekam jeder Teilnehmer eine rote Karte, die ihrem Besitzer in Napha das Recht auf Erfrischungen und andere Privilegien gab. Dieser Gebrauch scheint den Zweck zu haben, die Bewirtung zu verlängern und ist ein schönes Zeichen der Gastfreundschaft auf den Liukiu.

Forschungsreisen waren ausgesandt worden, um weiteres über die Hilfsquellen der Insel zu erfahren. Ihr Hauptziel war das Studium der Geologie und der mineralogischen und ackerbaulichen Hilfsquellen von Liukiu. Kaplan Jones und mehrere Ärzte waren zu diesem Zwecke ausgesendet worden. Der Kaplan konzentrierte seine Untersuchungen auf die Anwesenheit von Kohle, und das Resultat derselben machte es wahrscheinlich, daß in der Shabucht welche zu finden wäre. Die Eingebornen scheinen von der Existenz und dem Gebrauchswert des kostbaren Minerals keine Vorstellung zu haben. Das geologische Studium der Insel zeigte als erste Eigentümlichkeit das Vorhandensein großer Massen von Korallenfelsen, die selbst auf den höchsten Bergen, vier- bis fünfhundert Fuß über dem Meere, zu finden sind. Die steilen Vorsprünge längs der Küste sind gewöhnlich Gneis, während im Innern einige der höchsten Erhebungen Schieferschichten zeigen. Die Basis der Insel besteht aus beiden Gesteinsarten, auf welchen die Koralle gebaut hat, bis ihre Bauten durch eine innere Konvulsion auf die jetzige Höhe gehoben worden sind. Der Boden besteht an der Oberfläche aus einem Gemisch von Korallendetritus und Verwesungsprodukten pflanzlicher und tierischer Herkunft. Die Wasserläufe führen keinen Kalk, und es ist daher wahrscheinlich, daß sie in den Schichten entspringen und sie durchfließen, welche unter den Korallenformationen liegen. Der Boden wechselt; er ist reich und fruchtbar in den Ebenen und

170

Tälern, aber verhältnismäßig arm auf den Bergen und ihren Abhängen. Das Klima ist dem Ackerbau im allgemeinen günstig, obwohl Dürren vorkommen sollen und das Land auch vom Taifun zu leiden hat. Das Klima ist unzweifelhaft auch der Gesundheit zuträglich, wenigstens ist dies nicht nur nach dem Aussehen der Bewohner, sondern auch nach der allgemeinen Konfiguration des Landes zu schließen. Die Abwesenheit jeglicher Sümpfe sowie die Reinheit der Luft, die in frischen Brisen von der See über das Land weht, müssen es zu einem miasmenfreien machen. Obwohl Liukiu in der Nähe der Tropen liegt, wird die Hitze durch die Nähe des Meeres und die allgemeine Erhebung des Landes beträchtlich gemildert.

Der gesamte Boden gehört der Regierung und wird von dieser Großpächtern überlassen, die ihn ihrerseits wieder an kleinere weitergeben. Der Ackerbau ist roh und primitiv, es ist alles Handarbeit mit gelegentlicher Herbeiziehung von Ochsen und Pferden. Ein roher Pflug aus Holz, der jedoch eine Eisenspitze trägt und dem alt-römischen Modell gleicht, ist im Gebrauch. Sie haben auch Eggen, Sicheln, Äxte und Hacken, aber alle von einfacher und ungeschickter Konstruktion. Eisen besitzen sie wenig und wenden es augenscheinlich sehr sparsam an. Da der Reis eines der Hauptprodukte ist und reichlich Wasser fordert, so existiert ein ausgebildetes Bewässerungssystem. Der Boden ist in Terrassen angelegt, die sich von Tal zu Berg aufeinanderfolgen und das Wasser der benachbarten Ströme wird durch Gräben und Leitungen in diese Terrassen hineingeführt. Sie haben keine eigentlichen Dämme, aber die Bewässerung ist durch das Terrassensystem so geregelt und die Wassermenge so bemessen, das niemals ein Überfluß von Wasser böse Folgen durch Überschwemmung oder Wegwaschen des Bodens herbeiführen kann. Das Land ist gewöhnlich in kleine Parzellen geteilt, die einzelnen Besitzern gehören, so daß seine Oberfläche eher in starkbebaute Gärten als in große Felder eingeteilt scheint. Zur Reiskultur werden die Felder

zuerst überschwemmt, und dann hackt der Arbeiter, bis zum Knie in Schlamm und Wasser stehend, Furchen. Der Pflug wird erst nachträglich angewendet, um den Boden noch weiter aufzulockern; danach wird geeggt. Alles dies geschieht noch während der Überschwemmung, und obwohl dies bei unsern Ackerbauern als die schlechteste Methode angesehen wird, scheint es doch dem Liukiu-system mit seinen inferioren Geräten am besten angepaßt zu sein. Der Reis wird nicht ausgesät, sondern erst in Bündeln gesteckt und dann mit der Hand umgesteckt. Wasser wurde immer auf den Feldern gesehen. Wir wissen nicht, ob es je abgelassen wird vor der Ernte, welche dann stattfindet, wenn der Reis totreif (deadripe) ist. Dann werden die Stengel geschnitten, in Bündel gebunden und im Trocknen ausgebreitet. Man erhält ungefähr zwanzig Bündel pro Acre<sup>1)</sup>; die Ähren sind bemerkenswert groß und voll, wahrscheinlich infolge des Umpflanzens. Die Reisfelder geben wahrscheinlich zwei Ernten jährlich, wobei beim zweitenmal Taro oder süße Kartoffel gepflanzt wird. Zuckerrohr, Weizen, Baumwolle, Gerste in geringer Quantität, Tabak, mehrere Sorten Hirse, Sago, Bohnen, Peanuts, Rüben, Erbsen, sehr große Rettiche, deren manche drei Fuß lang sind und zwölf Zoll im Umfang haben, Eierpflanzen, Zwiebel und Gurken werden gepflanzt. An Früchten sind zu finden Pfirsiche, Wassermelonen, Bananen, wilde Himbeeren und Feigen. Gras wird nicht kultiviert, aber es gibt wilde Arten davon. Die Flora ist trotz des anscheinenden Reichtums doch verhältnismäßig eintönig; dieselben Arten gehen von Nord nach Süd durch das ganze Land. In gewisser Hinsicht scheint die Flora die eines Tropenlandes zu sein; doch ist sie es weniger, als man nach der geographischen Lage von Liukiu glauben sollte. Die am häufigsten vorkommenden Bäume sind die Fichte und die Banane (*ficus indica*); sie sind aber wahrscheinlich gepflanzt, weil sie allent-

---

<sup>1)</sup> 1 Acre = 0,4 ha.

halben regelmäßige Alleen bilden. Die Banane ist besonders häufig; sie wird zur Heckenbildung verwendet und auf die Korallenwände gepflanzt, die jedes Haus umgeben; sie wird auch in symmetrischer Form beschnitten. Der Elfenbeinbaum (vegetable ivory tree), Ebenholz, Maulbeere, mehrere Palmenarten, Orangen, Zitronen und Bananen sind gleichfalls vorhanden, doch sind sie nicht alle einheimisch. Die Kamelie wächst wild und hat eine prachtvolle rosae Blüte; Dahlian (hibiscus) und einige andere kommen gleichfalls vor. Bambus wächst in Fülle und ist den Eingebornen von größtem Nutzen. Er gibt ihnen Nahrung, Kleiderstoffe und Baumaterialien. Farne sind äußerst schön; manche sind baumartig. Der Ackerbau der Insel ist trotz seines primitiven Charakters ganz zweckmässig. Von den 500000 Acres der Liukiu-Insel ist mindest ein Achtel bebaut. Der ungefähre Ertrag ist 200000 Scheffel Reis, 50000 Scheffel Weizen, wozu noch der Ertrag von 35000 Acres süßer Kartoffeln, 200 000 Acres Zuckerrohr und eine beträchtliche Anzahl Acres Bohnen, Taro und anderer Pflanzen kommen. Die Instrumente sind einfach, werden aber geschickt gebraucht. Die Zuckermühle besteht aus drei Zylindern aus hartem Holz, die in einem hölzernen Rahmen aufrechtstehen. Sie haben etwa einen Fuß im Durchmesser und stehen in einer Reihe. Der mittlere Zylinder hat eine hölzerne Achse, die durch den Rahmen durchgeht und am andern Ende einen gebogenen Hebel trägt. Er trägt gleichfalls eine Reihe Zähne aus Hartholz, die in entsprechende Löcher der beiden andern Zylinder eingreifen. Ein einziger Ochse oder ein Pferd genügt, um die Mühle in Bewegung zu setzen; das Tier beschreibt dabei einen Kreis von ungefähr 30 Fuß im Durchmesser. Das Zuckerrohr kommt zuerst zwischen den rechten und den mittleren Zylinder, dann packt es der Arbeiter und schiebt es zwischen den mittleren und linken, wo es vollkommen zermalmt wird. Der Saft fließt durch Rinnen in eine Vertiefung. Er wird dann in eisernen Pfannen gekocht. Es ist schwer zu sagen,

wozu der viele Zucker dient; denn ihre gewöhnlichen Getränke, den Tee, trinken die Eingeborenen ohne Zucker. Er wird wahrscheinlich für die höheren Klassen gebraucht, die sehr gerne süße Speisen und Konfekt essen; oder er geht nach Japan als Exportware oder als Tribut. Das gewöhnliche Volk scheint keinen zu besitzen, denn einer der Dolmetscher bat die Amerikaner um etwas Zucker. Das ausgepreßte Rohr wird getrocknet und als Brennmaterial benutzt. Man hat auch Getreidemühlen. Diese besitzen sehr gute Steine und werden mit der Hand betrieben. Das Mehl wird zwar nicht gesiebt, gibt aber gutes Brot. Die Kornbehälter sind gewöhnlich aus geflochtenem Rohr oder aus Holz, quadratisch und nach oben weiter werdend. Die Basis ruht auf Steinpfosten; zugedeckt wird das Ganze mit einem Reisstrohdach. Sie sind gut gelüftet und vor allen Kornfeinden, besonders den Ratten, gut geschützt. Mancher dieser Kornbehälter faßt 500 Scheffel; sie stehen zu mehreren — oft bis zu zwanzig — beisammen und scheinen Eigentum der Regierung zu sein.

Die Bevölkerung von Großliukiu muß etwa 150000 bis 200000 betragen, denn es hat zwei große Städte, Napha und Shui und außerdem ungefähr 36 Orte, jeder mit etwa 6000 Einwohnern. Die Insel scheint von zwei verschiedenen Rassen, den Japanern und den Liukiuern bewohnt zu sein. Beide haben übrigens gemeinsamen Ursprung. Einige Beobachter haben die Vermutung ausgesprochen, daß die Liukiuer den Tagalen der Philippinen, Marianen und anderer pazifischer Inseln am nächsten verwandt wären, die ihrerseits malaiischen Ursprungs sind. Es existiert jedoch keine Verwandtschaft zwischen dem Liukiu, dem Malaiischen und dem Tagalischen, und die somatischen Eigentümlichkeiten der erwähnten Völker sprechen nicht zugunsten eines gemeinsamen Ursprungs. Man hat auch geglaubt, die Leute von Liukiu wären ursprünglich Kolonisten aus Südasien gewesen, weil man Reste eines indischen Kultus gefunden hat. Es ist nicht leicht zu

174

entscheiden, ob diese Reste dem Kultus einer früheren Rasse angehörten, oder ob sie dem früheren, jetzt durch den Buddhismus verdrängten Kultus der jetzigen Bewohner zuzuschreiben sind. Dr. Fahs neigt der Ansicht zu, daß der indische Kultus direkt von indischen Missionären eingeführt wurde oder durch Handelsbeziehungen, wie solche zwischen den Nationen des Ostens von jeher existierten.

Japaner und Liukiuleute sind etwas voneinander verschieden; die letzteren sind etwas weibischer und weniger intelligent, aber dies kann von ihrem einfachen Leben auf einer weltfernen Insel, wo die Natur freigebig ist und die Bedürfnisse gering sind, herrühren. Doch gleichen sie sich so sehr, daß es schwierig ist, nicht einen gemeinsamen Ursprung anzunehmen. Sie haben beide dieselbe Statur und sehr ähnliche Züge. Der Kopf ist bei beiden oval, in der Form dem europäischen ähnlich; die Stirne ist hoch, das Gesicht oval und der Ausdruck mild und liebenswürdig; die Augen sind lang und lebhaft, besonders bei den Japanern; die Iris ist bei beiden dunkelbraun oder schwarz, die Wimpern lang und die Brauen ziemlich schwer und gebogen. Selten nur sieht man die lange Form der inneren Canthus des Auges und zwar bei beiden. Die Nase ist gewöhnlich gut gebildet und gut proportioniert; die Nasenwurzel ist nicht eingedrückt wie bei Chinesen und Malaien, und die Nüstern sind nicht so breit. Die Jochbogen ragen nicht sehr stark hervor; infolgedessen ist das Gesicht nicht so viereckig wie bei anderen Rassen des Ostens. Der Mund ist ziemlich groß, die Zähne sind breit, weiß und stark; das Kinn ist gut gemodelt. Eines unterscheidet Japaner und Liukiuer sehr deutlich von Malaien und Chinesen: sie haben nämlich starke schwarze Bärte, während bei letzteren der Bart sich nie ordentlich entwickelt. Was den übrigen Körper betrifft, so gleichen sich darin Japaner und Lutschuaner sehr stark<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Die gleiche Ansicht, daß die Sprache der Liukiu nur eine Abart der japanischen sei, vertritt auch Basil Hall Chamberlain,

Oben ist schon gesprochen worden von dem starken Bart, der Japaner und Liukiuer von Chinesen und Malaien unterscheidet<sup>1)</sup>. Die jungen Lutschuaner haben fast immer einen reichen pechschwarzen Bart, der im Alter weiß wie Schnee wird. Die oberen Klassen lassen den Bart sehr lang wachsen und pflegen ihn sorgfältig; die untern müssen ihn nach dem Gesetz abschneiden. Man trägt auch den Schnurrbart, doch wird er selten stark. Das Haar ist gewöhnlich tiefschwarz und man läßt es in langen Locken hinten und auf den Seiten wachsen, während es in der Mitte ausrasiert wird. Es wird geölt und in einem Knoten auf die kahle, rasierte Stelle gelegt, wo es je nach dem Range des Trägers mit Messing-, Silber- oder Goldnadeln festgesteckt wird.

Die Lutschuaner sind gewöhnlich gut proportioniert, sie haben eine breite, gut entwickelte Brust, enge Hüften und schlanken Hals und Taille. Krüppelhafte Menschen sind selten in Liukiu. Die Tracht ist hübsch und graziös, dem Klima angemessen; ihre wallenden Linien sind besonders den alten Leuten angemessen, die mit ihren weißen Bärten ganz patriarchalisch aussehen. Die Tracht besteht aus einer losen Robe mit weiten Ärmeln; sie geht bis zu den Knien und wird um die Taille mit einem Seiden- oder Grastuchgürtel zusammengehalten, an den die unvermeidliche Tasche für Pfeife und Tabak befestigt wird. Die Kopfbedeckung der oberen Klassen, hachee machee genannt, ist zylindrisch und scheint aus zwei Streifen, die in Achterform sich kreuzen, verfertigt zu sein. Die

---

der der Welt das Hauptwerk über Grammatik und den Wortschatz des Lutschuanischen geschenkt hat. Chamberlain hat jedoch lediglich die Mundart der Hauptstadt Napha studiert, die naturgemäß durch die große japanische Beamtenschaft stark beeinflusst worden ist. In der Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen, 1901, habe ich neue Liukiu-Mundarten mitgeteilt und habe dabei den Nachweis zu erbringen gesucht, daß ein beträchtlicher Teil der Inselfsprache auf malaische und melanesische Ursprünge zurückgeht.

<sup>1)</sup> v. Bälz stellte Liukiuer und die haarigen Ainu zusammen.

arbeitende Klasse geht immer barfuß; die besseren Klassen tragen weiße Strümpfe und Sandalen, die mit einem zwischen großer und nächster Zehe durchgehenden Band festgehalten werden. Die Bauern tragen auch keine Kopfbedeckung und sind mit einem Baumwollhemd oder einem einfachen Tuch um die Lenden bekleidet.

Die Frauen, besonders die der höheren Klassen, leben so zurückgezogen, daß es dem Fremden schwer wird, Näheres über sie zu erfahren. Sie sind gewöhnlich klein und nichts weniger als hübsch; ihre Gesichter sind viereckiger und ihre Nasen eingedrückter als die der Männer. Einige dinstinguierte Damen werden als erträglich hübsch und von heller Hautfarbe geschildert. Die Frauen tragen sich fast wie die Männer, doch haben sie keine Gürtel, und das Haar, das nicht rasiert wird, wird mehr nach vorne und nach der Seite in einen Knoten gebunden. Das Weib hat nicht den sozialen Rang, den es haben sollte; es wird immer wenig rücksichtsvoll behandelt und ist mehr Sklavin oder Gegenstand als etwas anderes.

Die Lutschuaner sind unter sich und Fremden gegenüber sehr höflich. Zur Begrüßung schlagen sie die Hände zusammen, verbeugen sich mit großem Ernst sehr tief und heben dann die Hände zur Stirne empor; bewundern muß man, wie sie dabei ihr Gleichgewicht behalten. Die gewöhnliche Verbeugung, die schon das Maximum an Rückengeschmeidigkeit darzustellen scheint, wird noch von der gegenüber Höhergestellten üblichen übertroffen; dann beugt sich der höfliche Lutschuaner so tief, daß er den Boden berührt.

Sie gehören zu den intelligentesten Ostasiaten, werden aber von ihren Herrschern in Unwissenheit gelassen. Die oberen Klassen sind mit der chinesischen Wissenschaft vertraut; Literaten und andere Gelehrte, besonders Ärzte, werden zur Vollendung ihrer Studien nach China gesandt.

Der Haupterwerbszweig ist Ackerbau; sie haben auch einen kleinen Handel mit China und Japan, wohin sie

jährlich einige Dschunken mit Stoffen und Lebensmitteln schicken, wofür sie andere Produkte eintauschen. Sie scheinen keine Münzen zu prägen, kennen aber, entgegen ihrer Versicherung, das Geld, besonders die chinesischen, Cash genannten Münzen. Sie bringen wenig hervor: einen nicht besonders feinen Zucker, Salz geringerer Qualität, große Mulden, Sakee (Reisbranntwein), Baumwollen- und Graszeuge grober Qualität, geringe Lackwaren, Töpfe, Haarnadeln, Dschunken, Ackerbaugeräte und einige sonstige Artikel für ihren eigenen, beschränkten Bedarf.

In höheren Künsten haben sie keine besondere Fortschritte gemacht; sie versuchen sich jedoch in Malerei und Bildhauerei, besonders in letzterer; sie machen die grob geschnitzten Götterbilder ihrer Gräber und Tempel. Weiter vorgeschritten sind sie in der Architektur. Die Ruinen in den nördlichen und südlichen Teilen des Landes, der Palast in Shui, die Brücken, Viadukte und Straßen im Lande zeugen von bedeutendem Geschick. Die Bögen und das massive Mauerwerk der Festungen beweisen das Vorhandensein von artistischen Fähigkeiten sowohl als von gewerblichem Geschick. Ihre Häuser sind alle aus Holz gebaut, mit Ziegeln gedeckt und von Bambusverandas umgeben; sie stehen innerhalb hoher Korallenmauern. Die Hütten der Bauern tragen gewöhnlich ein Strohdach und sind entweder mit Korallenmauern oder mit Bambuszäunen eingefriedigt, d. h. das ganze Anwesen, Wohnhaus, Schweinestall, Hühnersteige u. a. ist innerhalb des Zaunes. Die Möbel sind einfachster Art: dicke Matten, auf denen man mit gekreuzten Beinen sitzt, einige Stühle, ein Tisch und ein Teekessel mit den dazugehörigen Tassen. Die Nahrung ist einfach, meist Reis und süße Kartoffeln. Fleisch wird von den untersten Klassen selten gegessen und wenn, dann Schweinefleisch. Die höheren Klassen haben eine bessere Küche. Eine große Menge Suppen, süße Speisen und verschiedene Gemüse sind die Hauptelemente der feinen Küche in Liukiu. — Man arbeitet sehr viel. Sie haben gewisse Feiertage an religiösen und

178

nationalen Festen. Von ihren Unterhaltungen und Spielen konnte wenig in Erfahrung gebracht werden; aus dem Vorhandensein gewisser ebener, hübsch mit Fichten eingefasster Plätze ist jedoch zu schließen, daß sie Rennen, Ringkämpfe oder andere athletische Übungen kennen. Auf den Märkten findet man oft große, mit hellfarbigen Fäden verzierte Bälle, die wohl zu einem Spiel ähnlich unserem Fußball dienen.

In seinem interessanten, aber nicht sehr authentischen Bericht über die Liukiu konstatiert Kapitän Basil Hall, daß sie den Krieg nicht kennen. Als er Napoleon auf St. Helena seine Reiseerfahrungen mitteilte, soll dieser ausgerufen haben: „Keinen Krieg! Nicht möglich!“ Halls Behauptung scheint dadurch bestätigt zu werden, daß keine Waffen vorhanden sind, nicht einmal die einfachsten wie Bogen und Pfeil. Doch weisen die Ruinen von Festungswerken und die Verteidigungsmauern von Shui darauf hin, daß die Insel nicht immer Frieden genoß, und japanische Chroniken sprechen von äußern und innern Kriegen der Liukiuer.

Die Regierungsform scheint ein absoluter Despotismus zu sein mit einer der japanischen ähnlichen Verwaltung. Liukiu zahlt an Japan Tribut. Der gegenwärtige König soll ein Kind von ungefähr 11 Jahren sein, der unter der unmittelbaren Aufsicht seiner Mutter steht; die Regierung ist während seiner Minorität einer Regentschaft, bestehend aus einem Regenten und drei Beamten (Pechings = Schatzmeister genannt) anvertraut. Da die Regierung die Fremden in absoluter Unwissenheit über diese Dinge lassen will, wozu sie sich eventuell jeder Art von Trug bedient, so ist es schwierig, etwas Genaueres und Vollständiges über die betreffenden Verhältnisse zu erfahren. Es ist sogar fraglich, ob wirklich ein junger König existiert, denn seit dem Besuch Basil Halls vor ungefähr 40 Jahren bis zu dem des Kommodore Perry ist immer dieselbe Geschichte von der Minorität des regierenden Königs erzählt worden, und wenn dieser nicht die Gabe

der ewigen Jugend besitzt oder ein junger, minorener König dem andern auf dem Thron gefolgt ist, ist es schwierig, die Erzählungen der verschiedenen Reisenden in Einklang zu bringen. — Die Gelehrten bilden wie in China und in Japan die regierende Klasse; hier wie dort bereiten sie sich für die offiziellen Stellungen durch das Studium der Klassiker, des Konfuzius und Mencius vor. Die jungen Leute der oberen Klassen werden gewöhnlich zur Ausbildung nach China geschickt. Die fremdenfeindliche Politik Japans war auch die von Liukiu bis zur Ankunft des Kommodore Perry. Ein Spionagesystem beherrscht die ganze Regierung von den obersten bis zu den untersten Stellen. Viele der Höhergestellten scheinen nichts anderes zu tun zu haben, als jedes Wort und jede Bewegung im Volke zu überwachen; sie bilden eine beträchtliche Körperschaft von Nichtstuern, die vom Schweiß der hart arbeitenden unteren Klassen leben. Man sagt, das Land sei vor vielen Jahrhunderten<sup>1)</sup> von einem japanischen Fürsten von Satsuma erobert worden und seinem Nachfolger noch tributpflichtig; außerdem hat Liukiu noch schwerzuerstehende Beziehungen zu China.

Die Religion ist, wie schon erwähnt, der Buddhismus mit einer Beimischung lokalen Aberglaubens. Es gibt nicht viele Tempel und die vorhandenen ziehen keine sehr große oder sehr fromme Gemeinde an sich. Wie in China und Japan scheint auch hier im allgemeinen Skeptizismus oder eine allgemeine Gleichgültigkeit der Religion gegenüber zu existieren, besonders unter den Gelehrten. Die Priester werden indessen respektvoller behandelt als anderswo, obwohl sie wie elende chinesische Bettler herumlaufen mit ihren rasierten Köpfen und verschimmelten Kleidern.

Sehr verehrt werden die Toten, die man in sitzender Stellung in die Särge bringt. Sie werden in gut gebauten Steingrüften oder in Gräbern in den Abhängen der Hügel

---

<sup>1)</sup> Gegen 1200.

beigesetzt. Freunde und Verwandte sowie eine Menge Frauen in langen, weißen, die Gesichter verhüllenden Schleiern begleiten die Toten zur letzten Ruhestätte. Nach 7 Jahren werden die Gebeine in steinerne Vasen getan, die dann auf Bretter in den Gräften zu stehen kommen. Die Armen legen die Reste ihrer Toten in irdene Töpfe und stellen diese in Felsspalten, wo man oft solche zerbrochene Töpfe finden kann. Zu gewissen Zeiten besuchen Freunde und Verwandte die Begräbnisplätze ihrer Angehörigen und legen Opfer darauf nieder. Beim Begräbnis Reicher werden gebratene Schweine und andere Lebensmittel geopfert; man läßt sie eine kurze Zeit am Grabe und verteilt sie dann unter die Armen. — —

Die Zwecke des Kommodore in bezug auf die Insel waren so ziemlich erreicht. Das Gebäude für die Kohlenstation war gebaut, der Tempel für die Aufnahme von Kranken oder derjenigen Personen aus dem Geschwader gesichert, deren Aufgabe einen längeren Aufenthalt an Land forderte und das Nötige für das Geschwader beschafft. Nach einigem Zögern nahmen die Behörden Geld für das Gelieferte an, und mit ihrer wachsenden Bereitwilligkeit zu kaufen stellten sich auch höhere Preise ein. Der freundschaftliche Verkehr mit den Amerikanern war den Eingeborenen unzweifelhaft von Vorteil gewesen. Man hatte Behörden und Eingeborene mit aller nur möglichen Rücksicht behandelt, und beide hatten allmählich ihre anfängliche Reserve beiseite gesetzt. Es war gewiß keine zu kühne Hoffnung in Anbetracht der günstigen Beziehungen zwischen den Amerikanern und den Liukiuern und in Anbetracht der Tyrannei, welche die herrschende Klasse auf das Volk ausübte, zu denken, daß dieses mit Freuden eine politische Veränderung begrüßen würde, durch welche es von Japan unabhängig würde. Die Liukiuer hätten den Amerikanern gewiß noch demonstrativer ihre freundschaftlichen Gefühle bewiesen, wären nicht zahlreiche japanische Agenten und Spione beständig da gewesen.

Der Kommodore, der in Napha noch mit den Behörden in Unterhandlung stand, hielt es für rätlich, einige der Segelschiffe des Geschwaders im voraus in die Jeddobucht zu schicken und dann mit seinen Dampfern nachzukommen. Er hoffte so, zu gleicher Zeit mit den Seglern in Japan zu sein. Demgemäß segelte Kapitän Abbot am 1. Februar mit den Schiffen Macedonia, Vandalia, Lexington und Southampton ab. Der Kommodore stach am 7. mit den Dampfern Susquehanna, Powhattan und Mississippi in See. Das Vorratschiff Supply sollte am nächsten Tage nach Shanghai gehen, dort Kohlen und Vieh laden und nach der Jeddobucht abgehen.

\*\*\*

## 14. Kapitel

### Besuch der Bucht von Jeddo. Zusammenkunft mit Prinz Hayashi

Vor der Abreise von Napha hatte Kommodore Perry eine Mitteilung des Generalgouverneurs von Holländisch-Indien erhalten mit der Nachricht vom Tode des Kaisers von Japan, kurze Zeit nachdem dieser den Brief des amerikanischen Präsidenten erhalten hatte. Die japanische Regierung, so lautete die Mitteilung, hatte den holländischen Gouverneur gebeten, die Tatsache vom Tode des Kaisers der amerikanischen Regierung mitzuteilen, weil dieses Ereignis nach japanischem Recht und Gesetz gewisse Trauerzeremonien und Vorbereitungen für die Thronfolge nötig machte und also der Brief des Präsidenten für den Augenblick nicht berücksichtigt werden könne. Die japanischen Behörden hatten deshalb den Vorsteher der holländischen Faktorei in Nasagaki wiederholt gebeten, dem amerikanischen Geschwader den Wunsch auszudrücken, es möge nicht in die Bucht von Jeddo zurückkehren, weil seine

Anwesenheit Unruhen hervorrufen könnte. Der Kommodore beantwortete die Mitteilung des Generalgouverneurs von Holländisch-Indien mit der üblichen Beileidsäußerung über den Tod des Kaisers und fügte hinzu, er hoffe, die gegenwärtigen Herrscher von Japan verstünden die Absichten des Präsidenten der Vereinigten Staaten gut genug, um freundschaftlichen Beziehungen zwischen der amerikanischen und der japanischen Nation keine Hindernisse zu bereiten.

Der Kommodore hatte zuvor von den Offizieren des russischen Geschwaders vom Tode des Kaisers von Japan erfahren und daß man ihnen gegenüber ähnliche Gründe wie die im Briefe des holländischen Generalgouverneurs aufgeführten vorgebracht habe, um zu erklären, warum man auf den Brief des russischen Kaisers keine Antwort gebe. Der Kommodore glaubte zuerst, da man ihm während seiner ersten Anwesenheit in der Bucht von Jeddo nichts von der Krankheit des Kaisers von Japan gesagt hatte, es sei die Nachricht von seinem Tode nur eine List, um die Verhandlungen mit den Amerikanern zu obstruieren. Und selbst wenn man zugäbe, daß der Kaiser wirklich tot wäre (was sich später als Tatsache herausstellte) schien doch kein zwingender Grund vorhanden zu sein, um die öffentlichen Angelegenheiten zu vernachlässigen. Die chinesischen Gesetze erlegen den Erstgeborenen der oberen Klassen die Pflicht auf, sieben Wochen nach dem Tode des Kaisers sich aller Vergnügungen und Geschäfte zu enthalten, aber der Thronfolger übernimmt sofort die Staatsgeschäfte und die öffentlichen Angelegenheiten werden ohne Unterbrechung weitergeführt. Der Kommodore setzte voraus, daß es in Japan ähnlich wäre, weil keines der Bücher über dieses Land etwas anderes erwähnt.

Es ist hier der Platz, den Zweck der amerikanischen Mission zu erklären. Der Kommodore hatte von der japanischen Regierung Erklärungen zu fordern über die Behandlung amerikanischer Bürger, die durch einen Unfall

an die japanische Küste geworfen worden waren, und ihr zu verstehen zu geben, daß die Vereinigten Staaten solches Vorgehen nicht länger dulden würden; er sollte ferner die Eröffnung eines oder mehrerer japanischer Häfen für den amerikanischen Handel erreichen und, wenn möglich, einen Vertrag mit Japan auf gerechter Basis erlangen; wäre dies letztere nicht möglich, so wenigstens günstige Bedingungen für den Handel. Es herrschte natürlich Ungewißheit über den Ausgang der Mission in dieser Hinsicht, und der Kommodore war entschlossen, alles was in seiner Macht lag zu tun, um das zu erlangen, was die Vereinigten Staaten mit Recht fordern durften. Er glaubte mit keinen besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen zu haben, um angemessene Erklärungen und Entschuldigungen zu bekommen, sowie das Versprechen, daß künftighin Fremde, die in die Hand der Japaner fielen, gut behandelt werden und daß Walfischfänger in japanischen Häfen freundliche Aufnahme und die Möglichkeit, das Nötige zu bekommen, finden würden. Solche Resultate allein würden genügen, um den Vereinigten Staaten die Kosten der ganzen Expedition zu vergüten. Was die Erreichung der anderen Ziele anlangt, so wurde sie bezweifelt, es sei denn, daß Gewalt angewendet würde. Eine solche Alternative wäre jedoch nur dann in Betracht gekommen, wenn die Japaner sich irgendeinen offenen Akt der Unfreundlichkeit zuschulden kommen lassen würden. Der Kommodore war zwar überzeugt davon, daß die amerikanischen Forderungen bezüglich der besseren Behandlung amerikanischer Bürger erfüllt werden würden, hatte aber doch seine Maßregeln getroffen: er wollte im Falle der Weigerung Japans, in Verhandlungen zu treten oder Amerika einen Hafen für seine Kriegsschiffe und Walfischfänger zu öffnen, Groß-Liukiu, das ja von Japan abhing, unter amerikanischen Schutz nehmen. Das sollte, wenn nötig, auf Grund der Reklamation wegen amerikanischen Bürgern angetaner Unbill erfolgen. Vor der Abreise von Napha hatte der Kommodore infolge-

184

dessen eine Proklamation erlassen des Inhalts, daß er angesichts einer zwischen Japan und den Vereinigten Staaten schwebenden Frage und um die gerechten Ansprüche der letzteren wahrzunehmen, Groß-Liukiu in beschränkte Verwaltung (limited authority) nehme und deshalb 2 Maaten und ungefähr 15 Mann zur Beaufsichtigung des Amerika gehörigen Gutes und Wahrnehmung anderer Interessen hinterlasse. Es war dies eine bloße Vorsichtsmaßregel, die teils durch die ränkevolle Politik der Japaner provoziert war, teils durch die Wahrscheinlichkeit, daß England, Rußland oder Frankreich in ihrem Eifer, Amerika zuvorkommen, Liukiu besetzen und damit ihre Interessen in Japan mächtig fördern könnten. Der Kommodore hatte nicht die Absicht, Liukiu zu nehmen oder es als ein von Amerika erobertes und diesem gehöriges Territorium zu betrachten, noch die Behörden oder Einwohner in irgendeiner Weise zu belästigen, noch irgendwelche Gewalt zu brauchen, ausgenommen den Fall einer Selbstverteidigung. Es war in der Tat nicht zu befürchten, daß irgendwelche Gewalttat begangen würde, weil Amerika schon den nötigen Einfluß in Liukiu ausübte.

Die Saratoga wurde von Shanghai schon einige Tage vor der Abfahrt des Kommodore von Napha erwartet, und da sie nicht angekommen war, glaubte man sie auf offenem Meere zu treffen. Aus diesem Grunde nahmen die Dampfer ihren Kurs westwärts, um die Saratoga abzufangen. Kaum hatten sie den Hafen verlassen, als sie ein Segelschiff sichteten, das auch das langerwartete Schiff war. Kapitän Walker, der Kommandant der Saratoga, kam an Bord der Susquehanna und empfing Order, direkt nach der Jeddobucht zu segeln.

Die Fahrt der Dampfer bis zu den Inseln am Eingang der Jeddobucht war angenehm und nicht lang. Man passierte die Nordgruppe der Liukiu-Kette, nämlich die Inseln Oho-sima<sup>1)</sup> (chinesisch ta-tao), Tok-sima, Patona-

---

<sup>1)</sup> Oshima.

sima und Kikai-sima. Die Position einiger Punkte an der Westküste von Oho-sima und die der kleinen Inseln, welche Kapitän Guerin von der französischen Korvette Sabine Kleopatrain Inseln genannt hatte, wurde bestimmt. Der Kommodore erinnerte sich auch daran, daß er vom Marinesekretär die Order bekommen hatte, eine Frage bezüglich der Entdeckung Oho-simas durch Glynn, Kommandant des Preble, im Februar 1846 aufzuhellen. Dieser Order wurde stattgegeben und eine diesbezügliche Mitteilung aufgesetzt. Die Insel, die Glynn südöstlich vom Preble im Juni 1849 gesehen und von der er in seinem Brief an Kommodore Jones vom 21. Februar 1850 als von einer neuentdeckten gesprochen hatte, ist in den japanischen Karten unter dem Namen Oho-sima verzeichnet. Die kleinen Inseln, die zu gleicher Zeit entdeckt worden sein sollen und nordnordwestlich lagen, waren 1846 von Kapitän Guerin, Kommandant der Sabine, untersucht und „Kleopatrain Inseln“ benannt worden. Diese sowohl als andere in der unmittelbaren Nähe von Oho-sima wurden von mehreren amerikanischen Schiffen auf ihrer Reise am 8. Februar 1854 gesichtet, Skizzen davon gemacht und ihre Lage gepeilt. Oho-sima ist die Hauptinsel der Gruppe, die man die nördliche Gruppe der Liukiu-Kette nennen kann, welche mit der Mijakosima und anderen Inseln sich von einem Punkt in der Nähe des Nordendes Formosa bis Kiusiu, dem südwestlichsten Punkt von Japan erstreckt. Die drei Gruppen Mijako-sima, Groß-Liukiu oder Okinawa-sima und Oho-sima sollten die mittleren, südlichen und nördlichen Liukiu Inseln genannt werden, da die Zentralregierung in Shui auf der Insel Groß-Liukiu sich befindet. Man weiß wenig über das Volk und die Regierung dieser Inseln, aber es wird vermutet, daß sie alle Liukiu<sup>1)</sup> und dem Kaiserreich Japan, möglicherweise dem Fürsten von Satsuma untertan sind. Dieser bekommt nach Siebold ungefähr 2240000 Gulden oder fast 900000 \$

---

<sup>1)</sup> D. h. Okinawa.

jährlich von den Liukiuiseln. Oho-sima hat an Umfang fast 150 engl. Meilen und gleicht mit seinen Bergen und grünen Tälern Groß-Liukiu sehr stark<sup>1)</sup>. Es soll stark bevölkert und mit Städten, Dörfern und bequemen Häfen versehen sein. Es ist überraschend, daß es bisher von keinem christlichen Reisenden besucht worden ist.

Die Mijako-sima-Inseln sind mehr als einmal von fremden Schiffen besucht worden und während der japanischen Expedition von der Saratoga, deren Offiziere die Bewohner dieser Inseln als in Sprache<sup>2)</sup>, Sitte und äußerer Erscheinung fast identisch mit den Liukiuern schildern. Die Mijako-sima-Gruppe soll von Beamten regiert werden, die vom König und dem Rat von Groß-Liukiu ernannt und häufig gewechselt werden, wie dies überall in Japan und den von ihm abhängigen Ländern der Fall ist.

Die Kleopatragruppe besteht aus nur zwei Inseln, die nahe beieinanderliegen und klein und unbewohnt sind. Sie sind kegelförmig und augenscheinlich vulkanischer Natur; ihre Krater sind deutlich sichtbar; der eine wurde auf 1650 Fuß geschätzt. Die geographische Lage der gesamten Inselkette scheint eigens für die ungeschickten japanischen Seeleute geschaffen, die in schwachen Schiffen von Insel zu Insel segeln, immer darauf bedacht, auf der Leeseite für den Fall, daß schlechtes Wetter eintritt, einen Hafen zu haben.

Bei der Einfahrt in die Bucht oder besser gesagt in den Golf von Jeddo — die Ausdehnung zwischen Kap Nagatsmo im Westen, Kap Serafama oder Königkap im Osten und Wodawara, Kamakura und Kap Sagami im Norden — trafen die Dampfer auf einen starken Sturm von Norden und Osten. Sie wurden jedoch die Nacht über unter dem Schutze von Oho-sima (d. h. die große Insel) gehalten, wo sie vor der stärksten Wut des Sturmes

---

<sup>1)</sup> Die Berge sind höher, aber weniger gegliedert, weniger dramatisch. Die Sprache ist, soviel ich bei dem Aufenthalt einer Woche herausbekam, viel näher der japanischen.

<sup>2)</sup> Stark abweichend von Okinawa.

geschützt waren. Am Nachmittag waren sie an drei gefährlichen über die Oberfläche der See ragenden, 10—12 Fuß hohen Felsen vorbeigekommen. Das waren vermutlich die Broughtonfelsen der Karten; wenn sie es wirklich waren, so ist ihre Lage auf den Karten sehr schlecht angegeben; waren sie es nicht, so sind sie eben bisher der Aufmerksamkeit europäischer und amerikanischer Seefahrer entgangen. Wenige Schiffe sind ja hier vorbeigekommen, und man kann nicht voraussetzen, daß die unvollkommenen Karten, die nach den mageren Berichten Broughtons, Gorces, Kings und Krusensterns und der paar englischen und amerikanischen Schiffe, die vor einigen Jahren vorbeigekommen sind, hergestellt wurden, auch richtig sein könnten.

Es ist wahr, daß die Japaner Karten haben, aber sie sind auf andere Weise konstruiert als die unseren und wären amerikanischen und europäischen Seefahrern mit ihren großen Schiffen von wenig Nutzen. Die Japaner lassen nie das Land außer Sicht und benützen immer die günstigste Zeit und die günstigsten Winde für längere Reisen. Ihre Dschunken fahren der Küste entlang von Insel zu Insel und segeln selten länger als 24 Stunden ununterbrochen. Die größten hatten nicht mehr als 8 Fuß Tiefgang; sie gehen, wie oben bemerkt, von Hafen zu Hafen und suchen unbedingt Schutz bei Wind oder schlechtem Wetter. Die Lotsen, die jeden Felsen der Küste kennen, brauchen keine Karten und führen ihre Schiffe ziemlich sicher. Jeder Hafen, so klein er auch sei, hat alles Nötige für die Sicherheit; man hat Löcher in die Vorsprünge der Felsen, um die Taue durchzuführen, errichtet Pfeiler und Pfosten u. dergl.

Am Morgen des 12. Februar wurde das Wetter besser. Die Konturen des Landes wurden wiedererkannt, aber die Landschaft sah anders aus, war doch die Jahreszeit eine andere. Der Gipfel des Fuji-yama war sichtbar wie früher, aber er war jetzt in Schnee gekleidet. Das reiche Grün ringsumher war dunkel und verwelkt. Die Hügel

zeigten kein sommerliches Grün mehr, sie waren kahl und öde, und die Berge in der Ferne trugen ihre Schneekappen. Es war kalt und stürmisch. Als die Dampfer sich dem Lande näherten, wurden in der Nähe zwei vor Anker liegende Schiffe gesichtet, die sich dann als der *Macedonian* und die *Vandalia* erwiesen. Letztere hatte ein Signal gebläht, daß ersterer aufgelaufen war. Es stellte sich bald heraus, daß Kapitän Abbot am vorigen Tag die Einzackung in der Küste, wo sein Schiff aufgerannt war, für den Eingang nach Uruga und Jeddo gehalten hatte. Darum war er auf Felsen geraten, die natürlich nicht auf der Karte waren, über die er verfügte. Diese war nichts anderes als eine Kopie der Sieboldschen, die bei dem ersten Besuch in der Jeddobucht nach einem Exemplar der japanischen Behörden kopiert worden war. Kapitän Abbot griff zu dem gewöhnlichen Mittel, um sein Schiff wieder flott zu bekommen; er machte die Geschütze zum Überbordwerfen fertig und warf auch verschiedene Artikel in die See. Kommandant Pope von der *Vandalia* ging vor Anker und schickte ihm seine Leute zu Hilfe. Die Ankunft Perrys mit seinen drei Dampfern stellte sofort werktätige Hilfe in Aussicht. Kapitän Lee vom *Mississippi* erhielt den Befehl, zum *Macedonian* so nahe als möglich hinzufahren und ihn mit Hilfe von Tauen wegzuschleppen. Er entledigte sich dieser Aufgabe mit gewohnter Schnelligkeit und Geschick, und noch vor Abend war der *Macedonian* an einen sicheren Ankerplatz geschleppt. Auch die anderen Schiffe, zu denen sich im Laufe des Nachmittags der *Lexington* gesellt hatte, gingen vor Anker. Im Laufe der Nacht legte ein Boot beim Flaggschiff des Kapitäns an; es kam von der *Southampton* — Kommandierender Leutnant Boyle — welches Schiff am Tage zuvor den amerikanischen Ankerplatz in der Jeddobucht erreicht hatte. — Leutnant Boyle war von den japanischen Behörden informiert worden, daß in der Höhe von Kama-kura zwei Schiffe angekommen waren, deren eines festsaß; er hatte sofort die Schaluppe seines Schiffes

mit zwei Offizieren und der nötigen Besatzung zur Hilfe abgesandt. — Die Freundlichkeit der Japaner den Amerikanern gegenüber hatte sich in dem Anerbieten gezeigt, dem Macedonian zu helfen. Wie sehr sie um die Interessen und das Eigentum ihrer Besucher besorgt waren, ging auch daraus hervor, daß sie dem zwanzig Meilen entfernten Geschwader ein hogshead<sup>1)</sup> Kohle schickten, das beim Versuche, das Schiff wieder flott zu bekommen, über Bord geworfen und dann an die Küste gespült worden war.

Am nächsten Morgen (13. Februar) fuhr das ganze Geschwader, nachdem der Macedonian seiner gefährlichen Lage entrissen worden war, die Jeddobucht aufwärts, die Schiffe Lexington, Vandalia und Macedonian im Schlepptau der Susquehanna, des Powhattan und des Mississippi. Die steilen Küsten von Sagami erhoben sich blaß in den Winterhimmel, während in der Ferne schneebedeckte Gipfel den Horizont begrenzten und eine Wolke nach der andern die Spitze des Fuji-yama bedeckte. Etwa zwölf Meilen weit von den Schiffen dehnte sich auf der andern Seite die Küste von Awa. Überall lagen Dörfer und Städte, die jetzt im Vergleich zum Sommer traurig und öde aussahen, obwohl das hinter ihnen aufsteigende Hochland sie in seinen Schutz zu nehmen schien. Vorne lag die Stadt Goriama und gegenüber ragte das Vorgebirge von Uraga mit seinen harmlosen Forts in die See hinaus. Als die Schiffe sich der Stadt näherten, kam eine Menge Regierungsboote, gerudert von athletisch gebauten Leuten, um dem Geschwader wie bei dem früheren Besuch den Weg abzuschneiden. Den japanischen Beamten jedoch, die sich von ihren Plätzen in der Mitte der Boote erhoben hatten, wurde bedeutet, sich fernzuhalten, und das fremde Geschwader fuhr majestätisch weiter, ohne eine Linie von seinem Kurs abzuweichen und ohne seine Schnelligkeit zu vermindern, bis es um 3 Uhr nachmittags am

---

<sup>1)</sup> 286 Liter.

13. Februar seinen Ankerplatz erreichte. Die Regierungsboote waren weit hinten geblieben, aber sie ruderten frisch los im Kielwasser der amerikanischen Schiffe. — Der Ort, an welchem die drei Dampfer und die vier Schiffe, einschließlich die Southampton, der dem Geschwader vorausgefahren war, ankerten, war beim ersten Besuch „Amerikanischer Ankerplatz“ genannt worden. Er befindet sich in der Bucht, die zwischen zwei, ungefähr zwölf Meilen voneinander entfernten Vorsprüngen der Küste auf der Westseite der Jeddobucht sich befindet. Die Stadt Uraga ist davon etwa 12, die Stadt Jeddo etwa 20 Meilen entfernt. Die Insel, die auf den Namen Perrys getauft worden war und im Sommer einen so lieblichen Anblick darbot, lag jetzt nackt da; durch die laublosen Äste ihrer Bäume konnte man das Fort deutlich sehen.

Kaum hatte das Geschwader seine Anker ausgeworfen, als zwei der Gouvernementsboote sich an die Seite der Susquehanna legten. Die japanischen Beamten baten um die Erlaubnis, an Bord kommen zu dürfen, aber da der Kommodore die Kajüte des Kapitäns auf den Powhattan hatte verlegen lassen und er kraft seiner zurückhaltenden Politik den Japanern gegenüber diese untergeordneten Beamten nicht empfangen wollte, so gab er dem Kapitän Adams den Befehl, letztere auf dem Powhattan zu empfangen. Kapitän Adams, der von dem Kommodore die präzise Instruktion erhalten hatte, alles anzuhören, was die Japaner sagten, ihnen aber keine unnötige Information zu geben und nichts zu versprechen, ging in Begleitung der Dolmetscher Williams und Portmann, sowie des Sekretärs des Kommodore Perry, an Bord des Powhattan. Die Regierungsboote folgten und die japanische Deputation wurde auf dem erwähnten Schiff empfangen. Sie bestand aus einem höhern Würdenträger, der sich als Kura-kawakahie vorstellen ließ, zwei Dolmetschern und drei Leuten in grauen Roben, die einen ausgezeichneten Gebrauch von ihren Augen zu machen schienen und metske dwantinger genannt wurden, was wörtlich „Kreuzäugige“ bedeutet,

oder solche, die überall hinschauen — also eigentlich „Spione“. Sie wurden in die Kabine geleitet, wo sie den Zweck ihres Besuches auseinandersetzen. Zuvor hatte man sich gesprächsweise nach Iezaiman erkundigt, dem Gouverneur von Uruga, der beim ersten Besuch des Geschwaders einen so hervorragenden Anteil an den Verhandlungen genommen hatte, und erfahren, daß er gegenwärtig unwohl sei, aber wahrscheinlich dem Kommodore bald seine Aufwartung machen würde. Die Japaner erkundigten sich auch nach Zahl und Namen der Schiffe. Nach den üblichen endlosen Komplimenten gaben die Japaner zu verstehen, daß es ihre Aufgabe sei, den Kommodore zu veranlassen, nach Uruga zurückzukehren, wo zwei hohe japanische Beamte warteten und wohin noch mehrere kommen würden, um im Auftrag des Kaisers mit den Amerikanern zu konferieren. Kapitän Adams antwortete, daß der Kommodore nicht nach Uruga gehen würde, und auf die Bemerkung der Japaner, daß der Kaiser Uruga als Ort der Zusammenkunft bezeichnet habe und daß diese also nirgends anderswo stattfinden könne, antwortete Adams, der Kommodore sei bereit, die Abgesandten des Kaisers an der Küste gegenüber dem Ankerplatz zu treffen; wenn aber die japanische Regierung nicht darin einwilligen würde, sähe sich der Kommodore gezwungen, die Bucht hinaufzufahren, wenn nötig, bis nach Jeddo. Diese Verhandlungen wurden in einer sehr höflichen und freundlichen Weise geführt; nach Erledigung der Geschäfte wurden den Japanern Erfrischungen serviert, und sie nahmen an dem allgemeinen Gespräch teil. Hierauf verabschiedeten sie sich, und obwohl das resolute Auftreten der Amerikaner großen Eindruck auf sie gemacht hatten, so trugen sie doch ihre gewöhnliche Höflichkeit und Munterkeit zur Schau.

Am folgenden Tage kamen die Japaner wieder und wurden wie zuvor von Kapitän Adams empfangen. Sie versicherten die Amerikaner von neuem der freundschaftlichen Gefühle von Seite des Kaisers, der, wie sie sagten,

192

den Befehl gegeben hatte, die fremden Gäste mit der größten Zuvorkommenheit zu behandeln. Die Abgesandten, erklärten sie, würden den Kommodore in einigen Tagen in Kamakura empfangen. Da zuvor Uraga als Ort der Zusammenkunft bezeichnet worden war, frug Adams, einigermaßen überrascht, woher der schnelle Wechsel käme. Die Japaner antworteten in ihrer gewöhnlichen Manier, ohne die geringste Erregung der Überraschung sich anmerken zu lassen, daß der Kaiser beide Orte genannt habe; wenn die Amerikaner mit dem einen nicht zufrieden wären, könnte die Zusammenkunft an andern stattfinden. Kamakura liegt in der äußeren Jeddobucht, ungefähr 20 Meilen unterhalb Uraga, nahe der Stelle, wo der Macedonian aufgelaufen war. Da der Kommodore sich bei dieser Gelegenheit überzeugen konnte, daß es absurd wäre, die Schiffe dorthin zu dirigieren und er überdies irgendeine List der Japaner argwöhnte, ließ er diesen durch Kapitän Adams antworten, daß es ihm unmöglich sei, nach Kamakura zu gehen. Die Japaner schlugen hierauf dem Kapitän Adams vor, er solle nach Uraga gehen und dort mit den Gesandten des Kaisers über den Ort der Zusammenkunft konferieren. Adams antwortete, er müsse erst die Instruktionen des Kommodore abwarten. Um diese einzuholen, wurde der Sekretär des letzteren auf die Susquehanna geschickt, von wo er bald mit der Antwort zurückkam, daß der Kommodore weder nach Uraga gehen noch irgendeinem seiner Offiziere die Erlaubnis dazu geben würde, daß aber Kapitän Adams die japanischen Würdenträger an der Küste in der Nähe des Ankerplatzes treffen könne, um über den Ort der Zusammenkunft zu konferieren.

Trotz der Deutlichkeit der Antwort, die Portman auf Holländisch dem Dolmetscher Tatsnoske übermittelte, worauf dieser sie seinen Vorgesetzten weitergab, bestanden die Japaner doch auf ihrem ersten Vorschlag. Um der Sache ein Ende zu machen, verlangte Kapitän Adams, sie sollten ihre Gründe gegen die Abhaltung der

Konferenz an der Küste schriftlich niederlegen. Die Japaner willigten ein unter der Bedingung, daß Kapitän Adams eine von ihnen zu stellende Frage gleichfalls schriftlich beantworten werde. Als dies zugestanden wurde, konferierte Toksuro, der zweite Dolmetscher, einen Augenblick mit seinen Vorgesetzten und schrieb dann auf Holländisch folgende Frage nieder: „Warum wollt ihr nicht die Antwort auf den Brief des Präsidenten, der doch in Gorahama bei Uraga übergeben wurde, nicht an demselben Orte in Empfang nehmen?“ Kapitän Adams antwortete, er kenne nicht genau alle Gründe des Kommodore, wisse aber, daß der hauptsächlichste der wäre, daß der Ankergrund dort sehr schlecht sei. — Die Japaner schienen einigermaßen verlegen, als fürchteten sie eine feindliche Haltung seitens der Amerikaner. Sie fragten auch, ob diese dieselben freundschaftlichen Gefühle hegten wie die japanische Regierung. Adams tat alles, was in seiner Macht stand, um die Japaner zu überzeugen, daß die Amerikaner nur den Wunsch hätten, mit Japan in Friede und Freundschaft zu leben, und daß der Hauptgrund ihrer Weigerung die Furcht wäre, das Leben der Offiziere und Mannschaften und die Sicherheit der Schiffe an einem Platz wie Uraga in Gefahr zu bringen. Die Japaner wiederholten mehrere Male, daß ein hoher Beamter kommen werde, um alles zu arrangieren; dies könne aber erst in einigen Tagen geschehen. Als vorgeschlagen wurde, er solle dann an Bord kommen, erklärten die Japaner, dies sei unmöglich; Kapitän Adams meinte dann, der Kommodore würde nach Jeddo gehen, da es Gewohnheit sei, alle wichtigen öffentlichen Geschäfte in der Hauptstadt abzuwickeln, worauf die Japaner riefen: „Nein, ihr könnt nicht in Jeddo empfangen werden.“ Die Japaner verlangten nun, es solle den Booten des Geschwaders das Landen und das Auskundschaften des Hafens verboten werden; sie erhielten die Antwort, daß dies zwar nicht versprochen werden könne, daß aber der Kommodore von der Bitte verständigt werden würde. Nach

der üblichen Bewirtung — Tee, Wein, Kuchen und Zigarren — an der die Japaner immer gern teilnahmen, und nach dem üblichen Austausch von Höflichkeiten nahmen sie Abschied, indem sie bemerkten, es würde fünf oder sechs Tage brauchen, ehe sie von dem hohen Beamten Auskunft über den Platz der Konferenz erhalten könnten.

Am Tage nach der Ankunft war eine Forschungskommission unter Leutnant Maury zusammengesetzt worden, die auch gleich ihre Operationen begann. Die Japaner versuchten nicht, die Arbeiten der Kommission zu unterbrechen, verfolgten sie aber mit eifersüchtiger Angst. Der Kommodore aber, dem die Wichtigkeit der Erforschung der Bucht völlig bewußt war, war entschlossen, keine Gelegenheit, eine vollständige Kenntnis derselben zu erlangen, unbenützt zu lassen. Die Boote der Kommission arbeiteten also Tag für Tag und die Proteste der Japaner wurden zwar höflich angehört, aber auch immer in dem Sinne beantwortet, daß der Kommodore entschlossen sei, das zu verfolgen, was er als besonders wesentlich für die Erfüllung seiner Aufgabe betrachte. Es war jetzt der 14. Februar, ein Tag, der im Logbuch als kalt und windig bezeichnet steht, aber auch als klar. Das Land den Schiffen gegenüber, die Vorgebirge nördlich und südlich zeigten eine klare Winterlandschaft, und die Aussicht konnte über einen Kreis von vielen Meilen ausgedehnt werden bis zu den Schneegipfeln der Berge im Hintergrund.

Obwohl die Japaner erklärt hatten, es würde noch mehrere Tage dauern, bis sie eine Antwort bringen könnten, kamen sie doch früh am Morgen des 15. Februar an Bord des Powhattan. Kommodore Perry war seit seiner Ankunft ernsthaft unwohl, wovon die Japaner gehört hatten, und nun waren sie gekommen, um sich nach der Gesundheit des „Admirals<sup>1)</sup>“ zu erkundigen.

---

<sup>1)</sup> So nannten sie den Kommodore immer.

Sie sagten auch, sie hätten Order, ihre Boote in der Nähe zu halten, falls die Amerikaner etwas brauchten. Sie erboten sich, Holz, Wasser oder sonstiges zu bringen; es wurde ihnen geantwortet, daß man im Augenblick nichts brauche, daß man aber in einigen Tagen Fische, Eier und Gemüse nötig haben und dafür bezahlen würde. Die Japaner antworteten, daß sie nicht auf Bezahlung rechneten; sie böten Geschenke an und hätten kein Recht, Bezahlung zu fordern. Sie schienen zu befürchten, daß einige der Boote landen könnten, wurden aber in dieser Beziehung durch die Versicherung, daß den Booten das Landen verboten sei, beruhigt. Im Laufe des Gesprächs spielte Kapitän Adams auf das Gerücht vom Tode des Kaisers an, drückte sich aber nicht sehr deutlich aus, weil er an der Wahrheit des Gerüchtes zweifelte. Er sagte nur, er habe gehört, ein sehr hoher Würdenträger sei gestorben; ob dies wahr sei? — Die Japaner antworteten: „Ja, ein sehr hochgestellter Mann starb neulich.“ — Kapitän Adams: „Welches war sein Rang?“ — „Ein Fürst.“ — So war es sehr schwer, die Wahrheit zu erfahren, denn die Antworten der Japaner waren immer ausweichend und indirekt, selbst wenn es sich um die einfachsten Tatsachen handelte.

Die Japaner wiederholten ihre Besuche Tag für Tag, wobei sie ihr Kommen mit den allerkindlichsten Gründen entschuldigten. Bald erkundigten sie sich umständlich nach der Gesundheit des Kommodore und brachten Bonbons und Konfekt für ihn, bald boten sie Nahrungsmittel an, bald sprachen sie von der möglichen Landung der Amerikaner. Einmal brachten sie sogar Uniformknöpfe, die in ihre Boote geworfen worden waren, unter den größten Zeremonien zurück. Immer aber erkundigten sie sich, ob die Schiffe nach Uraga gehen würden, trotzdem dies ebensooft verneint wurde. Bei ihrem Besuch am 18. Februar teilten sie mit, daß der hohe Würdenträger in Uraga angekommen sei und daß sie den Kommodore bäten, ihn dort aufzusuchen. Sie erhielten zur Antwort,

196

daß dies unmöglich wäre, und Kapitän Adams händigte ihnen folgendes Schreiben des Kommodore ein:

„U. S. Dampf-Fregatte Powhattan.

Amer. Ankerplatz, Jedobucht, 18. Februar 1854.

Der Kommodore erwartet, in Jedo empfangen zu werden, wie dies dem internationalen Gebrauch entspricht.

In Anbetracht des Umfangs und des Wertes unserer Schiffe kann er nicht nach Uraga zurückkehren, noch länger an diesem Orte weilen, sondern wird die Bucht aufwärts in der Richtung nach Jedo gehen, wo die Schiffe sicherer sind.

Wenn der große Mann (Hauptkommissär) einen Beamten entsprechenden Rangs bezeichnen will, der mit Kapitän Adams an der Küste, nahe dem jetzigen Ankerplatz über Zeit und Ort eines Interviews mit dem Kommodore konferieren soll, so muß er uns dies bis Dienstag mittag wissen lassen.

Der Kommodore wird sich ein Vergnügen daraus machen, ein Schiff zur Verfügung des großen Mannes zu stellen, um ihn an den Ort des Interviews und, wenn er es wünscht, nach Uraga zurückzubringen.

Der Beamte, der mit Kapitän Adams sich besprechen soll, soll ein Dokument zur Bestätigung seiner Mission mitbringen, und es muß jemand Kapitän Adams zum Orte der Zusammenkunft geleiten.“

Die Japaner empfangen das Schriftstück und nahmen es mit sich, augenscheinlich um sich darüber mit höheren Beamten zu besprechen. Als sie aufbrachen, frugen sie, ob der Kommodore durch Vermittlung der Holländer in Nagasaki einen Brief bekommen hätte, den ihm die japanische Regierung voriges Jahr geschickt habe. Kapitän Adams antwortete, er habe kein Recht, über die Sache zu sprechen. Hierauf gingen die Japaner fort.

An diesem Tage (18. Februar) überführte der Kommodore seine Flagge auf den Powhattan. Die Boote, die den Hafen aufnahmen, waren mehr in der Richtung nach Jeddo hin beschäftigt. Der Southampton begleitete sie, um ihnen die Arbeit zu erleichtern und Zeit zu sparen. Die Leute konnten jetzt nämlich, statt abends eine große Strecke bis zum Geschwader zurückzulegen, die Nacht an Bord der Southampton zubringen.

Am Sonntag, 19. Februar, kamen die Japaner wie

gewöhnlich zum Powhattan. Es wurde ihnen gesagt, daß heute zwar Ruhetag wäre, daß man sie aber anhören wolle in Anbetracht des langen Weges und des schlechten Wetters, das sie nicht gescheut hätten, um zu kommen. Sie hatten eine große Menge Gemüse, Orangen, Geflügel, Eier und Konfekt gebracht, was sie dem Kommodore, nach dessen Gesundheit sie sich erkundigten, anboten. Das Geschenk wurde unter der Bedingung, daß man ihnen Gegengeschenke machen dürfe, angenommen und man bot ihnen Schiffsbrot und eine Büchse Tee an. Die Japaner sagten, da sie nur Eßwaren gegeben hätten, dürften sie auch nur ebensolche annehmen. Auf die Frage, ob der Vorschlag des Kommodore an der entsprechenden Stelle vorgelegt worden sei, antworteten sie in bejahendem Sinne; der betreffende Würdenträger wolle in Uraga über den Brief des Präsidenten konferieren. Die Einwendungen des Kommodore gegen Uraga wurden von neuem vorgebracht, aber die Japaner antworteten nur, daß der Kaiser diesen Platz gewählt habe. Kapitän Adams erklärte, daß wenn der Kommodore bis Dienstag mittag keine günstige Antwort bekäme, er „wisse, was er zu tun habe“. Die Japaner aber antworteten von neuem, daß der Kaiser bestimmt habe, das Interview solle in Uraga stattfinden. Am folgenden Tage kamen sie wieder zu Besuch und brachten Austern als Geschenk. Sie hatten auch eine an den Kommodore adressierte Mitteilung bei sich, die Holländisch und Japanisch geschrieben war und die Instruktionen der Kommissäre enthielt. Sie lautete folgendermaßen:

„Wir sind laut Order des Kaisers gezwungen, den Abgesandten des Präsidenten der Vereinigten Staaten entweder in Kamakura oder in Uraga zu empfangen. Inzwischen werden wir von den Handelsbeziehungen sprechen und dem Einfluß, den diese auf die Wohlfahrt der japanischen und der amerikanischen Nation ausüben müssen. Dies ist die reine Wahrheit.“

Der Kommodore ließ darauf antworten:

„Aus schon früher dargelegten Gründen kann der Kommodore nicht nach Uraga zurückkehren. Seine Instruktion lautet

dahin, daß er die Antwort des Kaisers auf den Brief des Präsidenten in Jedo zu empfangen habe.“

Nachdem die Japaner die Antwort gelesen hatten, besprachen sie sich und gaben die Versicherung ab, daß sie sie dem Kommissar mitteilen würden. Kapitän Adams teilte ihnen seinerseits mit, daß er den Befehl habe, am nächsten Tage nach Uraga zu gehen und den Kommissar persönlich vom Inhalt der eben gelesenen Mitteilung zu informieren, worauf sich die Japaner erkundigten, ob Kapitän Adams von sehr vielen Leuten begleitet sein werde. Als ihnen gesagt wurde, daß nur einige Offiziere mitkämen, waren sie augenscheinlich sehr beruhigt und versprachen, ein Boot zu schicken und alles zur Aufnahme der Offiziere bereitzuhalten. Es wurde ihnen auch gesagt, daß am Mittwoch aus Anlaß des Geburtstages Washingtons Salutschüsse abgefeuert würden. Sie schienen den Namen Washingtons gut zu kennen und baten um die Erlaubnis, an der Feier teilnehmen und das Salutschießen sehen zu dürfen. Natürlich wurden sie dazu sogar höflichst eingeladen; die Bitte, ihre Gattinnen mitzubringen, entlockte ihnen aber nur ein Lächeln, es sei das ein sehr lustiger, aber nicht zu realisierender Spaß.

Am Dienstag, 21. Februar, kam ein japanisches Boot. Die Beamten, die an Bord kamen, erklärten, daß sie Kapitän Adams nach Uraga begleiten würden. Sie wurden eingeladen, an Bord der *Vandalia* zu kommen, die augenblicklich absegelte und die Bucht hinunterfuhr. Kapitän Adams hatte eine Mitteilung des Kommodore an die japanischen Behörden bei sich. Es war ruhiges Wetter an diesem Morgen, aber kurz vor Uraga wurde die *Vandalia* durch einen starken Südwestwind gehindert, den Hafen anzulaufen, und gezwungen, an der Rubiconspitze<sup>1)</sup> zu ankern. Das war der Grund, warum Kapitän Adams

---

<sup>1)</sup> So vom Kommodore genannt, weil hier die Boote der Buchtaufnahme beim ersten Besuch der Jedobucht trotz einigen Widerstandes von seiten der Japaner doch ihre Arbeiten fortsetzten.

erst am folgenden Tage landen konnte. Da dies der Geburtstag Washingtons war, feuerte die Vandalia mittags ihre Salutschüsse ab. Während der Salve verließ Kapitän Adams das Schiff in Begleitung von etwa 20 Offizieren und landete in Uraga, wo sie von einer zahlreichen Gesellschaft empfangen und zu einem hölzernen, anscheinend ganz neuen Pavillon geleitet wurden. Kapitän Adams und sein Gefolge wurden in eine große, etwa 50 Fuß lange und 40 Fuß breite Halle geführt. Am Boden lagen feine Matten; einige Schritte von den Wänden waren lange Bänke aufgestellt, die mit etwas wie rotem Filz bedeckt waren, und vor diesen standen mit Seidenkrepp behangene Tische. Die Amerikaner wurden gebeten, links — bei den Japanern die Ehrenseite — Platz zu nehmen. Kaum war dies geschehen, als der japanische Prinz in Begleitung zweier hoher Würdenträger eintrat. Der Gouverneur von Uraga, die Dolmetscher und verschiedene japanische Unterbeamte knieten sofort nieder und neigten ihre Köpfe zu Boden. Der Prinz und seine Begleiter setzten sich zur Rechten, den Amerikanern gegenüber, worauf ein halbes Hundert Soldaten eintraten und hinter den dreien, im Raum zwischen der Bank und der Wand, niederknieten.

Der Prinz wandte sich nun zuerst an Kapitän Adams; er stand auf und drückte seine Befriedigung aus, ihn zu sehen. Seine Dolmetscher übersetzten die japanische Rede ins Holländische, Portmann ins Englische. Dann begann die eigentliche Audienz, die von beiden Seiten in freundschaftlichem Tone geführt wurde. Kapitän Adams sagte zuerst, es sei ganz evident, daß Uraga nicht der richtige Ort für seine Schiffe sei, weil die Reede so exponiert sei. Die Japaner erwiderten, der Kaiser habe befohlen, den Admiral dort zu empfangen und ihm dort die Antwort auf den Brief des Präsidenten zu übergeben. Kapitän Adams ließ dieses Gesprächsthema für den Augenblick fallen und übergab dem Prinzen seine Karte, indem er zugleich um die des Prinzen bat. Er erhielt zur Ant-

200

wort, er werde sie gleich bekommen. Dann zog sich der Prinz nach eingeholter Erlaubnis auf einige Minuten zurück. Es wurde Tee in kleinen hübschen chinesischen Tassen herumgereicht und es folgte ein allgemeines Gespräch, im Verlaufe dessen die Japaner sich nach den Namen der Offiziere erkundigten und diese fragten, ob sie mit Uraga als Übergabeort der Antwort zufrieden wären. Dieser Gegenstand beschäftigte sie augenscheinlich im hohem Maße, da sie es eben vermeiden wollten, daß das Geschwader nach Jeddo käme. Man antwortete ihnen, Kapitän Adams habe ein diesbezügliches Schreiben des Kommodore, und es sei unmöglich, das Geschwader zu einer solchen Jahreszeit auf eine so wenig geschützte Reede wie die von Uraga zu führen.

Nun kam auch der Prinz wieder zurück, dessen Karte Adams übergeben wurde. Sie lautete: Hayashi Daigaku-no-kami, d. h. Hayashi, Prinz (Fürst) von Daigaku. Kapitän Adams übergab dann den Brief des Kommodore dem Prinzen. Er fügte hinzu, es sei diesem letzteren ganz unmöglich, nach Uraga zu kommen, er sei aber gerne bereit, einen seiner Dampfer zu schicken, um den Prinzen nach einem Ort in der Nähe des amerikanischen Ankerplatzes zu bringen. Der Prinz und seine beiden Gefährten zogen sich nun zurück, um über den Brief des Kommodore zu beraten. Man trug Erfrischungen auf, bestehend aus Tee, Kuchen, Obst und Saki. Das Gespräch drehte sich dabei um gleichgültige Dinge, wie das Gebäude, in dem man den Kommodore empfangen wollte, die Tiefe des Hafens und anderes. Die Japaner erklärten, der Hafen von Uraga sei ganz sicher, und baten Kapitän Adams, ihn zu untersuchen, um sich davon zu überzeugen; sie suchten ihn auch immer wieder zu überreden, den Kommodore dazu zu veranlassen, daß er nach Uraga komme; im Falle er dies täte, könnte der ganze Vertrag vor Abend abgemacht werden. Kapitän Adams sagte aber, er wolle den Kommodore davon benachrichtigen, als die Unterhaltung durch das Erscheinen der drei

Würdenträger unterbrochen wurde. Sie erklärten, den Brief des Kommodore sorgfältig drei- oder viermal gelesen zu haben, aber keine Antwort geben zu können, da sie zuerst die vom Kaiser nach Uruga abgesandten Würdenträger konsultieren müßten. Dies könne in drei Tagen geschehen sein. Kapitän Adams gab sich Mühe, ihnen zu verstehen zu geben, daß die Sache Eile habe, da das Wetter schlecht und das Schiff in Gefahr sei und da Kommodore Perry einen seiner Dampfer nach Amerika schicken wolle, um über den Fortgang der Verhandlungen zu berichten und die Aussendung anderer Schiffe zu verhindern. Damit war die Konferenz zu Ende; der Prinz verneigte sich höflich und zog sich zurück.

Da das Wetter sehr stürmisch war und das Meer sehr unruhig, verschoben die Amerikaner ihre Rückkehr auf die *Vandalia* und benützten die freie Zeit zu einem Spaziergang in der Nachbarschaft. Von der Stadt und ihren Einwohnern war leider nicht viel zu sehen, weil der Platz, auf dem die Audienzhalle stand, mit Leinwandschirmen von ungefähr 8 Fuß Höhe umstellt worden war. In kurzer Entfernung waren jedoch Mengen von Männern, Frauen und Kindern zu sehen, die die Amerikaner begafften. Als der Sturm sich ein wenig gelegt hatte, kehrten die Amerikaner zu ihrem Schiff zurück, nachdem ihnen nach japanischem Brauch die Überbleibsel ihrer Erfrischungen in Paketchen zugesteckt worden waren. Einige kehrten mittels der Boote der *Vandalia* zurück, andere nahmen die Einladung der Japaner an und benützten japanische. Die Überlegenheit der japanischen Bootkonstruktion erwies sich dabei glänzend: wer an Bord japanischer Boote war, kam trocken an, während die andern naß bis auf die Haut waren. Der Gebrauch von Heckrudern (*sculls*) statt gewöhnlicher mag diesen Vorteil der japanischen Boote erklären, obwohl es auch teilweise an ihrer Konstruktion liegt. Das Heckruder kommt nie aus dem Wasser, während das gewöhnliche bei Wind die Insassen über und über bespritzt.

Am folgenden Morgen, 23. Februar, lag die *Vandalia* noch vor Uraga, als unser alter Bekannter, Iezaiman, der Gouverneur von Uraga, seine Aufwartung machte. Man wird sich erinnern, daß dies der Beamte ist, der bei dem ersten Besuch des Geschwaders in der Bucht von Jeddo eine so hervorragende Rolle spielte. Seine bisherige Abwesenheit hatte ziemliches Erstaunen hervorgerufen, und es war befürchtet worden, daß sein früheres Betragen von der Regierung mißbilligt worden, daß er in Ungnade gefallen oder zum Harakiri<sup>1)</sup> gezwungen worden war. Er erklärte aber seine lange Abwesenheit mit Krankheit und der Fülle der Geschäfte. Er drückte seine Freude über das Wiedersehen aus und zeigte sich als derselbe höfliche, umgängliche Mann wie früher. Iezaiman erklärte den Zweck seines Besuches durch Vorweisung eines Briefes von ihm selbst, in welchem er — wahrscheinlich trotz seiner gegenseitigen Behauptung im Einverständnis mit der Regierung — wiederholt die Versicherung gab, der Kaiser sei den Amerikanern freundlich gesinnt, und Kapitän Adams bat, all seinen Einfluß bei Kommodore Perry aufzubieten, um diesen zu veranlassen, Uraga als Treffpunkt zu wählen. Alles dies wurde dem Kommodore natürlich mitgeteilt, zugleich aber betont, daß dieser wahrscheinlich bei seinem ersten Beschluß beharren werde. Iezaiman versicherte noch, daß die Antwort der Bevollmächtigten auf den Brief des Kommodore am nächsten Tage gebracht werden würde, und nahm dann Abschied. In Übereinstimmung damit brachten die Japaner auch die besagte Antwort am Morgen des 24. Februar und wiederholten ihre Ansichten über Uraga als Treffpunkt. Die *Vandalia* fuhr ab, war aber noch nicht weit gekommen, als sie die Dampfer und Segelschiffe des Geschwaders bemerkte.

Das kam daher, weil Kommodore Perry wenig Vertrauen auf das Resultat des Besuches von Adams in Uraga

---

1) Selbstmord durch Bauchaufschlitzen.

hätte und deshalb beschloß, sein Geschwader während der Abwesenheit der Vandalia an eine Stelle zu bringen, von der aus Jeddo sichtbar würde, d. h. wenigstens von der Spitze des Hauptmastes aus. Es war auch der Stadt so nahe gerückt, daß er die Glocken nachts deutlich hören konnte. Als Vorsichtsmaßregel war angeordnet worden, daß die mit der Buchtaufnahme beschäftigten Boote immer vor dem Geschwader sondierten, und als die Vandalia in Sicht kam, standen diese auch weiter gegen Jeddo zu. Am Morgen des 25. Februar kam eines der Boote der Vandalia, während das Geschwader in der Höhe von Kanagawa lag, zum Flaggschiff, und Kapitän Adams brachte dem Kommodore folgenden Brief:

„An den Admiral M. C. Perry.

Die Unterzeichneten, Gesandte des Kaisers von Japan, haben den Brief des Lordadmiral gelesen und verstanden und erlauben sich folgendes zu bemerken.

Der Lordadmiral hat ein Recht, nach Jeddo zu gehen, um dort nach dem in Amerika und Europa geltenden Recht empfangen zu werden. Nach japanischer Sitte sind Abgesandte abgeschickt und ein Gebäude errichtet worden, um die Abgesandten eines fremden Landes freundlich und würdig zu empfangen.

Der Kaiser hat uns nach Uruga geschickt, um dort den Admiral mit den größten Ehren zu empfangen und an diesem Orte ein Interview mit ihm zu pflegen ohne Rücksicht auf die Gebräuche fremder Länder.

Wir wünschen gut verstanden zu werden: wir wünschen, daß der Admiral nach Uruga komme, wo er eine Zusammenkunft mit uns in dem erwähnten Gebäude haben soll, und wir wären dem Admiral dankbar, wenn er sich dem Befehl des Kaisers und unserm eigenen Wunsche fügte.

Unsere besten Wünsche für die Gesundheit des Admirals.  
Den 27. Siogoots<sup>1)</sup> 1854.

Hagashi Daigaku-no-Kami.“

Dem Kapitän Adams folgte bald Keyama Iezaiman, der Gouverneur von Uruga, der als Grund seines Besuches angab, er wolle die Antwort des Kommodore auf den eben angeführten Brief abholen; es sollte sich aber

<sup>1)</sup> = shigats, 4. Monat.

bald herausstellen, daß er einen andern Grund hatte. Er frug zuerst, ob der Kommodore noch immer entschlossen sei, nicht nach Uraga zu gehen, und als ihm dies bestätigt wurde, bot er Vorräte an. Man sagte ihm, man könne Holz und Wasser brauchen. Man würde das gerne liefern, sagte Iezaiman, aber man könne es bloß in Uraga haben. Es wurde ihm bedeutet, daß es gleichgültig wäre, woher Holz und Wasser kämen, daß man aber nicht nach Uraga ginge, und wenn man keines von den Japanern bekäme, man sich an der Küste schon selbst das Nötige holen würde. Als Iezaiman bemerkte, daß des Kommodore Entschluß unabänderlich feststand, gab er seine bisherige Haltung auf, wohl weil er fürchtete, die Amerikaner könnten weiter gegen Jeddo vorrücken, und schlug einen Punkt in der Nähe von Yoku-hama, in dessen Nähe die Schiffe ankerten, vor.

Die Gründe dessen, was man die Verstocktheit Perrys nennen könnte, sind am besten in seinen eigenen Worten auszuführen :

„Ich war überzeugt, daß das geringste Nachgeben meinerseits von den Japanern als ein Vorteil betrachtet werden würde und wenn ich einmal nur meine Absicht ändere, so würden sie in den meisten andern Dingen der Unterhandlungen eine Verschleppung versuchen; deshalb schien es mir die einzig mögliche Politik, nicht von meiner Absicht abzuweichen und eher den Vorwurf der Starrköpfigkeit auf mich zu nehmen als den der Nachgiebigkeit. Ich wußte, daß der Ton der ferneren Verhandlungen von dem Eindruck abhängen würde, den sie zuerst von mir bekommen würden; in der Folge wird es sich zeigen, daß ich recht hatte. In der Tat benutzte ich während meiner Unterhandlungen mit diesem sehr scharfsinnigen und ränkevollen Volke die ausgebreitete Kenntnis im Umgang mit Leuten fremder, barbarischer und zivilisierter Länder, und diese Kenntnis legte mir nahe, mit Leuten, die der Form eine so große Bedeutung zu messen, entweder ganz unzeremoniell zu verfahren oder noch viel zeremoniöser und umständlicher als sie (to out-Herod Herod in assumed personal consequence and ostentation).

Ich habe die beiden Extreme versucht — großen Pomp sehen lassen, wenn dies möglich war, und jeden Pomp vermieden, wenn er mir im Widerspruch mit unseren Institutionen

schien; ich habe auch nie, bei keiner Gelegenheit, persönliche Überlegenheit anerkannt, indem ich die japanischen Beamten, so hoch auch ihr Rang sein mochte, immer als meinesgleichen behandelte; aus politischen Rücksichten, und um meiner Position mehr Bedeutung zu verleihen, habe ich mich immer von den Subalternbeamten ferngehalten, indem ich die Leute wissen ließ, daß ich nur mit den Prinzen des Kaiserreichs verkehren würde. Bis jetzt ist meine Politik über meine Erwartungen gelungen.

Man wird mir wahrscheinlich Arroganz vorwerfen, weil ich gegen das Urteil all derer um mich den Ort der Konferenz nicht wechseln wollte und damit vier Prinzen zwang, dem Geschwader zu folgen, und die Regierung, die Mühe und Kosten der Erbauung eines andern Empfangsgebäudes auf sich zu nehmen; aber ich habe damit nur eine reiflich überlegte Politik verfolgt.“

Der Kommodore erklärte sich mit dem letzten Vorschlag der Japaner einverstanden, vorausgesetzt daß seine Offiziere den gewählten Ort für günstig erachteten. Die Kapitäne Buchanan und Adams, die denselben in Gesellschaft Iezaimans besuchten, urteilten günstig darüber. Die Lage war gut, nicht weit von Jeddo, der Ankerplatz sicher und nicht weiter als eine Meile von der Küste. Der Kommandant beschloß deshalb, diesen Platz als Ort der Konferenz anzunehmen, und machte dem Prinzen Hayashi von diesem Beschluß Mitteilung.

Die Sondierboote waren während dieser Verhandlungen beständig beschäftigt. Sobald der Kommodore seinen Entschluß betreffs der Konferenz bekannt gemacht hatte, kehrten sie mit der Meldung zurück, sie hätten in der Nähe von Jeddo — vier oder fünf Meilen davon — 6 Faden Tiefe gefunden. Die große Nähe des Geschwaders an der Hauptstadt war wahrscheinlich der Grund dafür, daß die Japaner ihre Politik so schnell änderten; sie fürchteten augenscheinlich, der Kommodore könne seine Absicht, nach Jeddo zu fahren, verwirklichen, wenn sie auf ihrer Forderung beständen.

Die Japaner machten sich sofort an den Bau eines hölzernen Pavillons für die Konferenz. Die Boote wurden ausgesandt, um den Ankerplatz zu untersuchen. Als sie

mit günstigem Bericht zurückkamen, ließ der Kommodore die sämtlichen Schiffe in einer Linie dort auffahren, so daß sie mit ihren Geschützen etwa 5 Meilen Küste bestreichen konnten. Buchanan und Adams fuhren bald darauf ans Land, um den Fortgang des Pavillonbaues zu beobachten und den Japanern über die Konstruktion der Landungsbrücke Anordnungen zu geben. Iezaiman, der am 3. März an Bord des Powhattan kam, spielte denn auch mit einiger Ängstlichkeit darauf an, es könnte allenfalls durch die Besuche der Amerikaner an Land zwischen diesen und den Japanern zu Meinungsverschiedenheiten kommen. Er beruhigte sich sofort, als ihm mitgeteilt wurde, welchen Zweck der Besuch der beiden Offiziere gehabt hatte, und daß die Mannschaft nicht ans Land gehen dürfe. — Kapitän Adams übergab nun dem Gouverneur von Uraga einen Brief, den ein im Geschwader dienender Japaner, der den Spitznamen Sam Patch trug, an seine Freunde geschrieben hatte. Sam war einer aus der 16 Mann zählenden Mannschaft einer Junke, die durch einen Sturm von der japanischen Küste weggetrieben worden war. Ein amerikanischer Kauffahrer hatte die Leute an Bord genommen und sie nach San Francisco mitgenommen, wo sie auf einem Kutter placiert wurden. Dort blieben sie 12 Monate, bis sie von der amerikanischen Kriegsschaluppe St. Mary nach China mitgenommen wurden, wo sie auf die Susquehanna übertraten. Als dieses Schiff sich dem Geschwader anschloß, zogen sie alle vor, in China zu bleiben, weil sie zu Hause ihr Leben verlieren würden. Nur Sam Patch blieb, der regelrecht geheuert wurde und nun beide Besuche in Japan mitmachte. Als sein Brief Iezaiman übergeben wurde, versprach dieser, den Brief an seine Adresse zu befördern, war aber sehr erstaunt darüber, daß ein Japaner sich in amerikanischen Diensten befand, und drückte den Wunsch aus, den Mann sehen zu dürfen, was ihm auch in Aussicht gestellt wurde.

Iezaiman und seine Dolmetscher, unter denen ein

neuer war, Moryama Yenoske genannt, der von einem in Japan gefangen gehaltenen amerikanischen Matrosen etwas Englisch gelernt hatte, kamen täglich an Bord. Das Gebäude an der Küste und die Fortschritte, die es täglich machte, waren natürlich Gegenstand des Gesprächs. Man sprach auch von den kommenden Zeremonien und dem Rang und der Anzahl derer, die an der Konferenz teilnehmen sollten. Iezaiman teilte dem Kommodore auf dessen Wunsch die Namen und Titel der Beamten mit, welche die japanische Regierung bei der Konferenz vertreten mußten. Iezaiman sagte, seine Regierung kenne die Amerikaner jetzt besser und habe vollkommenes Vertrauen in sie, man werde deshalb auch keine Soldaten zu dem Interview in Jokohama schicken, wie dies früher bei Gorahama der Fall war. Daraufhin wurde ihm geantwortet, daß die Wache, die den Kommodore begleiten werde, nur eine Ehrenwache sei. Hierauf folgte eine Unterhaltung über die Vorräte Japans an Kohle und anderm, die wert ist, hier wiedergegeben zu werden:

Iezaiman (darauf anspielend, daß im Briefe des Präsidenten erwähnt war, das Geschwader werde wahrscheinlich Kohlen brauchen): Wieviel braucht Ihr jährlich?

Adams: Es ist ganz unmöglich zu sagen, wieviel. Die Schiffe werden kommen und holen, was sie brauchen. Der Kommodore wird aber über diesen Punkt mit den Bevollmächtigten sprechen.

I.: Wir haben viel Kohle, aber ihr verlangt einen Hafen, wo die Schiffe sie bequem haben können.

A.: Ja, ein Hafen an der Südküste von Nippon wäre am besten. Aber der Kommodore wird das schon besorgen. Wo findet man die beste Kohle?

I.: Die meiste und die beste kommt von Kiusiu. Ich weiß nicht, wieviel es in Nippon gibt; in Sikok<sup>1)</sup> gibt es keine. Was für Lebensmittel braucht Ihr? Wir haben Weizen und Gemüse in Fülle in Nagasaki.

A.: Unsere Schiffe werden nur das verlangen, was Ihr habt.

I.: Unsere hauptsächlichsten Lebensmittel sind: Schweine-

---

<sup>1)</sup> Shikoku („Vierland“), eine der großen Inseln.

fleisch, Rindfleisch, Hammelfleisch, Geflügel und viele Gemüse, aber keine irischen Kartoffeln.<sup>1)</sup>

A.: Habt Ihr den Russen Kohlen gegeben?<sup>2)</sup>

I.: Ja; ein wenig von Zeit zu Zeit. Sie sagen, die Kohle sei sehr gut.

Iezaiman versprach dann eine Probe der Kohle zu bringen, ein Heizmaterial, das von Japanern selten gebraucht wird.

Die Ankunft der Saratoga am 4. März war ein Ereignis für alle. Das Leben verlief so monoton auf den Schiffen, daß wir für jede Zerstreung dankbar waren. Die Saratoga hatte sehr schlechtes Wetter mitgemacht.

Sam Patch wurde den Japanern vorgestellt. Kaum hatte er sie erblickt, als er sich sofort zur Erde warf; er hatte wohl entsetzlich Furcht. So oft hatten ihn seine Kameraden geängstigt mit den Gefahren, denen er bei seiner Rückkehr nach Japan ausgesetzt sei, daß er wohl seine letzte Stunde gekommen glaubte. Adams befahl ihm, aufzustehen, aber er zitterte an allen Gliedern. Man sagte ihm, daß er an Bord eines amerikanischen Kriegsschiffes sei, also in vollkommener Sicherheit. Da es aber unmöglich war, ihn in Gegenwart seiner Landsleute zu beruhigen, wurde er bald entlassen.

Der 8. März war vom Kommodore als der Tag der Konferenz bestimmt worden. Als das Konferenzgebäude fertiggestellt war, kam eine japanische Deputation mit Iezaiman an der Spitze zum Powhattan und frug, ob der Admiral bereit wäre, morgen (am 8. März) ans Land

---

<sup>1)</sup> I. meint in Nagasaki, wo ein gewisser Vorrat solcher Dinge für den Gebrauch der Fremden gehalten wird. Die Japaner selbst brauchen wenig Fleisch.

<sup>2)</sup> Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts sind die Russen zu verschiedenen Malen nach Japan, namentlich nach dem Norden gekommen. Über die älteren Züge berichtet Benyowsky. Vgl. die lehrreiche Zusammenstellung von Siegmund Günther. — Jetzt werden bei Moji gegenüber von Shimonoseki reiche Kohlenfelder abgebaut; auch sind ergiebige Felder in Yesso erschlossen. Die japanischen Kohlen gehen heute bis Singapore.

zu gehen. Man antwortete ihnen, daß er und seine Begleiter bei günstigem Wetter um 12 Uhr das Geschwader verlassen würden. Iezaiman ließ sich in ein Gespräch über die zu beobachtenden Zeremonien ein und frug nach der Zahl und den Namen der Offiziere, um, wie er sagte, Geschenke für sie herzurichten. Als er gefragt wurde, ob der erste japanische Geschäftsträger bei der Konferenz im Range dem Kaiser nahe stünde, bejahte er dies und fügte hinzu, daß statt vier fünf hohe Beamte dem Abgesandten des Kaisers beistehen würden. Dann nahm Iezaiman Abschied.



## 15. Kapitel

### Verhandlungen. Austausch von Geschenken

An der Westküste der Bucht von Jeddo, von da wo diese in den Golf von Jeddo übergeht bis zur Hauptstadt, liegt eine Stadt und ein Dorf am andern. Die einzigen Lücken in diesem fast ununterbrochenen Strich bilden die ins Meer vorspringenden bergigen Teile des Festlandes, die natürlich das Errichten menschlicher Wohnungen verhindern. Alle diese Vorgebirge aber sind mit Batterien versehen, die allerdings schrecklicher aussehen, als sie sind; ihre Kanonen sind kleinkalibrig und ihre Verteidigungswerke schwach. Jokohama ist eines dieser volkreichen Dörfer, und liegt an der Spitze der Bucht, die auf den amerikanischen Karten „Jokohama-Bucht“ heißt. Diese wird gebildet durch den Point Hope im Südosten und die Landstrecke, die nordöstlich von Kanagawa nach Sinagawa geht, einem Vororte Jeddos, wo die nach der Hauptstadt bestimmten Dschunken gewöhnlich ankern. Gegenüber Jokohama war gerade Platz genug, um das Geschwader in Schlachtlinie ankern zu lassen. Eine solche Position hatte der Kommodore seinen 9 Schiffen auch

210

gegeben. — Kanagawa ist eine ziemlich große Stadt; es war die Residenz der japanischen Abgeordneten während der Verhandlungen und wäre vom Kommodore Perry als Konferenzplatz gewählt worden, wenn die Schiffe nahe genug hätten herankommen können.

Das Gebäude, das für die Konferenz gebaut wurde, und das die Amerikaner „Vertragshaus“ taufte, lag an einem ebenen Orte nahe beim Hafen und in unmittelbarer Nähe von Jokohama; es war drei Meilen von Kanagawa, fünf von der südlichen Vorstadt von Jeddo und wahrscheinlich neun von diesem selbst entfernt. Das Vertragshaus war in Eile aus unbemaltem Tannenholz erbaut worden, besaß ein Giebeldach und war ziemlich ausgedehnt, da es einen großen Empfangssaal und mehrere Bureaus und andere Zimmer umfaßte. Auf jeder Seite waren gelbe Leinwandecrans angebracht, die durch schwarze Streifen in Felder geteilt waren. Auf die äußern Mauern des Gebäudes war ein schwarzes Tuch gebreitet, auf dem in heller Farbe sich, wie uns gesagt wurde, das Wappen des dritten Bevollmächtigten, Izawas, des Prinzen von Mimasaki, befand.

Schon früh am Morgen des 8. März ging es an Land lebhaft zu. Die Japaner beeilten sich, den neuen Pavillon zu schmücken. Zu beiden Seiten des Eingangs wurden hohe Stangen errichtet und an diese weiße lange Fahnen mit einem hellroten Streifen in der Mitte befestigt. Auf das Dach kam ein Stab zu stehen, der eine Verzierung trug wie das obere Ende eines Kerzenleuchters und von der eine schwere Seidenquaste herabhing. Das Ganze war von der Außenwelt durch eine Stoffwand abgetrennt. Der Kommodore, der alles vom Schiff aus gesehen hatte, schickte einen Offizier an Land, um fragen zu lassen, was diese Stoffwand bedeute. Es wurde geantwortet, es sei, um frivole Zuschauer abzuhalten und um die Amerikaner zu ehren. Daraufhin ließ der Kommodore die Japaner wissen, wenn die Wand nicht weggenommen werde, gehe er nicht an Land; sie verschwand auch sofort.

Flaggenträger, Musikanten, Speerträger manöverierten am Lande in bunten, hellen Kostümen mit roten Flaggen, Wappen und glänzenden Lanzen. Ungleich Gorahama war hier wenig Militär zu sehen; die wenigen Personen, die soldatenhaft aussahen, gehörten zu der Leibgarde der an der Konferenz teilnehmenden Würdenträger. Aus den umliegenden Dörfern und Städten waren massenhaft Zuschauer angekommen und drängten sich an die um den Konferenzplatz aufgestellten Barrieren.

Bald kam auch ein großes Boot aus der benachbarten Stadt Kanagawa. Es war bemalt und hatte gleich unsern Flußbooten einen offenen Pavillon auf Deck. Von seinen drei Masten hingen Flaggen herab, das offene Deck war mit buntem Tuch und Fähnchen verziert. Die Barke trug die japanischen Bevollmächtigten. Als sie sich der Küste genähert hatten, stiegen diese in Boote und eilten an Land. Eine große Anzahl Schiffe allerart, jedes mit einer Quaste am Vorderteil und einer quadratischen gestreiften Flagge am Heck, belebten die Bucht. Das Wetter war frisch und klar.

Der Kommodore hatte alles vorbereitet, um dieser seiner zweiten Landung den nötigen feierlichen Charakter zu geben. Er hatte Befehl gegeben, daß alle, die von der Arbeit abkommen konnten, im vollen Paradeanzuge wären. Auch hatte er die Musikbanden der drei Dampfer beordert, sowie alle Offiziere und Matrosen, die nicht gerade Dienst hatten.

Um  $\frac{1}{2}$ 12 Uhr verließ die Eskorte, etwa 500 Mann, alle bewaffnet, die Schiffe in 27 Booten und ging unter dem Kommando Buchanans an Land. Als die Eskorte gelandet war, stellte sie sich im Hohlkarree auf, während die Offiziere in einer Gruppe am Aussteigeplatz standen. Die Boote stellten sich links und rechts vom Landungsplatz auf, ihr Vorderteil dem offenen Meere zugekehrt. Der Kommodore verließ nunmehr den Powhattan unter einem Salut von 17 Schüssen. An Land wurde er von den Offizieren empfangen, die Musik spielte auf und die Sol-

212

daten präsentierten das Gewehr. Das Ganze war eine recht martialische und wirkungsvolle Zurschaustellung, die den Japanern wohl imponieren konnte. Eine Gruppe reichkostümierter japanischer Wächter mit Flaggen und Wimpeln war am Eingang des Konferenzhauses aufgestellt. Als der Kommodore mit seinen Offizieren an diesen Wächtern vorbeikam, traten eine große Menge japanischer Beamten aus dem Pavillon heraus und führte die Amerikaner hinein. In diesem Augenblick feuerten die Haubitzen einiger größerer Schiffe einen Salut von 21 Schüssen zu Ehren des Kaisers ab, worauf 17 für Hayashi Daigaku-no-kami folgten und auf dem Powhattan die japanische Flagge gehißt wurde.

Die Konferenzhalle war der in Gorahama ziemlich ähnlich. Dicke Reisstrohmatte bedeckten den Boden, längs der Wände waren lange und breite, mit rotem Tuch beschlagene Sitzbänke aufgestellt und davor standen ebenso beschlagene Tische. Die Fenster bestanden aus geöltem Papier. Kupferne Kessel auf lackierten Holzständern sorgten für eine angenehme Temperatur. Rings an den Wänden waren Draperien angebracht, auf denen Bäume und verschiedene Tiere und Vögel zu sehen waren, besonders Kraniche, deren lange Hälse in allen Stellungen abgebildet waren.

Kaum hatten die Amerikaner links und die Japaner rechts Platz genommen, als die fünf Bevollmächtigten eintraten, worauf sich die untergeordneten japanischen Beamten auf die Knie warfen, in welcher Stellung sie verharrten. Die Bevollmächtigten waren sicherlich sehr erhabenen aussehende Persönlichkeiten, ihre ernstesten, aber höflichen Manieren und ihre reichen wallenden Seidenkleider gaben ihnen ein sehr vorteilhaftes Äußere. Ihr Kostüm bestand aus einem Unterkleid und sehr weiten, aber kurzen Hosen aus Seide; die Beine staken in weißen Socken, die bis über die Knöchel geschnürt waren. Die große Zehe der Socken war getrennt von den andern, dazwischen ging das Sandalenband durch. Über Hosen

und Untergewand trugen sie ein loses Gewand aus gestickter Seide und losen Ärmeln. Dies wurde um die Taille von einer Schärpe zusammengehalten, in welcher die zwei Schwerter staken, die den höheren Beamten auszeichnen. Die drei Prinzen allein trugen eine Art weißer Weste oder Hemd, das auf der Brust sichtbar wurde<sup>1)</sup>. Es ist dies Kleidungsstück ein Zeichen sehr hohen Ranges, das nur Prinzen und die höchsten Würdenträger tragen.

Hayashi Daigaku-no-kami war augenscheinlich der Chef der Abgesandten, denn alles Wichtige wurde ihm mitgeteilt. Er war etwa 55 Jahre alt, gut gewachsen und von ernstem, eher schweigsamem Gesichtsausdruck; doch war sein Blick wohlwollend und seine Manieren sehr fein. Ido, Prinz von Teushima, war ungefähr 50, korpulent und groß. Er hatte einen lebhafteren Gesichtsausdruck als Hayashi. Der dritte und jüngste war der Prinz von Mimasaki, der kaum viel mehr als 40 sein konnte und von den dreien der hübscheste war. Er war sehr fröhlich und hatte den Ruf eines Lothario<sup>2)</sup>. Nach den Dolmetschern war Mimasaki mehr liberaler Ansicht über den Verkehr mit Fremden. Er schien der Liebling der Japaner zu sein, wie er auch der der Amerikaner war. Seine Lebhaftigkeit zeigte sich in seiner Vorliebe für die Musik des Geschwaders. Es war ihm unmöglich, Hände und Füße ruhig zu halten, wenn diese spielte. — Udono, der, obwohl kein Prinz, so doch ein Mann von hoher Stellung war und den Titel Mimbu-Shiyoku (Mitglied der Finanzbehörde) trug, war ein großgewachsener, ziemlich gut aussehender Mann. Nur waren seine Züge zu stark mongolisch. — Der fünfte und letzte der Bevollmächtigten war Matsusaki Michitaro, dessen Rang und Titel wir nicht erfahren konnten. Es ist schwer zu sagen, was er eigentlich bei der Konferenz zu tun hatte; er war

---

1) Man vergleiche die gelbe Weste Li hung tschangs.

2) Lebemannes.

immer anwesend, saß aber abseits von den anderen Bevollmächtigten. Neben ihm kniete ein Schreiber, der beständig etwas notierte, mitunter direkt auf Veranlassung seines Vorgesetzten. Matsusaki war ein etwas zweideutiger, schwer zu verstehender Charakter. Er war früher bei Aufzählung der Bevollmächtigten nicht genannt worden, erst einen oder zwei Tage vor der Konferenz wurde auch sein Name erwähnt. Er war mindestens 60 Jahre alt, groß und mager, hatte ein gelbes, galliges Gesicht und war sehr kurzsichtig, was, da er Anstrengungen machte, besser zu sehen, sein an und für sich schon wenig anziehendes Gesicht gerade nicht verschönte. Moriyama Yenoske war der Hauptdolmetscher, derselbe Mann, der beim Besuche des Kapitän Glynn eine so hervorragende Rolle gespielt hatte.

Sobald die Bevollmächtigten ihre Sitze eingenommen hatten, kniete Yenoske zu Füßen Hayashis nieder und wartete auf dessen Befehle. Die Japaner vergessen nie, welchen Grad von Achtung sie Vorgesetzten schulden. Vom Kaiser bis zum geringsten Untertanen gibt es eine ganze Reihe von Gradabstufungen von Verbeugungen. Der erstere, der niemand über sich hat, beugt sein Knie demütig vor einem heidnischen Idol, und jeder seiner Untertanen hat jemand, vor dem er im Staube kriechen muß. Die Stellung, die man dabei einnimmt, kommt den Japanern sehr leicht vor, ist aber für den daran nicht Gewohnten sehr schwierig und schmerzhaft. Man läßt sich auf die Knie nieder, kreuzt die Füße und dreht die Hacken nach oben, die Waden liegen eng nebeneinander. Manchmal aber hockt man bloß; die Sohlen berühren dabei den Boden und nur die Knie sind gebeugt. Yenoske war sehr erfahren in diesen Künsten, wie auch seine Gehilfen, besonders der Präfekt, Kura-kawa-kahei, einer der untergeordneten Beamten bei der Konferenz. Sie zeigten alle eine bewundernswerte Gelenkigkeit der Gelenke und Elastizität der Muskeln und erinnerten an geschickte Clowns, die ihre Kautschukkunststückchen vor

einem bewundernden Publikum produzieren. So demütig sie nun in Gegenwart ihrer Vorgesetzten waren, so hatten sie doch auch wieder ihre Anbeter, die ihnen im Niederknien und Demütigsein noch überlegen waren. So ist jeder Japaner Herr und Sklave.

Als die Bevollmächtigten am Anfang der Konferenz zu Yenoske ein Wort sagten, hörte dieser mit niedergeschlagenen Augen zu, wandte sich dann, immer noch kniend, zu den anderen Dolmetschern und teilte ihnen seine Botschaft mit. Es enthielt diese nur die üblichen Komplimente nebst einer Erkundigung nach der Gesundheit des Kommodore und seiner Offiziere. Nach einem Austausch von Höflichkeiten wurden Erfrischungen angeboten, bestehend aus der unvermeidlichen Pfeife, Tee, Kuchen und Konfekt. — Die Bevollmächtigten schlugen hierauf vor, in einen anderen Raum einzutreten, in dem etwa 10 Personen Platz hätten. Der Kommodore willigte ein und trat, begleitet vom Flottenkapitän, seinen beiden Dolmetschern und seinem Sekretär, in einen kleineren Raum ein, der von der Haupthalle nur durch eine blaue Seidenflagge mit dem japanischen Wappen getrennt war. Als er eintrat, fand er dort schon die Bevollmächtigten rechts auf einem roten Diwan sitzen. Der Kommodore nahm mit seinen Begleitern links Platz, und die Geschäfte nahmen ihren Anfang, nachdem die Bevollmächtigten erklärt hatten, daß sehr langsam gesprochen werden müsse. Sie wollten augenscheinlich mit ruhiger Überlegung verhandeln.

Der Hauptbevollmächtigte überreichte dem Kommodore zunächst eine Papierrolle, die die Antwort des Kaisers auf den Brief des Präsidenten enthielt. Folgendes ist die Übersetzung dieser Antwort:

„Die Rückkehr Eurer Exzellenz, Gesandten der Vereinigten Staaten, ist nach dem Inhalt des Briefes Sr. Majestät des Präsidenten an Seine Majestät den Kaiser dieses Reiches erwartet worden.

Es ist ganz unmöglich, sofort eine befriedigende Antwort auf alle Vorschläge Ihrer Regierung zu geben, weil dies streng

durch die Gesetze Unserer kaiserlichen Ahnen verboten ist; aber wenn Wir so in Beobachtung der alten Gesetze fortfahren, so wäre das ein Mißverständnis des Geistes des Altertums; Wir sind jedoch jetzt von einer absoluten Notwendigkeit beherrscht.

Bei dem Besuch Ew. Exzellenz im vorigen Jahre war S. M. der Kaiser krank; er ist jetzt tot. Darum bestieg S. M. der gegenwärtige Kaiser den Thron. Die zahlreichen Angelegenheiten der Thronfolge sind noch nicht erledigt und es fehlt an Zeit, um andere Geschäfte gründlich zu behandeln. Überdies versprach S. M. der neue Kaiser bei seiner Thronbesteigung den Prinzen und hohen Würdenträgern des Reiches, die Gesetze zu respektieren. Es ist in folgedessen klar, daß er jetzt nichts an den alten Gesetzen ändern kann.

Letzten Herbst, als das holländische Schiff absegelte, baten Wir den Superintendenten des holländischen Handels in Japan, Eure Regierung von jenem Ereignis in Kenntnis zu setzen, und haben eine Antwort erhalten.

In Nagasaki kam jüngst der russische Gesandte an, um einen Wunsch seiner Regierung auszudrücken. Er ist wieder abgereist, weil keine Antwort auf solche Wünsche gegeben werden kann. Wir geben jedoch zu, daß die Vorschläge Eurer Regierung, betreffend die Lieferung von Kohle, Wasser und Lebensmitteln und die Hilfeleistung an Schiffbrüchige, sehr wichtig sind, und Wir werden ihnen willfahren. Wenn Ew. Exzellenz uns von der Wahl eines Hafens unterrichten werden, wird dieser eingerichtet werden, wozu ungefähr fünf Jahre nötig sind. Inzwischen kann der Anfang mit Kohlenlieferungen gemacht werden, und zwar vom nächsten japanischen Monat an.

Da Wir nicht wissen, wieviel Kohle Sie brauchen, bitten Wir Ew. Exzellenz, uns dies anzugeben. Ihre Wünsche werden, falls sie nicht in Widerspruch mit unsern Gesetzen stehen, erfüllt werden.

Was versteht Ihr unter Lebensmitteln, wieviel Kohle braucht Ihr?

Schließlich fügen wir hinzu, daß alles, was Schiffe allenfalls an Produkten dieses Reiches brauchen, geliefert werden kann. Die Preise der Waren und die Art dieser selbst sind durch Kurakawa Kahei und Moryama Yenoske festzustellen. Nachdem die eben erwähnten Punkte festgestellt sein werden, kann der Vertrag bei der nächsten Konferenz aufgesetzt und unterzeichnet werden.

Siegel auf Befehl der Hohen Herrn

Moryama Yenoske.“

Der Kommodore gab das Dokument zurück mit der Bitte an den ersten Bevollmächtigten, es zu unterschreiben und es ihm am nächsten Tage wieder einzuhändigen. Er ging dann zugleich zu dem Gegenstand über, der ihn am meisten beschäftigte: nämlich die Verhandlungen über einen Vertrag. Er drückte seine Meinung aus, es sei besser für die beiden Länder, wenn sie einen Vertrag, ähnlich wie den zwischen Amerika und China, abschlossen. Er sei von seiner Regierung abgesandt worden, um einen solchen zustande zu bringen. Gelänge ihm das nicht, so würde Amerika wahrscheinlich mehr Schiffe schicken. Er hoffe aber, daß alles im Guten abgemacht werde, so daß er zwei seiner Schiffe nach Hause senden könne, um zu verhindern, daß weitere aus seinem Lande kämen. Eine Abschrift des chinesischen Vertrags auf Chinesisch, Englisch und Holländisch, nebst zwei Mitteilungen von seiten des Kommodore, sowie ein Brief an den ersten Bevollmächtigten wurden nun den Japanern übergeben, die um eine Frist zur Übersetzung dieser Dokumente baten.

Da vor zwei Tagen einer der Marinesoldaten des „Mississippi“ gestorben war, kam jetzt die Frage seines Begräbnisses zur Besprechung. Der Kommodore schlug den Japanern vor, ihm ein Stückchen Land zu verkaufen, um dort einen Friedhof einzurichten. Dieser Vorschlag schien die Bevollmächtigten sehr zu überraschen; sie zogen sich zurück, um die Sache unter sich zu besprechen, und baten die Amerikaner, sich während dieser Zeit an dem sofort herbeigebrachten Imbiß gütlich zu tun. Es wurde Saki und Obst, Kuchen, Suppe und Fisch serviert. Die Einladung wurde angenommen mit der Bemerkung, daß die Amerikaner vorzögen, wenn auch die Japaner von den Imbiß nähmen, weil in den Vereinigten Staaten wie bei vielen anderen Nationen ein gemeinsames Mahl als Zeichen der Freundschaft gelte. Die Japaner erwiderten, daß sie die fremden Sitten nicht kannten, aber gerne der Einladung Folge leisten würden. Hierauf zogen sie sich alle zurück, gleich darauf kamen aber der zweite und

der dritte im Rang und nahmen an der Mahlzeit teil. Einer der beiden nahm eine volle Schale Saki, leerte sie, drehte sie um und bemerkte, es sei bei den Japanern Sitte, daß der Gastfreund zuerst trinke.

Bald begann auch die Sitzung wieder, bei der der Hauptbevollmächtigte zuerst ein geschriebenes Communiqué in der Frage des Begräbnisplatzes überreichte. Darin stand, es sei in Nagasaki ein Tempel für das Begräbnis von Fremden reserviert; die Leiche müsse also zuerst nach Uraga geschickt werden, von wo sie zu günstiger Jahreszeit in einer Dschunke nach Nagasaki gebracht würde. Der Kommodore wandte ein, ein ungestörter Ruheplatz werde Toten von allen Nationen gewährt, und schlug vor, die Leiche in einem Boot nach der Websterinsel schaffen und dort begraben zu lassen (sie liegt in der Nähe des amerikanischen Ankerplatzes). Der Kommodore war entschlossen, den Toten im Falle der Weigerung der Japaner, in einem ihrer zahlreichen Friedhöfe zu begraben, auf jeden Fall dort zu bestatten, da er annahm, daß die Japaner in Anbetracht ihrer Verehrung für die Toten das Grab sicher in Ruhe lassen würden. Die Bevollmächtigten wollten aber von der Websterinsel nichts hören, und so kam man schließlich überein, daß das Begräbnis zu Jokohama in der Nähe eines der Tempel und in Sichtweite des Geschwaders stattfinden solle. Sie fügten jedoch hinzu, daß sie einen Beamten an Bord des „Mississippi“ senden würden, um den Leichenzug zu begleiten, weil die Neuheit des Schauspiels wahrscheinlich eine große Menge Menschen anziehen würde.

Der Kommodore schickte sich nun an, Abschied zu nehmen, und ließ den Bevollmächtigten sagen, er freue sich, sie an Bord seines Schiffes zu empfangen, sobald es wärmer werden würde. Die Japaner drückten ihre Befriedigung über die Einladung aus, verbeugten sich und zogen sich zurück. Die Subalternoffiziere waren während dieser ganzen Zeit in der äußeren Halle bewirtet worden; viele Heiterkeit erregten dabei die ungeschickten

Versuche der Japaner, ihre Gäste zu porträtieren<sup>1)</sup>. Hierauf fuhren die Amerikaner an Bord ihrer Schiffe zurück.

Am folgenden Tag (Donnerstag, 9. März) kam ein japanischer Beamter an Bord der Mississippi, um dem Leichenbegängnis beizuwohnen und den Amerikanern den zum Begräbnis gewählten Platz zu zeigen. Um 5 Uhr nachmittags verließen die Boote mit der Leiche das Schiff in Begleitung des Kaplans M. Jones, des Dolmetschers Williams und einer Abteilung Marinesoldaten. Die Flagge aller Schiffe waren halbmast gehißt. Der Tote wurde an eine sehr malerische Stelle am Fuße eines Hügels getragen, nicht weit vom Dorfe Jokohama. Der Kaplan trug seine Amtsrobe und wurde bei der Landung in sehr höflicher Weise von einigen japanischen Beamten begrüßt. Eine Menge Menschen war da, die mit großer Neugierde, aber respektvoll, zusah, wie das Leichenbegängnis mit gedämpfter Trommel und gemessenen Schrittes zum Begräbnisplatz schritt. Der Weg führte durch das Dorf, und alle Bewohner verließen ihre Häuser, um sich das seltene Schauspiel mit anzusehen. Das Grab war nahe bei einem japanischen Friedhof mit Steinidolen und kunstvoll ausgehauenen Grabsteinen. Als sich die Prozession näherte, stand schon ein buddhistischer Priester in reichgesticktem Seidenornat da und wartete. Mr. Jones las die Gebete. Während er seinem Amte nachkam, saß der buddhistische Priester daneben auf einer Matte; vor ihm stand ein Altar, auf welchem Papierschnitzel, Reis, ein Gong, ein Gefäß mit Saki und Weihrauch lagen. Als die Leiche ins Grab hinabgelassen und Erde daraufgeworfen war, zogen sich die Amerikaner zurück. Dann begann der bud-

---

<sup>1)</sup> Auch jetzt sind die japanischen Maler in der Wiedergabe von Weißen nicht sehr glücklich. Sie können eben nicht aus ihrer Haut heraus. Ich ließ einmal eine Tuschezeichnung von mir fertigen; das Ergebnis war: ein Japaner.

Man vergleiche auch die diesem Buche beigegebenen japanischen Abbildungen eines Holländers und eines amerikanischen Seeoffiziers.

dhistische Priester seinen Dienst, er schlug sein Gong, betete einen Rosenkranz und verbrannte seinen Weihrauch. Mr. Williams, der lange in China gelebt hatte und die buddhistischen Zeremonien ganz gut kannte, konstatierte, daß die japanisch-buddhistischen dieselben wie die chinesisch-buddhistischen wären. Später machten die Japaner eine hübsche Bambuseinfassung um das Grab und errichteten in seiner Nähe eine Hütte in der ein Wächter das Grab eine Zeitlang bewachen sollte, wie das hierzulande Sitte ist.

Am selben Tage kamen der Präfekt Kura-kawa-kahei und der Oberdolmetscher Yenoske an Bord des Powhattan und brachten eine ordnungsgemäß bestätigte und von den vier Bevollmächtigten unterschriebene Kopie der kaiserlichen Antwort auf den Brief des Präsidenten mit. Die beiden erwähnten Beamten begaben sich dann auf den Mississippi, wo sie mit Kapitän Adams konferierten. Sie bestimmten den folgenden Montag (13. März) für die Übernahme der Geschenke. Es wurde ausgemacht, daß die Personen, die mit dem Telegraphen und dem photographischen Apparat und der Dampfmaschine betraut waren (Teile der Geschenke), am Samstag schon landen sollten, um einen Platz auszusuchen, wo sie ihre Sachen ordentlich vorführen könnten. Die Japaner versprachen, daß zwei der Bevollmächtigten mit einem Schreiber da sein würden, um die verschiedenen Geschenke und die Namen ihrer Empfänger zu notieren. Kapitän Adams bemerkte, daß alle Geschenke, welche amerikanische Offiziere empfangen, gesetzlich Eigentum der Regierung seien, worauf Yenoske antwortete, ein ähnliches Gesetz existiere auch in Japan. Auf die Frage der Japaner, wann die Antwort des Commodore auf die Antwort der Japaner auf den Brief des Präsidenten bereit wäre, erhielten sie die Antwort, daß dies Samstag der Fall sein würde. Kapitän Adams frug nunmehr, welche Häfen die Japaner den Amerikanern öffnen würden, und bemerkte, daß fünf Jahre dem Kommodore viel zu lang schienen und daß er niemals in die Wahl eines so kleinen Hafens wie Dezima ein-

willigen würde. Der Präfekt lehnte jede unmittelbare Besprechung dieses Gegenstandes ab, indem er bemerkte, es sei dies die Sache der Bevollmächtigten. Yenoske, dem Dolmetscher, wurde dann nahegelegt, daß er die Ziele der Expedition fördern könne, weil er sie kenne; er versprach alles, was in seiner Macht stünde, zu tun, weigerte sich jedoch, die Namen der Häfen zu nennen, indem er sich darauf berief, daß die ganze Sache so neu, so unerwartet und den Gesetzen des Landes so entgegengesetzt wäre, daß es ziemliche Zeit beanspruche, um die Sache zu einem Abschluß zu bringen. Kapitän Adams forderte nun eine präzise Antwort in der Landungsfrage, welche den Bevollmächtigten unterbreitet worden war, weil, wie er konstatierte, die den Hafen ausmessenden Leute ans Land gehen müßten, um Signale aufzustellen; sie würden aber nicht ins Innere gehen. Der Präfekt antwortete, die Bevollmächtigten hätten diese Frage noch nicht genügend erwogen, schienen aber die Wichtigkeit der Aufstellung von Signalen zu würdigen. Er fürchtete jedoch, daß Unruhen entstehen könnten, wenn die Offiziere die Dörfer beträten, und gab der Hoffnung Ausdruck, sie würden die Bucht abwärts und nicht aufwärts gehen. — Hierauf kam die Provionsfrage an die Reihe. Die Japaner schienen der Bezahlung von Geliefertem nicht abgeneigt; sobald ein Hafen gewählt sei, werde man Kompradores<sup>1)</sup> für den Kauf aller gewünschten Artikel anstellen, inzwischen aber werde man jemanden finden, der die nötigen Lieferungen mache und dafür amerikanisches Geld annähme und zwar nach dem mit japanischem verglichenen Gewicht. Man zöge von japanischer Seite für solche Geschäfte zwar Nagasaki vor, sehe aber die Notwendigkeit ein, sie vorläufig da abzuwickeln, wo die Amerikaner seien. Nachdem die Japaner noch die Zeit für künftige Konferenzen festgesetzt hatten (11—1 Uhr), nahmen sie Abschied.

Am folgenden Tag (11. März) hielt Kapitän Adams im Konferenzhause eine kurze Besprechung mit denselben

<sup>1)</sup> Zwischenhändler, Agenten.

japanischen Beamten ab. Er brachte eine Mitteilung des Kommodore, datiert vom 10. März, in welchem dieser den Empfang der Antwort auf den Brief des Präsidenten bestätigte und, indem er zugleich seine Befriedigung darüber ausdrückte, daß die japanische Regierung ihre Politik Fremden gegenüber ändere, hinzufügte, daß das bisher Gewährte noch nicht genüge und ein geschriebenes Übereinkommen oder Vertrag wichtig und unerläßlich wäre. Hauptsächlich aber wurde besprochen die Antwort auf die Mitteilung des Kapitäns bezüglich des vorgeschlagenen Vertrages und des Rechtes der Landung. Was ersteren Punkt betrifft, so konstatierten die Beamten, daß die Antwort noch nicht fertig wäre. In bezug auf den letzteren Punkt bemerkte der Dolmetscher unoffiziell, daß man dem Kommodore und den Offizieren keine Hindernisse in den Weg legen werde, daß aber eine allgemeine Erlaubnis zum Landen wohl Anstände und Reibereien mit der Bevölkerung hervorrufen könnte. Es wurde noch die Notwendigkeit betont, den Verhandlungen ein etwas schnelleres Tempo zu geben, weil der Kommodore eines seiner Schiffe in ungefähr einer Woche nach Amerika schicken wolle, um die Regierung vom Verlauf der Verhandlungen zu unterrichten, damit sie wisse, ob sie mehr Schiffe zu schicken habe oder nicht. Den Japanern war dies wohl sehr unangenehm, denn sie frugen, ob sie die Amerikaner als Freunde zu betrachten hätten. „Sicher,“ war die Antwort. Die Besprechung schloß in sehr freundlicher Weise.

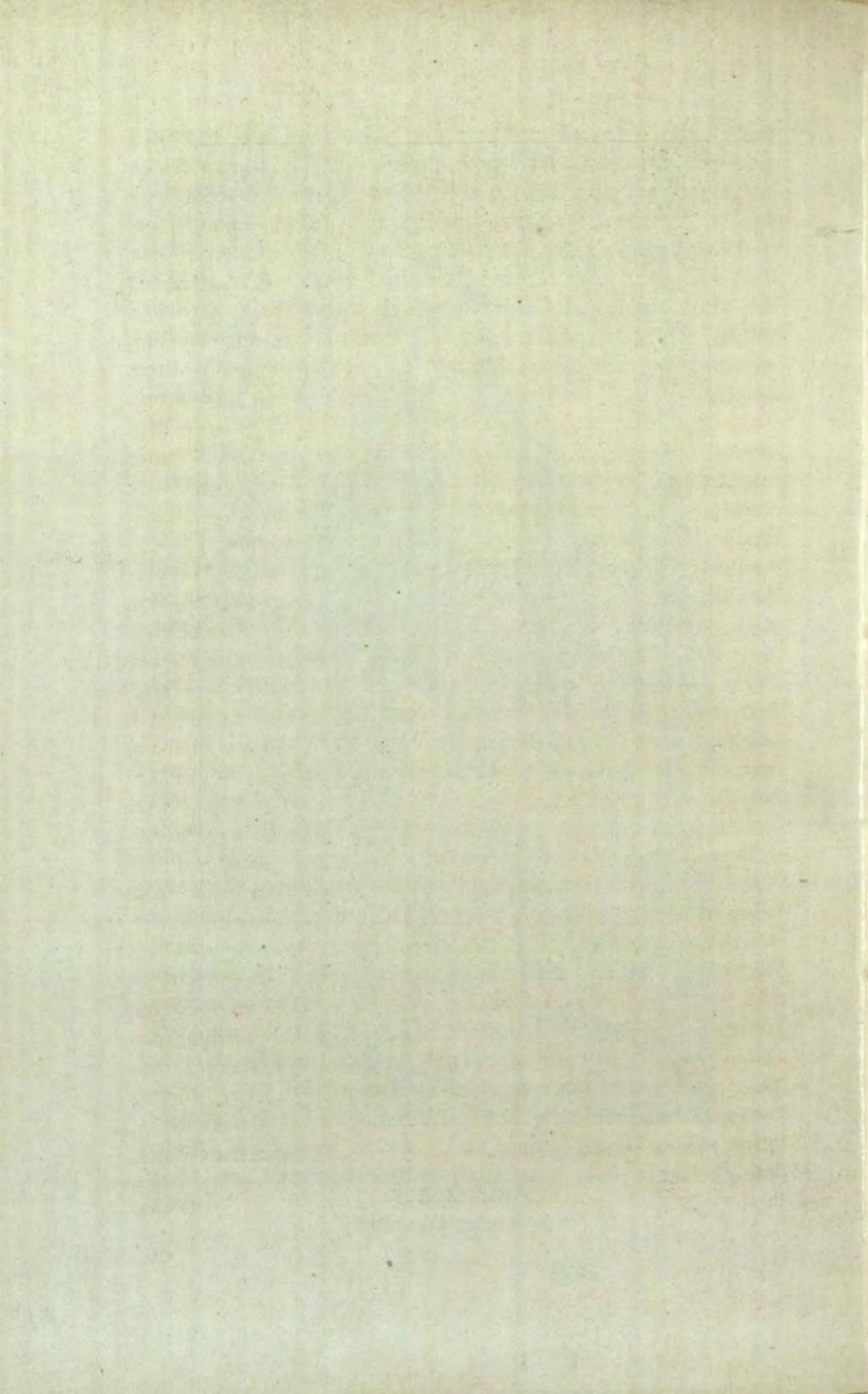
Am Montag, 13. März, wurden die Geschenke, obwohl das Wetter nicht sehr gut und das Wasser ziemlich bewegt war, gelandet. Die Geschenke füllten mehrere große Boote, welche das Schiff unter der Eskorte einiger Offiziere, einer Kompagnie Marinesoldaten und der Musik verließen. Führer war Kapitän Abbott, der die Geschenke unter Beobachtung der nötigen Zeremonien den japanischen Bevollmächtigten zu überbringen hatte. Neben dem Konferenzhause war ein Gebäude eigens für diesen Zweck hergerichtet worden. Kapitän Abbott wurde beim

Landen von Iezaiman, dem Gouverneur von Uraga, empfangen, und dorthin geleitet. Als bald erschien auch Prinz Hayashi mit den Dolmetschern. Nach den üblichen Komplimenten wurde Abbott mit den Dolmetschern in einen kleineren Raum geführt, wo er einen Brief des Kommodore abgab und einige Formalitäten über die Übergabe der Geschenke erledigte. Der japanische Bevollmächtigte bestimmte nach kurzer Diskussion Donnerstag, 19. März, für eine Konferenz mit dem Kommodore, bei welcher Gelegenheit eine Antwort über die geforderte Eröffnung verschiedener Häfen gegeben werden würde.

Nachdem die Geschenke übergeben waren, hatten verschiedene Offiziere und Arbeiter mehrere Tage zu tun, um sie auszupacken und für die Ausstellung zu arrangieren. Die Japaner erleichterten dies Geschäft beträchtlich, indem ihre Arbeiter Hütten bauten, um die Sachen darin unterzubringen. Auch wurde das Geleise für die Eisenbahn gelegt und Pfähle für den Telegraphen errichtet. Die Japaner nahmen an all diesen Arbeiten regen Anteil und beobachteten ihren Fortgang mit einem naiven und kindlichen Vergnügen. Der Telegraphenapparat, den die Herren Draper und Williams aufstellten, war bald in Ordnung; seine Drahtlänge betrug etwa eine Meile, das eine Ende war im Konferenzhause, das andere in einem eigens dafür bestimmten Gebäude. Als der Apparat zu funktionieren begann, beobachteten die Japaner den modus operandi mit intensiver Wißbegierde und wunderten sich über die Massen, als sie konstatierten, daß in einem Augenblick Botschaften in englischer, holländischer und japanischer Sprache von einem Punkt zum andern übermittelt werden konnten.

Nicht weniger Interesse erregte die kleine Eisenbahn unter der Direktion der Ingenieure Gay und Danby. Alle Teile des Mechanismus waren ausgezeichnet, aber der Personenwagen war so klein, daß er kaum ein sechsjähriges Kind fassen konnte. Das hinderte die Japaner aber nicht, das Vergnügen einer Fahrt zu genießen, und da sie





im Wagen keinen Platz fanden, legten sie sich auf das Dach. Es war ein sehr kurzweiliger Anblick, die würdevollen Mandarine mit einer Schnelligkeit von 20 Meilen die Stunde im Kreise herumwirbeln zu sehen, wie sie sich krampfhaft am Dache festhielten, wie ihre losen Kleider im Winde flatterten, wie ihre zusammengekauerten Körper von einer Art lachender Furchtsamkeit geschüttelt wurden, und wie intensiv sich der Ausdruck des Interesses auf ihren Gesichtern malte.

Obwohl die Behörden einen Verkehr der Amerikaner mit dem japanischen Volke immer noch sehr mißtrauisch ansahen und alles taten, um einen solchen zu verhindern, kamen doch täglich beide in enge Berührung. Die Schiffe wurden täglich mit Wasser und Lebensmitteln verproviantiert, wofür die Beamten der Regierung jetzt Bezahlung annahmen, wobei sie aber alles selbst mit eigenen Booten und eigenen Leuten besorgten. Trotzdem gab es selbstverständlich tägliche Berührungen zwischen Amerikanern und Japanern. — Die Japaner erwiesen sich immer als ungeheuer neugierig, welche Neugier an den verschiedenen ihnen unbekanntem Dingen Befriedigung fand. Sie besichtigten nicht nur alle Dinge in der minutiösesten Weise, sondern folgten auch den Offizieren und Mannschaften, und benützten jede Gelegenheit, um sogar deren Kleider bis in die kleinsten Details hinein zu untersuchen. Sie suchten eifrig in Besitz einiger Kleidungsstücke zu kommen; besondere Leidenschaft hatte sie für Knöpfe. Immer wieder bettelten sie um solche, und wenn sie sie erhielten, waren sie ungemein dankbar und brachten ihren Schatz mit Vorsicht in Sicherheit. Das mag daher kommen, daß sie sehr wenig Knöpfe in ihrer Toilette haben, die sie mit Schnüren und Bändern zusammenhalten. Bei Besuchen auf den Schiffen waren die Mandarinen und ihre Begleiter nie in Ruhe; sie guckten in jeden Winkel und in jedes Loch, schauten in die Mündungen der Geschütze, besichtigten die kleineren Waffen, maßen die Boote, besuchten den Maschinenraum und verloren dabei nicht eine Be-

wegung der Maschinisten aus dem Auge. Sie begnügten sich aber nicht mit dem bloßen Ansehen, sondern machten beständig Notizen und Skizzen. Sie hatten sicherlich alle einen stark entwickelten Kunstgeschmack, denn sie besahen sich mit Entzücken die Bilder, die wir ihnen zeigten; ihre eigenen Leistungen aber schienen uns sehr roh und unkünstlerisch. Und doch versuchte jeder sein Geschick im Zeichnen und zeichnete die Amerikaner und verschiedene interessante Dinge ab; die Resultate schienen ihnen zwar sehr zu gefallen, den Amerikanern aber weniger. Es muß jedoch bemerkt werden, daß unter ihnen keine Künstler von Beruf waren. Die Japaner sind unzweifelhaft wie die Chinesen ein sehr imitativ und adoptativ veranlagtes Volk. Darin mag man das Versprechen einer verhältnismäßig leichten Einführung fremder Kultur, wenn auch nicht gerade ihrer höheren Prinzipien, in dieses Land sehen.

Obwohl die Japaner so gerne ihre Neugierde betätigen, sind sie doch nichts weniger als mittheilsam. Um ihre Reserve zu entschuldigen, behaupten sie, ihre Gesetze verböten ihnen, Fremden irgend etwas über ihr Land und seine Institutionen, Sitten und Gebräuche mitzuteilen. Ihr Schweigen legte uns manche ernsthafte Hindernisse in den Weg, wenn wir Näheres über sie erfahren wollten. Erst wenn in Japan europäisch gebildete Leute als Konsuln, Kaufleute oder Missionäre tätig sein werden, wird es gelingen, dies Volk genauer zu studieren.

Die Leute aus den unteren Schichten waren übrigens viel zugänglicher als die Beamten. Augenscheinlich hielt erstere nur die Furcht vor Strafe davon ab, mit den Amerikanern in nähere Verbindung zu treten. Aber sie wurden von ihren Vorgesetzten, wie diese von ihresgleichen, immer streng überwacht. In Japan hätten sich wie in Liukiu sicher engere Beziehungen herstellen lassen, wenn die Leute ihren natürlichen Neigungen hätten folgen dürfen und nicht von zahllosen Spionen umgeben gewesen wären. Niemand, und wäre er einer der höchsten Würdenträger,

226

ist mit einem Amte allein betraut; er hat immer einen oder mehrere andere neben sich, der ihn überwacht und ihn beim geringsten Verdacht denunzieren kann.

Kara-kawa-kahei, der Präfekt, und Yenoske, der Dolmetscher, kamen fast täglich in Geschäften auf die Schiffe. Sie wurden, da sie Subalternbeamte waren, nicht vom Kommodore selbst, sondern von einem seiner Offiziere empfangen. Eines Tages — es war am 14. März — als Karakawa und Yenoske eben Abschied nahmen, kam ein japanischer Beamter in höchster Eile und Bestürzung an Bord und meldete, daß ein Amerikaner Kanagawa besucht habe und jetzt auf dem Wege nach Jeddo sei. Sein Erscheinen habe große Erregung hervorgerufen und es seien Unannehmlichkeiten zu befürchten. Die Japaner erklärten, daß das Benehmen dieses amerikanischen Beamten mit ihren Gesetzen und dem Versprechen des Kommodore in Widerspruch sei. Letzterer ließ sofort, als er von der Sache hörte, Geschütze abfeuern und alle Boote und die abwesenden Mannschaften und Offiziere zurücksignalisieren. Er ließ auch geschriebene Orders in verschiedenen Richtungen austragen, des Inhalts, daß alle zum amerikanischen Geschwader gehörigen Personen sofort an Bord ihrer Schiffe zurückzukehren hätten. Eine dieser Orders wurde von den japanischen Beamten, die eben an Bord des Powhattan waren, dem auf dem Weg nach Jeddo befindlichen Offizier nachgeschickt. Die prompte Aktion des Kommodore wurde von den Behörden am folgenden Tage dankbar anerkannt.

Der Amerikaner, dessen Intrusion auf verbotenes Gebiet eine solche Erregung hervorgerufen hatte, war Mr. Bittinger, der Kaplan des Dampfers Susquehanna. Während eines Spaziergangs ließ er sich einfallen, seine Neugierde auch außerhalb der 4 oder 5 Meilen-Zone, innerhalb deren sich die Amerikaner frei bewegen konnten, zu befriedigen. Er ging von Jokohama nach Kanagawa, das etwa 3 Meilen weiter oben in der Bucht liegt und wo er von einem japanischen Beamten und dem Dol-

metscher Gohatsiro angehalten und ernstlich gebeten wurde, zurückzukehren. Er ließ sich jedoch nicht von seinem Vorhaben abbringen und setzte seine Wanderung bis nach Kamasaki fort, wobei ihm die Japaner auf den Fersen folgten. In Kamasaki wollte er einen Fluß überschreiten, doch konnte er bei den Fährleuten trotz Versprechungen und Drohungen nichts erreichen, auch nicht als er, wie die Japaner berichteten, seinen Degen zog. Er ging dann flußaufwärts, in der Hoffnung, eine Furt finden, und schickte sich eben an, an einer seichten Stelle die Tiefe des Wassers zu erproben, als er von dem vom Powhattan ausgesandten Boten erreicht wurde. „Er las die Order,“ schrieben die Japaner mit ihrer gewöhnlichen Betonung auch der geringfügigsten Details, „tat noch vier Schritte weiter, las sie wieder, kehrte dann plötzlich um und gab seine Absicht zu erkennen, aufs Schiff zurückzugehen.“ Der Kaplan hatte auf seiner Wanderung Gelegenheit gehabt, eine der größten Städte Japans, Kanagawa, zu sehen, das mit seinen zahlreichen breiten Straßen und seiner großen Bevölkerung einen imposanten Anblick gewährt. Er drang in mehrere Wohnhäuser und Tempel ein, und es gelang seiner Beharrlichkeit sogar, in einem Laden japanisches Geld für amerikanisches zu bekommen. Das schien die Japaner mehr als alles andere zu verdrießen, weil es so ganz gegen ihre Gesetze war. Er sei — so erzählen die Japaner — in einen Laden eingetreten und habe gebeten, ihm japanisches Geld zu zeigen. Der Ladenbesitzer zeigte ihm einige Münzen, der Amerikaner aber wollte noch mehr sehen, was ihm auch bewilligt wurde. Nun wurde eine Wage herbeigeschafft und der Kaplan wog die japanischen Silber- und Goldmünzen ungesondert gegen amerikanische Silbermünzen ab, steckte erstere in die Tasche und ließ dem Japaner zum Troste sein amerikanisches Silber zurück. — Die Behörden berichteten ferner, der Kaplan habe sich nicht mit Bitten und Überredungen begnügt, sondern sogar Drohungen angewandt, welchen er durch seinen gezogenen Degen

mehr Nachdruck zu geben versuchte, doch fügten sie höflich hinzu, „es sei dies wahrscheinlich nicht im Ernste gewesen, sondern mehr im Spaß.“ Unzweifelhaft lag in dieser Entschuldigung des Benehmens eines Fremden eine gewisse Nächstenliebe, die mit den eigenen religiösen Vorschriften des Kaplans in Einklang stand und der Nachahmung würdig ist. — Am folgenden Tage brachte Yenoske 3½ Dollar in Silbermünzen zurück und konstatierte, daß 6 Silber- und ebensoviele Gold- und Kupfermünzen sich im Besitze des Kaplans befinden müßten. Er bat auch um deren Rückgabe, die ihm versprochen wurde.

Der 16. März, der Tag, an welchem die Konferenz mit dem Kommodore stattfinden sollte, war sehr stürmisch, und die geplante Zusammenkunft wurde deshalb auf den folgenden Morgen verlegt. Inzwischen war von den Bevollmächtigten ein Communiqué als Antwort auf mehrere Noten des Kommodore eingelaufen. Es lautete folgendermaßen:

„Note der japanischen Bevollmächtigten an den Kommodore Perry.

Bei unserer Zusammenkunft am 8. d. Mts. haben Sie uns eine Note überreicht, in der die Ansichten des Präsidenten auseinandergesetzt waren. Am 11. erhielten wir eine Antwort auf unsern Brief, in der dieselben Ansichten wie die bei unserer Zusammenkunft besprochenen über den Handel, den Euer Land mit China hat, niedergelegt waren. Wir haben beide Schriftstücke sorgsam geprüft und daraus ersehen, daß Sie zu wissen wünschen, ob unser Land dasselbe wie China tun würde. Der Inhalt des Schreibens vom 8. ist ähnlich dem des Briefes des Präsidenten. In unserm Briefe ist deutlich gesagt, daß unser Kaiser erst vor kurzer Zeit den Thron bestiegen hat, daß die Regierungsgeschäfte jetzt ruhig abgewickelt werden müssen und unser Kaiser keine Zeit hat, sich mit auswärtigen Angelegenheiten zu beschäftigen. Dies ließ er Euch letzten Herbst durch den Superintendenten der holländischen Schifffahrt wissen, damit Ihr es den Vereinigten Staaten mitteiltet.

Unter den Punkten, die Ihr jetzt zur Annahme vorschlagt, sind die beiden, welche von Hilfe und Schutz Schiffbrüchigen gegenüber und von Kohlen- und Lebensmittellieferungen sprechen, gut begründet und sollten ohne Zögern bewilligt werden. Was aber

die Eröffnung einer Handelsverbindung, wie eine solche zwischen Amerika und China besteht, anbetrifft, so ist es für eine solche noch zu früh. Die Gefühle und Sitten unseres Volkes gleichen denen anderer Nationen nicht. Überdies sind die Chinesen seit langem mit westlichen Nationen bekannt, während wir in Nagasaki bloß mit Holland und China zu tun haben. Wir hatten auch kein Bedürfnis, mit andern Ländern in Handelsverbindungen zu treten, und darum hatten wir auch nur einen ganz kleinen Güteraustausch.

Eure Schiffe müssen also in Nagasaki im ersten Monat unseres nächsten Jahres anfangen, Handel zu treiben. Sie können dort Brennmaterial, Wasser, Kohle und andere Dinge bekommen. Da aber unsere Begriffe von wünschenswerten Dingen und unsere Begriffe von den Preisen dieser Dinge verschieden sind, so ist es unerlässlich, daß wir zuerst einen Versuch machen. Wir können dann in 5 Jahren noch einen Hafen eröffnen.

Die Punkte des Vertrages, die Ihr uns unterbreitet habt, und diese unsere Antwort darauf, können von jeder der beiden Parteien als Beweis unserer divergierenden Ansichten betrachtet werden.

Kayli, 7. Jahr, 2. Monat, 17. Tag (15. März 1854).

Hayashi.

Ido.

Izawa.

Udono.“

Am folgenden Tage, 17. März, traf der Kommodore in Begleitung seiner Dolmetscher, seines Sekretärs und einiger Offiziere die Bevollmächtigten im Konferenzhause. Nach einigen Komplimenten über die Geschenke wurde er wieder in den inneren Konferenzraum geführt. Diesmal hatte der Kommodore auf militärischen Pomp und manche Zeremonien verzichtet, wie übrigens auch die Japaner; doch wurden die Verhandlungen unter Beobachtung des üblichen Zeremoniells geführt. Hayashi eröffnete sie mit der Frage, ob der Kommodore mit den japanischen Vorschlägen betreffs eines Vertrags zufrieden wäre, wie sie in der obigen Note dargelegt sind. Der Kommodore antwortete, ihre Note habe keine holländische Übersetzung beigefügt gehabt, worauf die Japaner eine solche sofort herbeibrachten. Die Vorschläge der Japaner und die Antworten der Amerikaner darauf lauteten folgendermaßen:

230

### 1. japanischer Vorschlag.

Vom nächsten ersten Monat an können die Amerikaner in Nagasaki Wasser, Holz, Lebensmittel, Kohlen und andere Landesprodukte haben. Nach 5 Jahren wird noch ein Hafen in einer andern Provinz geöffnet werden.

Bemerkung: Die gelieferten Waren werden zu denselben Preisen wie den Holländern und Chinesen berechnet und sind in Gold und Silber zu bezahlen.

#### Antwort des Kommodore.

Einverstanden, aber ein oder mehrere Häfen müssen statt Nagasaki gewählt werden, weil dies außerhalb der amerikanischen Handelsroute liegt. Auch muß die Eröffnung der Häfen sofort oder spätestens innerhalb 60 Tagen erfolgen. Der Zahlungsmodus soll nach einem besonderen Vertrag vereinbart werden.

### 2. japanischer Vorschlag.

Schiffbrüchige und ihr Eigentum werden nach Nagasaki transportiert, wo auch der Ort des Schiffsunglücks sein mag.

Bemerkung: Nach Eröffnung eines andern Hafens werden die Schiffbrüchigen entweder nach diesem oder nach Nagasaki geschickt, wie es am besten ist.

#### Antwort des Kommodore.

Einverstanden, nur nicht mit dem gewählten Hafen.

### 3. japanischer Vorschlag.

Da es den Japanern unmöglich ist zu entscheiden, ob sie mit Piraten oder andern zu tun haben, dürfen Schiffbrüchige sich nicht frei bewegen.

#### Antwort des Kommodore.

Schiffbrüchige und andere, die nach japanischen Häfen kommen, sollen dieselben Freiheiten genießen, wie die Japaner und keinerlei Beschränkungen unterliegen. Sie sollen indessen billigen Gesetzen oder solchen, die noch auszumachen sind, unterliegen.

Es ist unverträglich mit der Gerechtigkeit, daß Personen, die nach Gottes Ratschluß auf die Küsten einer freundlich gesinnten Nation geworfen werden, als Piraten betrachtet und behandelt werden sollen, bevor man einen Beweis ihres Piratentums in Händen hat. Die amerikanische Regierung wird nicht länger dulden, daß Schiffbrüchige ihrer Nation so behandelt werden, wie dies bisher der Fall war.

### 4. japanischer Vorschlag.

In Nagasaki sollen sie keinen Verkehr mit den Holländern und Chinesen haben.

#### Antwort des Kommodore.

Die Amerikaner werden sich die Beschränkungen, die Chinesen und Holländern gegenüber geübt werden, nie gefallen lassen. Jede weitere Anspielung auf solche wird als beleidigend angesehen werden.

#### 5. japanischer Vorschlag.

Wenn der neue Hafen geöffnet ist, sollen im Falle, daß Geschäfte geordnet werden müssen oder andere Waren als die aufgeführten gebraucht werden, sorgfältige Verhandlungen zwischen den interessierten Parteien geführt werden.

#### Antwort des Kommodore.

Einverstanden, soweit andere Häfen als Nagasaki in Betracht kommen.

#### 6. japanischer Vorschlag.

Liukiu ist ein sehr fernes Land und die Öffnung eines dortigen Hafens kann durch uns nicht besprochen werden.

#### Antwort des Kommodore.

Da kein triftiger Grund besteht, die Amerikaner am freien Verkehr mit Liukiu zu verhindern, muß auf der Forderung bestanden werden.

#### 7. japanischer Vorschlag.

Matsmai<sup>1)</sup> ist gleichfalls sehr entfernt und hat einen eigenen Fürsten; dieser Punkt kann jetzt nicht besprochen werden; eine definitive Antwort wird aber nächstes Frühjahr gegeben werden.

#### Antwort des Kommodore.

Wie oben für unsere Walfischfänger, Dampfer und anderen Fahrzeuge.

Vorschläge und Antworten wurden diskutiert, wobei die Bevollmächtigten alle möglichen Schwierigkeiten machten und besonders hervorhoben, die Gesetze des Landes verböten die verlangten Konzessionen auf das bestimmteste. Sie betonten, daß Nagasaki der Fremden reservierte Hafen sei, daß die Bewohner und Behörden dieser Stadt spezielle Direktiven im Umgange mit Fremden hätten und daß fünf Jahre nötig wären, um einen anderen Hafen für die Aufnahme der Amerikaner vorzubereiten. Der Kommodore antwortete, daß gerade der Umstand, daß Nagasaki speziell Fremdenhafen sei, ihn zu seiner Verwerfung dieser Stadt bestimmt habe, daß seine Bewohner und Behörden

---

<sup>1)</sup> Jesso mit gleichnamiger Stadt Matsmai.

seit langem an die Servilität der Holländer gewohnt seien und von den Amerikanern wahrscheinlich mehr verlangen würden, als diese sich gefallen ließen. Überdies bitte er die Japaner, sich fest einzuprägen, daß seine Landsleute in Japan von allen oppressiven Maßregeln befreit werden müßten — kurz, er erklärte mit Nachdruck, daß er von Nagasaki als Hafen nichts wissen wolle.

Der Kommodore teilte dann den Bevollmächtigten mit, daß er hoffe, im Laufe der Zeit würden den Amerikanern 5 Häfen geöffnet werden. Er wolle sich jedoch vorläufig mit 3 begnügen, einem auf der Insel Nippon (entweder Uraga oder Kagosima), einem auf Jesso (am liebsten Matsmai) und einem dritten, nämlich Napha, auf Liukiu. Was die übrigen zwei anbeträfe, so sei er einverstanden, dies später zu besprechen. — Nach vielen ausweichenden Redensarten von gesetzlichen Schwierigkeiten antworteten die Japaner endlich, daß sie angesichts der Weigerung des Kommodore, Nagasaki zu wählen, und da sie selbst Uraga nicht in Betracht ziehen wollten, ihre Wahl getroffen hätten und daß diese auf Simoda gefallen sei. Liukiu aber sei ein entferntes Land, über das der Kaiser wenig Recht habe, so daß es für sie gar nicht in Betracht kommen könne; ähnlich stehe es mit Matsmai. — Trotz aller dieser Einwendungen blieb der Kommodore auf seinen Forderungen bestehen, weil er die trügerische Politik der Leute, mit denen er zu tun hatte, sehr wohl kannte. Als die Japaner erkannten, daß der Kommodore fest entschlossen war, seine Forderungen durchzudrücken, meinten sie, sie würden sich die Sache überlegen, und zogen sich zur Beratung zurück. Nach einstündiger Abwesenheit kamen sie zurück und teilten dem Kommodore mit, sie brauchten zur endgültigen Entschließung betreffs Matsmai eine längere Frist. Sie fügten hinzu: der Kaiser selbst könne darüber nichts beschließen, ohne sich zuvor die Einwilligung der erblichen Fürsten von Matsmai zu sichern, und eine solche Verhandlung erfordere ein Jahr. Der Kommodore antwortete, er könne

Japan nicht ohne eine präzise Antwort verlassen. Er selbst werde nach Matsmai gehen, wenn der dortige Fürst so unabhängig vom Kaiser von Japan sei. — Dieser Punkt wurde schließlich dadurch für den Augenblick erledigt, daß die Japaner versprachen, am Donnerstag, den 22. März, eine definitive Antwort zu geben. Was Simoda anbetrifft, so wurde ausgemacht, daß der Kommodore ein oder mehrere Schiffe hinschickte und die Bevollmächtigten einen japanischen Beamten von Rang, um die Amerikaner dort zu empfangen; man könne dann den Hafen untersuchen, und wenn er nicht passe, so würde man einen anderen irgendwo in Südnippon auswählen. Die *Vandalia* und der *Southampton* wurden denn auch am 20. März zur Untersuchung des Hafens von Simoda ausgesandt.

Am folgenden Tage kam Moryama Yenoske, der Oberdolmetscher, in Begleitung zweier japanischer Beamten an Bord des *Powhattan*. Sie legten ein in holländischer Sprache verfaßtes Dokument über die bei der Konferenz gestellten Forderungen des Kommodore vor. Das Dokument bewies, daß die Japaner die Absichten der Amerikaner vollständig verstanden hatten. Bei dieser Gelegenheit frug Yenoske nach den japanischen Münzen, die der Kaplan der *Susquehanna* bei seiner Wanderung bekommen hatte. Sie wurden ihm übergeben. Als der Dolmetscher und seine Begleiter das Schiff verließen, erhielten sie Geschenke und zwar Coltsche Revolver und andere Artikel von geringem Werte.

Bei Gelegenheit eines dieser täglichen Besuche wurden die Japaner gefragt, welche Erfolge die Russen auf ihrer Expedition nach Nagasaki gehabt hätten. Sie antworteten, es sei mit ihnen kein Vertrag abgeschlossen worden; man habe ihnen gesagt, der Kaiser hätte zu viel zu tun, um sich mit solchen Geschäften abzugeben, man könne aber vielleicht in ein paar Jahren ihren Vorschlägen näher treten. Doch wurde ihnen Wasser, Holz und Lebensmittel geliefert. Einer der Hauptzwecke ihres Besuches

war, wie die Japaner sagten, die Grenzen Jessos zu bestimmen.

Am 23. März kamen wieder Japaner an Bord des Powhattan und brachten die definitive Antwort der Japaner in bezug auf Matsmai. Das Dokument war Japanisch, Chinesisch und Holländisch geschrieben. Der Kommodore erklärte sich mit diesem Vorschlag einverstanden, weil Hokadati in der Nähe von Matsmai war, aber nach Aussage der Japaner einen besseren Hafen als dieses haben sollte. Er reservierte sich nur die endgültige Annahme bis zur Untersuchung des Hafens und drückte den Wunsch aus, die Eröffnung möge etwas früher erfolgen. — Die Konzession des Hafens von Hakodati war ein günstiges Vorzeichen für den günstigen Ausgang der Verhandlungen.

\*                      \*

\*

Nach den im vorstehenden aufgeführten Konzessionen von seiten der Japaner wurden die Beziehungen beiderseits sehr freundschaftlich. Es schien jede Aussicht darauf vorhanden zu sein, daß zwischen den beiden Nationen jene Verbindungen hergestellt würden, die der Hauptzweck der Mission des Kommodore waren. Die freundschaftlichen Gefühle der Japaner und Amerikaner erzeugten jenen Austausch von Höflichkeiten, in denen gegenseitiges Wohlwollen einen äußern Ausdruck sucht. Die Japaner hatten mit höflichen Dankbezeugungen die Geschenke der Amerikaner angenommen und luden nunmehr (24. März) den Kommodore ein, die Gegengeschenke des Kaisers in Empfang zu nehmen.

— Der Kommodore landete also in Jokohama in Begleitung einer Offiziersuite und seiner Dolmetscher und wurde im Konferenzhause von den Bevollmächtigten mit den üblichen Zeremonien empfangen. Der große Empfangsraum steckte voller Geschenke. Es waren lauter japanische Produkte: Seide, Brokat, Lackwaren in wunderbarer Ausführung, ganz leichte und durchscheinende

Porzellantassen mit schöner Goldverzierung, Fächer, Pfeifenfutterale und gewöhnliche Gebrauchsgegenstände von geringerem Wert, aber großem Interesse. Die Geschenke waren mit der für den Japaner so charakteristischen Ordnungsliebe und Nettigkeit in einzelne Partien verteilt und nach dem Rang des Empfängers geordnet. Die Bevollmächtigten stellten sich an das vordere Ende des Raumes. Als der Kommodore eingetreten war, las Hayashi auf Japanisch die Liste der Präsente und die Namen ihrer Empfänger vor. Yenoske übersetzte das ins Holländische, Portman ins Englische. Als diese Zeremonie beendet war, wurde der Kommodore ins innere Zimmer eingeladen, wo er zwei vollständige Sammlungen japanischer Münzen, drei Luntens Flinten und zwei Schwerter erhielt. Obwohl die Geschenke keinen sehr großen Wert hatten, waren sie doch ein Zeichen dafür, daß die Japaner den Wunsch hatten, dem Vertreter der Vereinigten Staaten ihren Respekt auszudrücken. Die einfache Tatsache, daß sie ihm gegen alle Gesetze ihres Landes, welche die Ausfuhr von Münzen streng verbieten, solche als Geschenk anboten, war ein Zeichen ihres großen Wohlwollens. — Als der Kommodore sich anschickte, auf sein Schiff zurückzukehren, sagten die Bevollmächtigten, es sei noch ein Geschenk vorhanden, das er noch nicht besichtigt habe, worauf sie ihn und die Offiziere an den Strand schickten, wo 100—200 Säcke Reis lagen. Als Yenoske die einigermassen erstaunten Gesichter der Amerikaner sah, klärte er sie darüber auf, daß die Japaner die Gewohnheit hätten, bei Geschenken immer Reis hinzuzufügen<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Bei späterer Erkundigung stellte es sich heraus, daß ein kaiserliches Geschenk immer Reis, getrockneten Fisch und Hunde einschließt. Einige meinten, es müsse auch Kohle dabei sein. Auch bei dieser Gelegenheit fehlte weder die Kohle noch die Hunde. Letztere waren hier kleine Tiere einer seltenen Rasse, die dem englischen Spaniol sehr stark ähnelt. Solche Hunde sind auch in Japan sehr selten. (Originalanmerkung.)

Während die Amerikaner noch diese Beweise japanischer Freigebigkeit betrachteten, kam eine Truppe Leute von monstruösem Körperbau die Küste entlang. Es waren Berufsringer. Sie bildeten einen Teil des Gefolges der Prinzen, die sie zu ihrem Privat- und zu öffentlichen Vergnügen hielten. Ihrer waren gegen 25, sehr große und dicke Leute. Als ganzes Kostüm trugen sie ein farbiges Tuch um die Lenden, das mit Fransen und dem Wappen des Prinzen, zu dessen Hofstaat sie gehörten, verziert war. Ihre Herren, die Prinzen, waren stolz auf sie. Zwei oder drei davon waren die berühmtesten Ringer Japans. Koyanagi, der als der Tyrann der Hauptstadt angesehen wurde, war einer davon. Er trug mit bewußtem Stolz seine immense Kraft und Körperfülle zur Schau. Er wurde dem Kommodore besonders vorgestellt, damit dieser seine massiven Formen besichtigen, seine runden, harten Muskeln und das Fett seines wohlgepolsterten Körpers betasten könne. Der Kommodore berührte ihn am Arm, den er ebenso sehnig wie dick fand, und legte dann seine Hand auf den Nacken des Ringers, der mit seinen dicken fleischigen Lappen wie der Nacken eines Preisochsen aussah. Als der Kommodore seiner Verwunderung Ausdruck gab, grunzte das Monstrum selbst zum Zeichen, daß seine Eitelkeit befriedigt worden war. So enorm waren die Leute alle, daß sie ebenso viele Fleischmassen ohne jeden individuellen Zug zu sein schienen. Ihre Augen waren kaum sichtbar, ihre Nasen verloren sich in der Gedunsenheit ihrer Wangen, und ihre Köpfe schienen direkt auf den Schultern zu sitzen, nur daß bei ihnen da, wo andere Menschen Kinn und Hals haben, eine Reihe fleischiger Falten saßen. Ihr riesiger Umfang kam jedoch weniger von Fettablagerungen als von der Entwicklung der Muskeln her, denn obwohl sie augenscheinlich gut genährt waren, waren sie nichtsdestoweniger sehr stark und geübt. Als erste Übung befahlen ihnen die Prinzen, die Reissäcke an einen für deren Einschiffung günstigen Platz zu schaffen. Jeder Sack wog nicht weniger als

125 Pfund, aber nur ein paar der Ringer konnten nur einen auf einmal tragen. Die anderen legten sich den ersten Sack ohne fremde Hilfe auf die rechte Schulter, erst beim zweiten wurde ihnen geholfen. Einer trug einen Sack mit den Zähnen, und ein anderer schlug mit einem solchen Sack in den Armen mehrere Purzelbäume.

Nach dieser ersten Produktion baten die Bevollmächtigten den Kommodore und sein Gefolge, sich ins Konferenzhaus zu begeben, wo sie die Ringer in der Ausübung ihrer Kunst sehen würden. Die Ringer selbst wurden sehr sorgfältig behandelt; sie hatten immer Leute um sich, die ihnen Fächer reichten und beim An- und Auskleiden halfen. Solange sie nämlich ruhten, waren sie in reich verzierte japanische Roben gekleidet, die sie nur beim Üben abnahmen. — Ein kreisförmiger Platz von etwa 12 Fuß im Durchmesser war gegenüber dem Konferenzhause hergerichtet worden, während in der Türhalle des letzteren Diwans für die Amerikaner und die japanischen Bevollmächtigten aufgestellt waren. Die Musikkapellen der Schiffe waren gleichfalls da und kürzten die Pausen zwischen den Vorführungen. — Sowie die Zuschauer Platz genommen hatten, wurden die Ringer hereingeführt. Sie teilten sich in zwei Parteien und fingen dann an, gewichtig vor- und rückwärts zu trampeln und sich mit feindlichen Blicken zu messen. Hierauf zogen sich alle mit Ausnahme von zweien zurück, kleideten sich an und setzten sich dann den Zuschauern gegenüber. — Die beiden Ringer traten nun auf das Signal der Herolde hin mit langsamen Schritten bis in die Mitte des Ringes, wo sie sich einander gegenüberstellten. Sie beobachteten sich da mit lauernden Blicken, als wollte jeder den anderen in einem unbewachten Moment angreifen. Wenn man die beiden überfütterten Monstren, deren animalische Seite so sorgfältig und erfolgreich entwickelt worden war, so ansah, wie sie sich gegenseitig mit blutdürstigen Ausdruck beobachten, konnte man leicht ganz vergessen, daß dies Menschen waren. Sie sahen in der Tat wie ein Paar

wilde Stiere aus. Wie Stiere stampften sie auf den Boden, beugten sich dann, rissen Händevoll Erdreich aus und warfen es mit einer zornigen Gebärde über die Schultern nach rückwärts oder zerrieben es ungeduldig in ihren ungeheuren Händen oder unter ihren Schultern. Nun hockten sie sich nieder, indem sie sich immer noch überwachten, bis sie schließlich in einem Augenblick ihre massiven Körper in einem furchtbaren Anprall aneinanderbrachten. Der Anprall hatte sie aber nicht aus dem Gleichgewicht gebracht; seine Stärke war nur aus dem Zittern und Beben ihrer Fleischmassen zu ersehen. Ihre muskulösen Arme umfaßten einander, und es begann ein verzweifelter Ringkampf. Wie bei einem kolossalen Herkules traten die Muskeln hervor, ihre Gesichter schwellen vom Andrang des Blutes, und ihre unförmlichen Körper bebten vor Anstrengung. Schließlich fiel der eine mit seinem ganzen Gewicht schwer auf den Boden; er wurde für besiegt erklärt. Man half ihm auf und führte ihn weg. Die beiden nächsten Ringer boten ein anderes Schauspiel. Der eine nahm eine Verteidigungsstellung ein, indem er das eine Bein vorsetzte, den Körper beugte und den Kopf nieder und vorstreckte. Der andere rannte sofort herein, brüllte wie ein Stier und stieß mit seinem Kopf an den Kopf des andern, der fest wie ein Fels stehen blieb, obwohl ihm das Blut in Strömen über das Gesicht lief. Dieses Manöver wurde öfters wiederholt, und sie setzten es fort, bis beider Köpfe mit Blut über und über beschmiert waren und das Fleisch auf ihren Brüsten von den Stößen dick anschwell. Die ekelhafte Vorstellung hörte erst dann auf, als alle 25 paarweise gekämpft hatten<sup>1)</sup>.

Von diesem brutalen Schauspiel wandten sich die Amerikaner zur Ausstellung des Telegraphen und der Eisenbahn. Ein glücklicher Kontrast! Statt roher tieri-

---

<sup>1)</sup> Das Ringen geht heutzutage noch ungefähr so vor sich, wie es die Amerikaner beschreiben. Nur das ist in der Schilderung übertrieben, daß die Kunst stets von sehr schweren Ringern ausgeübt wird; es gibt auch schlanke, geschmeidige.

scher Kraft die triumphierende Enthüllung der Erfolge von Wissenschaft und Unternehmungsgeist. Die Japaner freuten sich höchlichst über die lilliputanische Lokomotive, und einer der Schreiber nahm Platz auf dem kleinen Wagen, während der Maschinist mit der einen Hand heizte und mit der anderen die Maschine in Gang setzte. Mengen von Japanern standen umher und betrachteten sich die Eisenbahn mit Vergnügen und Überraschung, unfähig, bei jedem Pfiff der Lokomotive einen Freudenschrei zu unterdrücken. Auch der Telegraph erregte von neuem die Bewunderung aller. Dr. Morrow erklärte den Bevollmächtigten die Ackerbaugeräte. Dann erfolgte die formelle Übergabe der Präsente. Der Prinz von Mimasaki war von seinen Mitbevollmächtigten zur Übernahme und Kapitän Adams vom Kommodore zur Übergabe der Geschenke bestimmt worden. Jeder entledigte sich seiner Pflicht, indem er dem andern möglichst viele Komplimente sagte und sich ein halb dutzendmal verbeugte. Hierauf wurde eine Abteilung Marinesoldaten in ihren Übungen vorgeführt, wozu die Musik spielte. Die Japaner schienen sich für dieses militärische Schauspiel sehr stark zu interessieren und sprachen sich lobend über das kriegerische Aussehen der Leute und ihre Disziplin aus. — Damit war die Übergabe der Geschenke zu Ende; die Japaner, die vom Kommodore für den 27. zum Diner eingeladen worden waren, zogen sich ins Konferenzhaus zurück, und die Amerikaner auf ihre Schiffe. Die Geschenke der Japaner wurden eingepackt und mit dem Reis und den Kohlen auf das Vorratsschiff Supply geschickt.

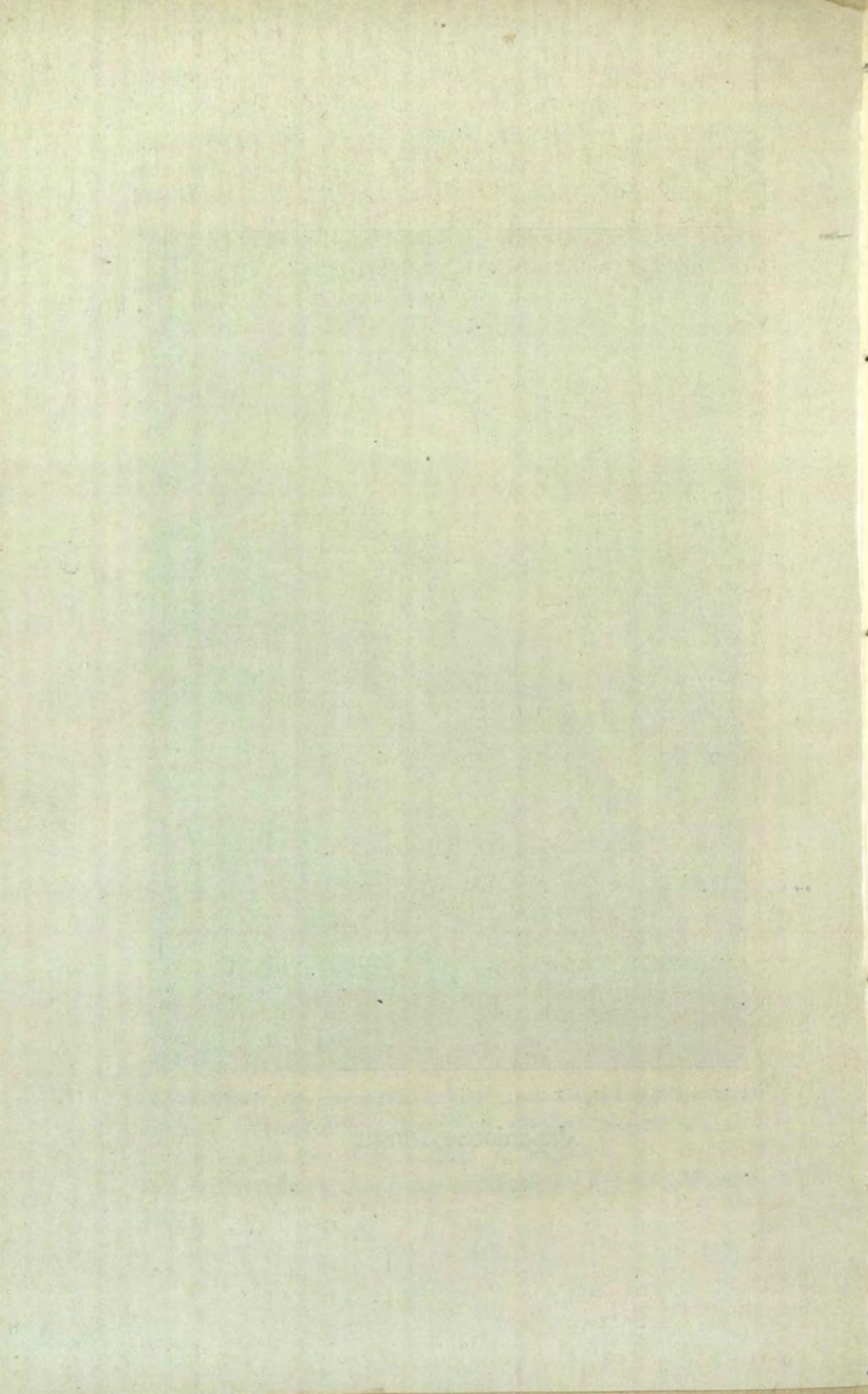
Am folgenden Tage, den 25. März, kam Yenoske in Begleitung seines Dolmetscherkollegen Kenzeiro auf den Powhattan, um den Amerikanern im Namen der Bevollmächtigten förmlich für das militärische Schauspiel und die Vorführung der Lokomotive und des Telegraphen zu danken. Yenoske und Kenzeiro wurden eingeladen, sich in die Kajüte des Kommodore zu begeben, wo sie nach den einleitenden und nie vernachlässigten üblichen Komplimenten



Bibliothek denkwürdiger Reisen

Band 2, Bild 5

## Japanische Ringer



menten vorschlugen, von einigen Punkten des beabsichtigten Abkommens zu sprechen. Der Kommodore sagte, er habe nichts dagegen einzuwenden, daß die Sache unoffiziell besprochen werde; er könne aber die Dolmetscher nicht als offizielle Vertreter der Bevollmächtigten, mit denen er allein gültig verhandeln würde, betrachten. — Yenoske konstatierte zunächst, daß Hakodaki<sup>1)</sup>, welches die Bevollmächtigten erst September 1855 eröffnen zu können glaubten, schon im März zur Aufnahme amerikanischer Schiffe bereit sein könne; auch Simoda würde um diese Zeit bereit sein. Der Kommodore antwortete, daß er gerne Hakodaki ohne vorhergehende Untersuchung annehme, obwohl er die Absicht habe, es im Sommer zu besuchen, daß er aber den Hafen von Simoda erst kennen müsse, ehe er annehmen könne. Nun meinten die Japaner, sie hofften, daß der Kommodore nicht vor Verlauf von 100 Tagen nach Hakodaki gehen würde, weil man zuerst nach Nagasaki um einen Dolmetscher schicken und dieser erst nach Jeddo gehen müsse. Der Kommodore antwortete, er könne nicht so lange warten, sondern er müsse in ungefähr einem Monat hingehen; als Dolmetscher wolle er Namura, den er gelegentlich unter den Beamten der Bevollmächtigten gesehen habe, mitnehmen. Die Japaner antworteten, das Namura hier bleiben müsse und daß man auch einen anderen brauche, weil der Dialekt von Hakodaki ziemlich abweiche<sup>2)</sup>. Was Simoda anbetrifft, so ließ der Kommodore den Japanern sagen, daß er diesen Hafen als offen betrachte, sobald er von Kapitän Pope, der jetzt mit der Untersuchung dieses Hafens beschäftigt sei, eine günstige Antwort habe. Er konstatierte auch, daß keiner der Häfen vor einem Jahre benutzt werden könne, weil es mindestens so lange brauche, bis seine Regierung den amerikanisch-japanischen Vertrag ratifizieren könne. — Darauf beendigte der Kommodore das Gespräch mit

---

1) Hakodate.

2) Der Norddialekt, für den Sendai typisch ist.

der Bemerkung, daß er diese Punkte im einzelnen mit den Bevollmächtigten besprechen würde.

Yenoske, der zweifellos von den Bevollmächtigten beauftragt war, zu sondieren, wie weit wohl die Beharrlichkeit des Kommodore ginge, fing nun von der Installierung eines amerikanischen Konsuls zu sprechen an. Er meinte, eine solche sei überflüssig, weil die Gouverneure der Städte sich damit befassen würden, den Schiffen Kohlen, Lebensmittel und anderes auch ohne die Intervention eines Konsuls zu verschaffen; deshalb schlugen die Bevollmächtigten vor, mit der Einrichtung eines Konsulates vier oder fünf Jahre zu warten, bis man sich ein Urteil bilden könne, wie die Beziehungen mit den Amerikanern sich entwickelten. Der Kommodore erklärte hierauf Yenoske die Befugnisse und Pflichten eines Konsularagenten und befürwortete die Installierung eines solchen im Interesse der Japaner selbst; schließlich erklärte er, daß dieser Punkt in den Vertrag aufgenommen werden müsse, obwohl er sich mit einem in Simoda residierenden Konsul be-  
nügen würde.

Hierauf unterrichtete der Kommodore die Dolmetscher von seinem Wunsch, bei seiner Rückkehr von Hakodaki in Simoda eine Dschunke mit 1000 Pecul<sup>1)</sup> Kohle bereitzufinden. Auch andere Vorräte brauche er zu gleicher Zeit und am gleichen Platz und die Rechnung dazu, weil er alles bezahlen wolle. Er forderte auch für die Amerikaner das Recht, was ihnen an japanischen Produkten gefalle, kaufen zu dürfen, insgleichen das Recht, an Land zu gehen und dort unter Beobachtung der von der Regierung für nötig erachteten Verhaltensmaßregeln spazieren gehen zu dürfen. Die Dolmetscher schienen die Richtigkeit dieser Forderungen wohl einzusehen, aber auch die Konsequenzen zu fürchten; ihre Regierung, sagten sie, sei gezwungen gewesen, strenge Maßregeln den Portugiesen und Engländern gegenüber aufzustellen; sie führten

---

<sup>1)</sup> 1 Picul = 133 engl. Pfund = 62 Kilo.

auch die schlechte Aufführung des Kapitäns Pellew in Nagasaki vor einigen Jahren auf.

Montag, 27. März, war der Tag, für welchen der Kommodore die Bevollmächtigten und deren Begleiter eingeladen hatte. Deshalb wurden im Flaggschiff große Vorbereitungen getroffen. Das Quarterdeck war mit einer großen Anzahl von Flaggen geschmückt und alle Teile des Dampfers waren in vollkommener Ordnung. Der Kommodore hatte die Absicht, den Japanern eine günstige Meinung von amerikanischer Gastfreundschaft beizubringen und hatte infolgedessen für die erwarteten Gäste nichts gespart, die ohne Bootsleute und Diener nicht weniger als 70 Mann sein würden. Da es bekannt war, daß die strenge japanische Etikette es den Bevollmächtigten nicht erlauben würde, mit ihren Untergeordneten an einem Tische zu sitzen, so wurden zwei hergerichtet, einer in seiner Kabine für die Hauptwürdenträger, ein anderer auf dem Quarterdeck. Seit langem war der Kommodore entschlossen, diesen Empfang zu veranstalten, sobald der allgemeine Verlauf der Verhandlungen ein günstiges Resultat in Aussicht stellen würde. Er hatte also einiges lebendiges Vieh, Rinder, Schafe und Wildpret und Geflügel für die Gelegenheit reserviert. Die gewöhnlichen Vorräte an Konserven, Fischen, Gemüsen und Obst und vorzüglichen Weine genügten, um ein reichliches Fest zu bestreiten.

Ehe die Bevollmächtigten an Bord des Powhattan kamen, besuchten sie die Kriegsschaluppe Mazedonian, wobei sie von dem in der Nähe liegenden Mississippi mit Salutschüssen von 17 Geschützen begrüßt wurden. Man führte ihnen die großen Geschütze und die an der Breitseite vor, worauf sie unter dem Donner der Kanonen des von ihnen besuchten Schiffes sich an Bord des Powhattan begaben. Dort wurde ihnen zuerst das Schiff gezeigt, wobei sie sich besonders für die Geschütze und die Maschinen interessierten. Ein Boot wurde hinabgelassen mit einer Haubitze, die mehrere Male abgefeuert wurde, was

die Japaner höchlichst amüsierte. Sie scheinen zwar kein sehr kriegerisches Volk zu sein (wenigstens nicht während ihrer modernen Geschichte<sup>1)</sup>), doch lieben sie augenscheinlich alle kriegerischen Übungen und Schauspiele. Hierauf wurden die Maschinen in Tätigkeit gesetzt, was eine Menge Fragen und Bemerkungen von seiten der Japaner hervorrief, aus denen man einen Schluß auf die hervorragende Intelligenz der höheren Klassen dieses Volkes ziehen konnte. Nachdem die Gäste ihre Neugierde befriedigt hatten, wurden sie zu Tisch gebeten. — Der Kommodore hatte die vier Kapitäne des Geschwaders, den Dolmetscher Mr. Williams und seinen Sekretär zu sich mit den Bevollmächtigten in seine Kabine eingeladen. Yenoske hatte von seinen Vorgesetzten als besondere Vergünstigung die Erlaubnis erhalten, an einem Seitentischchen in der Kabine am Mahle teilzunehmen, was weder seinen Appetit noch seinen Gleichmut störte. Hayashi, der seine Würde und Feierlichkeit nicht einen Augenblick verlor, aß und trank wenig, doch versuchte er jedes Gericht und kostete alle Weine. Die anderen aber erwiesen sich als tüchtige Esser und Trinker. Matsusaki war die Seele der ganzen Gesellschaft und zeigte sich als ein ganz entschiedener Liebhaber amerikanischer Gerichte, besonders des Champagners, obwohl er den anderen Weinen und Getränken auch nicht abgeneigt war. Die Liköre, besonders der Maraschino, gefielen den Japanern ausgezeichnet, sie tranken ungezählte Gläschen davon. Matsusaki, ein jovialer Bursche, spürte bald die Folgen seiner zahllosen Libationen und fühlte sich äußerst glücklich. Nur Hayashis Nüchternheit war gefeit gegen die unbegrenzte Heiterkeit, die unter seinen bacchanalischen Gefährten herrschte. — Die Japaner auf Deck, die von den Offizieren verschiedener Schiffe bewirtet wurden, waren von der Menge vertilgten Champagners Madeira und Punsch ganz rebellisch geworden. Sie waren die ersten beim Ausbringen der Gesundheit ihrer Wirte

---

<sup>1)</sup> Die Einschränkung war wahrlich notwendig.

und nichts weniger als die letzten beim Aufdiegesundheit-trinken. Sie schrien, so laut sie konnten, und überlärmten die Musik um ein bedeutendes. Das Essen gefiel ihnen ebensogut wie das Trinken; sogar die stärksten Esser unter den Amerikanern wunderten sich, wie schnell ihre Gäste mit den Bergen von Eßwaren fertig wurden, die auf den Tischen standen. Eine Ordnung im Menu hielten sie nicht ein; sie verschluckten ohne Wahl und durcheinander Fische, Fleisch, Geflügel, Suppen und süße Speisen, Obst und Frikassee, Pickles und Konserven. Da genügende Mengen aufgetragen wurden, konnten sie nicht alles essen. Was sie nicht vertilgen konnten, nahmen sie nach japanischem Gebrauch mit. Sie haben ja immer einen tüchtigen Vorrat von Papier in der linken Brusttasche. Sie gebrauchen es verschieden; eine Sorte, weich wie Stoff und doch zäh, wird als Taschentuch benützt; eine andere als Notizbuch oder zum Einwickeln. Als das Mahl vorüber war, breiteten sie alle wie ein Mann ihre Papiere aus und wickelten darin ein, was sie erwischen konnten, wobei sie die heterogensten Dinge zusammenpackten. So ist es einfach der Brauch; es ist keine Freßgier und kein Mangel an Erziehung dabei. Die Pakete verschwanden in ihren weiten Taschen und ebenso weiten Ärmeln. Denselben Gebrauch mußten auch die Amerikaner beobachten: wenn der Kommodore und seine Offiziere an Land speisten, bekamen sie die Reste der Mahlzeit mit; eine Weigerung wäre einer Beleidigung gleichgekommen. — Nach dem Mahle führten einige Matrosen Niggersongs auf. Sie entledigten sich dieser Aufgabe so vortrefflich, daß nicht einmal Hayashis Gravität widerstehen konnte. Der joviale Matsusaki warf dem Kommodore seine Arme um den Hals und zerdrückte dabei ein Paar neue Epauletten: „Nippon und Amerika, beide ein Herz,“ wiederholte er dabei fortwährend. Dann suchte er schwankenden Schritts, von einigen noch fester auf ihren Füßen stehenden Gefährten gestützt, sein Boot auf, und bald hatte die ganze Gesellschaft das Schiff

verlassen. Die Saratoga feuerte Salutschüsse ab, als das letzte Boot den Powhattan verließ, und wieder kehrte für das Geschwader die Ruhe der Tagespflicht zurück.

Am folgenden Tage landete der Kommodore, um die noch restierenden Punkte des Vertrags vor der Unterzeichnung desselben zu besprechen. Wie gewöhnlich, wurde er beim Konferenzhause von den Bevollmächtigten empfangen, die an diesem Tage noch ernster und gravitätischer als je aussahen. Sobald der Kommodore Platz genommen hatte, wurde ihm ein Brief übergeben. Er kam vom Kapitän Pope und war von den Behörden auf dem Landwege von Simoda hierher befördert worden. Der Brief gab eine günstige Auskunft über Simoda, worauf der Kommodore sich sofort bereit erklärte, diesen Hafen anzunehmen, unter der Voraussetzung, daß er ohne Verzug geöffnet werde. Hakodaki, fügte er hinzu, wäre der zweite und Napha in Liukiu der dritte. Für die beiden anderen sei er willig, die Besprechung auf eine spätere Zeit zu verschieben. Dann schlug er vor, das Übereinkommen betreffs der drei Häfen gleich zu zeichnen, und befahl seinem Dolmetscher, den holländischen Text vorzulesen. Nachdem dieser verlesen war und die Japaner ihn nochmals sorgfältig durchgenommen hatten, erklärten sie sich mit allem, ausgenommen der sofortigen Eröffnung von Simoda, einverstanden. Nach Diskussion dieser strittigen Frage kam man schließlich überein, den Hafen zu eröffnen, daß aber die Japaner dem Kommodore eine Note übergeben sollten, in der folgendes konstatiert sein würde: mit Ausnahme von Holz und Wasser und sonstiger vorhandener Ware, was sofort geliefert werden könne, brauche man zehn Monate, um den Hafen instand zu setzen, auch sonstige Bedarfsartikel für Schiffe zu liefern. Auf diese Note würde der Kommodore dann in einwilligendem Sinne antworten.

Nun kam eine andere Frage an die Reihe. Es handelte sich darum, zu wissen, welche Privilegien Amerikaner, die Simoda besuchen wollten, genießen würden. Es stellte

sich im Laufe der Diskussion heraus, daß die Japaner wenigstens für die nächste Zukunft, niemandem erlauben würden, sich dort zu dauerndem Aufenthalt niederzulassen. Es wurde auch die Zone um Simoda und Hakodaki festgelegt, innerhalb derer Amerikaner sich frei bewegen dürften. Es ist bemerkenswert, daß die Japaner sich sofort mit der vom Kommodore bezeichneten Distanz einverstanden erklärten.

Die Konsulfrage<sup>1)</sup> verursachte den Japanern ein Gefühl von starkem Unbehagen. Sie führten dieselben Gründe an, die vor einigen Tagen schon die Dolmetscher in ihrem Gespräch mit dem Kommodore angegeben hatten. Der Kommodore aber ließ nicht ab von seiner Forderung, so daß man schließlich übereinkam, einen Konsul in Simodaki zu installieren, der aber erst in 12—18 Monaten zu ernennen wäre.

Zwei neue Artikel, welche die eben berührten Punkte einschlossen, wurden zu dem beabsichtigten Verträge hinzugefügt, und als die Japaner versprochen hatten, am folgenden Tag eine holländische Kopie des Ausgemachten auf den Powhattan zu bringen, nahm der Kommodore Abschied.

Im Verlaufe der nächsten zwei Tage wurden verschiedene Punkte noch genauer behandelt. Die amerikanischen Dolmetscher waren im Verein mit den japanischen damit beschäftigt, den Vertrag auf Chinesisch, Holländisch und Japanisch niederzuschreiben. Am 29. kamen die Vandalia und der Southampton von Simoda und bestätigten, was der Kapitän Pope schon in seinem Briefe gesagt hatte, nämlich, daß die Stadt und der Hafen von Simoda in jeder Hinsicht den amerikanischen Zwecken entsprächen. Alles war nun für die Untersuchung des Vertrags bereit. — Am 31. März begab sich der Kommodore mit seinem gewöhnlichen Gefolge ins Vertragshaus und zeichnete dort sofort drei Kopien des Vertrags auf

<sup>1)</sup> Sie wurde endgültig erst 1897 gelöst, und zwar durch Aufgabe der Extra-Territorialität von seiten der Fremdmächte.

Englisch, die er dann mit drei Kopien desselben auf Holländisch und Chinesisch mit Bestätigung der Dolmetscher Williams und Portman den Bevollmächtigten überreichte. Zugleich überreichten diese im Namen ihrer Regierung dem Kommodore drei Kopien des Vertrags auf Japanisch, Chinesisch und Holländisch, gezeichnet von den vier vom Kaiser delegierten Bevollmächtigten. Hier folgt der Vertrag:

„Die Vereinigten Staaten von Amerika und das Kaiserreich Japan haben, geleitet von dem Wunsche, zwischen den beiden Nationen eine feste, dauerhafte und aufrichtige Freundschaft zu begründen, beschlossen, durch einen Vertrag oder eine allgemeine Friedens- und Freundschaftskonvention, die Regeln festzustellen, welche in Zukunft von beiden Nationen in ihrem Verkehr beachtet werden sollen. Zu diesem sehr wünschenswerten Zwecke hat der Präsident der Vereinigten Staaten seinem Kommissär, Mathew Calbraith Perry, Spezialabgesandten der Vereinigten Staaten, alle Vollmachten erteilt, und der erhabene Kaiser von Japan hat gleiche Vollmachten seinen Kommissären Hayashi Daigaku-no-kami, Ido, Fürst von Tsushima, Izawa, Fürst von Mimasaki und Udono, Mitglied der Finanzbehörde, erteilt.

Die erwähnten Bevollmächtigten haben, nachdem sie ihre Vollmachten ausgetauscht hatten, folgende Abmachungen getroffen:

#### Artikel 1.

Es soll zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika einerseits und Japan andererseits, sowie zwischen ihren Völkern ohne Ausnahme von Personen oder Orten, ein vollkommener, dauernder und allgemeiner Friede, sowie eine aufrichtige und herzliche Freundschaft herrschen.

#### Artikel 2.

Der Hafen Simoda im Fürstentum Idzu und der Hafen Hakodadi im Fürstentum Matsmai werden von den Japanern den Amerikanern, als für amerikanische Schiffe offen erklärt, wo diese Holz, Wasser, Lebensmittel und Kohlen und andere allenfalls nötige Artikel bekommen können, soweit die Japaner solche zu liefern imstande sind. Der zuerst genannte Hafen soll bei Unterzeichnung dieses Vertrags geöffnet werden, der andere sofort nach demselben Tage im künftigen japanischen Jahr.

Bemerkung: Ein Preisverzeichnis soll von den japanischen Beamten angefertigt werden von den Dingen, die sie liefern können. Die Zahlung soll in Gold- und Silbergeld erfolgen.

### Artikel 3.

Wenn Schiffe der Vereinigten Staaten auf japanische Küsten geworfen werden oder dort Schiffbruch erleiden, sollen die Japaner Hilfe leisten, die Besatzung der verunglückten Schiffe nach Simoda oder Hakodadi bringen und sie ihren dazu bestimmten (amerikanischen) Landleuten übergeben. Alles von den Schiffbrüchigen gerettete Gut soll gleichfalls zurückgegeben werden. Die Kosten, die durch Hilfeleistung und Rettung von Amerikanern oder Japanern an beiderseitigen Küsten erwachsen, brauchen nicht erstattet zu werden.

### Artikel 4.

Schiffbrüchige oder andere Personen amerikanischer Nationalität sollen frei sein wie in andern Ländern, nicht ihrer Freiheit beraubt und gerechten Gesetzen unterworfen werden.

### Artikel 5.

Schiffbrüchige und andere Personen amerikanischer Nation, die zeitweise in Simoda oder Hakodadi sich aufhalten, dürfen nicht denselben Beschränkungen wie die Holländer und Chinesen in Nagasaki unterworfen werden, sondern haben die Erlaubnis, in Simoda sich frei zu bewegen und zwar innerhalb eines Kreises von 7 Meilen (jap.: ri<sup>1)</sup>, von einer kleinen Insel im Hafen von Simoda aus gerechnet. Ebenso sollen sie in Hakodadi innerhalb einer nach dem Besuche des amerikanischen Geschwaders zu bestimmenden Ausdehnung sich frei bewegen dürfen.

### Artikel 6.

Sollten die Amerikaner andere als obenbezeichnete Artikel brauchen oder sollte irgendein Geschäft zu regeln sein, so soll dies nach sorgfältiger Beratung der interessierten Parteien geschehen.

### Artikel 7.

Amerikanische Schiffe sollen in den Vertragshäfen amerikanisches Gold- und Silbergeld gegen japanisches, sowie Artikel gegen Artikel austauschen dürfen und zwar unter solchen Bedingungen, wie sie von der japanischen Regierung zeitweise aufgestellt werden. Es wird den amerikanischen Schiffen jedoch erlaubt, Artikel, die sie nicht austauschen wollen, wieder mitzunehmen.

### Artikel 8.

Wasser, Holz, Lebensmittel und andere Waren können nur durch Vermittlung eigens von der Regierung bestimmter Beamter erworben werden.

---

<sup>1)</sup> 1 ri = 4 km., während chinesisches 1 li = 1—2½ km.

#### Artikel 9.

Sollte die japanische Regierung in Zukunft einem anderen Staate Privilegien garantieren, wie solche die Amerikaner bis jetzt nicht besitzen, so sollen die letzteren ohne weiteren Verzug und ohne eigene Abmachungen dieselben Privilegien genießen.

#### Artikel 10.

Schiffe der Vereinigten Staaten haben keine Erlaubnis, andere Häfen anzulaufen als Simoda und Hakodadi, es sei denn im Falle der Not oder schlechten Wetters.

#### Artikel 11.

Die Regierung der Vereinigten Staaten wird zu einem beliebigen Zeitpunkt nach Ablauf von 18 Monaten, vom Tage der Unterzeichnung dieses Vertrags an gerechnet, Konsuln oder Agenten ernennen, die in Simoda residieren sollen, vorausgesetzt, daß die eine der beiden Regierungen ein solches Arrangement für nötig hält.

#### Artikel 12.

Vorliegende, gehörig beschlossene und unterzeichnete Konvention soll obligatorisch sein und von Amerikanern und Japanern gleicherweise beachtet werden; es soll vom Präsidenten der Vereinigten Staaten nach Einholung des Rates und der Einwilligung des Senats und von dem erhabenen Souverän von Japan ratifiziert und bestätigt werden, welche Ratifizierung und Bestätigung innerhalb 18 Monaten von der Unterzeichnung vorliegenden Vertrags, oder wenn möglich früher, stattfinden soll.

Dieses haben wir, die Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten von Amerika und des Kaiserreichs Japan, unterschrieben und mit unsern Siegeln versehen.

Ausgefertigt in Kanagawa, am 31. März des Jahres n. H. Jesu Christi 1854, d. i. Keyei, 7. Jahr, 3. Monat, 3. Tag.“

Unmittelbar nach der Unterzeichnung und dem Austausch der Kopien des Vertrags überreichte der Kommodore dem ersten Bevollmächtigten, Prinz Hayashi, eine amerikanische Flagge, indem er hinzufügte, daß dies der höchste Ausdruck nationaler Höflichkeit und Freundschaft sei. Der Prinz war augenscheinlich tief ergriffen und dankte in tiefgefühlten Ausdrücken. Hierauf beschenkte Perry die anderen Würdenträger mit Geschenken, die er eigens für sie reserviert hatte. Da alle Geschäfte zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt waren, luden die japanischen Kommissäre den Kommodore und seine Offi-

ziere zu einem speziell für diese Gelegenheit veranstalteten Feste ein. Es wurden Tische aufgestellt, nichts weiter als breite Diwans wie die, auf denen man saß. Sie waren mit einem rotgefärbten Krepp bedeckt; der oberste, der etwas höher stand, war für den Kommodore, seine höheren Offiziere und die Bevollmächtigten reserviert. Als alle saßen, brachten die Diener eine rasche Folge von Gerichten, hauptsächlich dicke Suppen oder eher Stews, in denen frische Fische eine hervorragende Rolle spielten. Mit jedem Gericht gab es Soy oder eine andere Würze. Alles wurde begossen mit großen Quantitäten von Saki, dem nationalen Reisbranntwein. Süße Speisen und Kuchen lagen überall auf den Tischen. Gegen Ende des Festes erhielt jeder Gast eine Schüssel, enthaltend gerösteten Krebs, ein Stück gebackenen Fisch, ein paar gekochte Krevetten und einen kleinen viereckigen Pudding in der Art eines blanc manger. Diese Schüssel sollte den Amerikanern für ihre Rückkehr auf die Schiffe reserviert werden, was auch geschah. Das Fest machte auf die Amerikaner gerade keinen hervorragenden Eindruck; sie waren jedoch entzückt von der Höflichkeit ihrer Gastfreunde. Ihr Appetit, das muß zugestanden werden, war von dem ungewohnten Menu wenig befriedigt worden. Die Japaner entschuldigten sich zwar — sie tun dies immer — wegen der Ärmlichkeit des Gebotenen; es sei so schwierig, in Kanagawa etwas Ordentliches zu bekommen. Aus dem an Bord des Powhattan gegebenen Diner hätte man wohl zwanzig solche wie das eben gegessene japanische machen können. Um es kurz zu sagen: die Diners der Japaner waren sehr liebenswürdig, befriedigten aber durch ihre Küche nicht. Die Liukiuer aßen augenscheinlich besser als die Japaner.

Nach dem Feste, bei dem viele Komplimente ausgetauscht und zahllose Gesundheitenswünsche aus winzigen Sake-schalen ausgebracht wurden, drückten die Japaner ihre Besorgnis wegen des vom Kommodore geplanten Besuchs in Jeddo aus. Sie baten ihn ernsthaft, seine Schiffe nicht

weiter aufwärts in der Bucht gehen zu lassen, was Unruhen verursachen könnte; ja, ihr Leben könnten die Amerikaner in Gefahr bringen. Der Kommodore besprach die Sache mit ihnen ziemlich lange, da sie aber immer noch Einwendungen gegen seinen Besuch in Jeddo machten, machte er aus, daß dieser Besuch Gegenstand eines Notenwechsels sein werde. —

Ehe wir in unserer Erzählung fortschreiten, wird es gut sein, hier zu resümieren, was die Amerikaner alles durch ihren Vertrag erreicht hatten.

Als unsere Regierung beschloß, eine Expedition nach Japan zu senden, kannte sie den Charakter jener sonderbaren Nation ziemlich gut. Ungleich anderen zivilisierten Nationen verharrete diese in einer selbstaufgelegten, seit lange dauernden Isolierung, sie suchte weder noch wünschte sie Verbindung mit dem Reste der Welt — im Gegenteil, sie bestrebte sich, eine solche zu vermeiden. Es war eine verhältnismäßig leichte Aufgabe, irgendeiner anderen Macht, deren Häfen von den Schiffen aller anderen Nationen besucht wurden, einen Handelsvertrag vorzuschlagen. Solche Mächte haben den Handel als einen Teil ihres Nationallebens anerkannt; ein Vertrag brauchte also nur gewisse Privilegien genauer zu definieren. Ganz anders aber liegen die Verhältnisse bei einer Macht, die den Handel an sich verbietet. Hier mußte man zuerst daraufhin wirken, daß der Handel überhaupt erlaubt wurde. Selbst wenn dies schon erreicht ist, kommt noch ein zweiter Punkt, nämlich bis zu welchem Grad die Verbindung zu Handelszwecken getrieben werden kann. Zwischen Nationen, die an die Gebräuche der christlichen Völker gewöhnt sind, sind die Prinzipien und die Ausdehnung internationalen Tausches so gut definiert, daß der Terminus „Handelsvertrag“ gar keine Erklärung fordert. Aber in einem Königreich, das den Handel bewußt ignoriert, ihn sogar als ein Übel betrachtet, mußte zuerst die allererste Basis gelegt und der Terminus „Handelsvertrag“ selbst genau umschrieben werden.

Die Instruktionen, die Perry von der Regierung bekommen hatte, waren infolgedessen auf breitester Basis angelegt. Wenn er die Japaner bereitwillig fand, ihre Abneigung allem Fremden gegenüber sofort und dauernd aufzugeben (was sehr unwahrscheinlich war), hatte er Vollmacht, mit ihnen einen Vertrag abzuschließen, so breit und ausgedehnt wie mit irgendeiner europäischen Nation. Sollten sie von ihrem eifersüchtigen und argwöhnischem System aber nur teilweise abgehen, so konnte er in seinen Verhandlungen eben nur so weit gehen, als ihm erreichbar schien, und seiner Nation die Privilegien sichern, deren Erheischung mit der Selbstachtung eines großen Volkes vereinbar ist. Es darf nicht vergessen werden bei Schätzung dessen, was die Amerikaner zustande brachten, daß sie mit einem Volke zu tun hatten, das zurzeit der Unterhandlungen und seit etwa 200 Jahren nur einen Hafen, Nagasaki, den Fremden geöffnet und bloß den Holländern und den Chinesen einen durch viele Vorschriften stark beengten Handel gestattet hatte, daß sie mit der Außenwelt überhaupt nur durch Vermittlung Dritter verkehrten (der Holländer in Dezima) und daß sie ein Volk waren, das, soweit wir es kennen, überhaupt nie einen formellen Vertrag mit irgendeiner zivilisierten Nation geschlossen hatte. Von einem solchen Volk zu erwarten, es würde einen Vertrag schließen wie zwei große Handelsnationen, z. B. England und wir, wäre einfach lächerlich gewesen. — In den Instruktionen des Kommodore waren in der Tat nur zwei Punkte, die er nicht völlig frei nach eigenem Gutdünken behandeln durfte. Der erste war der, daß die Amerikaner, falls irgendwelche Abmachungen zustande kämen, sich auf keinen Fall und in keiner Weise die demütigende Behandlung gefallen lassen würden, denen sich die Holländer so lange unterworfen hatten. Der zweite war der, daß Schiffbrüchige unserer Nation nicht als Gefangene, die man in Käfige steckt und unmenschlicher Behandlung aussetzt, betrachtet werden dürfen, sondern mit Güte aufgenommen

und gepflegt werden müssen, bis sie das Land verlassen können.

Es ist also leicht verständlich, daß in der Mission Perrys eine neue Aufgabe vorlag. Unsere vergangene diplomatische Tätigkeit konnte für diesen Fall wenig oder gar keine Erfahrung liefern. Am nächsten kam ihm noch der Vertrag mit China vom Jahre 1844. Den hatte der Kommodore denn auch sorgfältig studiert. Er ist ein „Vertrag oder allgemeine Friedens-, Freundschafts- und Handelskonvention“ und bestimmt die Regeln, welche „in dem Verkehr der beiden Länder gegenseitig zu beachten sind“. So weit hier der Handel in Betracht kommt, durften die „Bürger der Vereinigten Staaten“ 5 Häfen in China frequentieren, „dort mit ihren Familien residieren und Handel treiben und mit ihren Schiffen und Waren nach oder von einem fremden Hafen fahren und von jedem der erwähnten fünf zu einem anderen“. Was die Zölle auf die importierten Waren betrifft, so sind sie durch einen im Vertrag vorgesehenen Tarif geregelt und auf keinen Fall höher als die von anderen Nationen gezahlten. Konsuln dürfen in den erwähnten fünf Häfen residieren, und die, welche dort Handel treiben, haben das Recht, „alle Waren, deren Aus- oder Einfuhr nicht durch den Vertrag verboten ist, von ihrem eigenen oder anderen Hafen nach China zu importieren, dort zu verkaufen und anderseits Waren zu kaufen und nach ihrem eigenen oder einem beliebigen anderen Hafen zu exportieren.“ Kurz, soweit die fünf Häfen in Betracht kommen, existiert zwischen uns und China ein allgemeiner Handelsvertrag. Deshalb erklärt der § 22 eigens, daß „zwischen den Vereinigten Staaten und China durch den Vertrag friedliche und freundschaftliche Beziehungen hergestellt sind und die Schiffe der Vereinigten Staaten ungehindert zwischen den fünf, dem fremden Handel geöffneten Häfen, verkehren können“. Es war sicherlich sehr wünschenswert, solche Privilegien auch von Japan zu erhalten. Der Kommodore beschloß, seine ersten Anstrengungen eben

in dieser Richtung geltend zu machen — vorausgesetzt, daß die Japaner sich überhaupt auf Verhandlungen einlassen würden. Er ließ also eine auf Chinesisch geschriebene Kopie des Vertrages herstellen, in dem nur soweit etwas geändert wurde, daß er auf Japan paßte; diesen Vertrag wollte er dann den Bevollmächtigten vorlegen, wenn es ihm gelänge, mit ihnen in Verhandlungen zu treten. Er hoffte zwar nicht, daß die Japaner den chinesischen Vertrag in Bausch und Bogen annehmen würden, denn er kannte den Unterschied im Charakter der beiden Nationen sehr wohl. Er wußte auch, daß die Japaner die Chinesen mit einer gewissen Verachtung ansahen und sie wie die Holländer behandelten. Er wußte gleichfalls, daß die Chinesen, als sie den Vertrag mit Amerika schlossen, etwas von dem Nutzen des Verkehrs mit der übrigen Welt ahnten, während die Japaner einen solchen Verkehr weder kannten noch schätzten, vielleicht aber ihn wohl kannten, ihn aber nicht mit der Zulassung Fremder in ihr Land erkaufen wollten; denn diese konnten ja, wie vor Jahrhunderten die Portugiesen, versuchen, das Kaiserreich in Unruhe zu versetzen. Man konnte also nicht erwarten, daß die Japaner in allen Punkten den chinesischen Vertrag nachahmen würden. Aber einige seiner Punkte konnten sie doch annehmen, wenn man ihnen begreiflich machen konnte, was andere Orientalen getan hatten.

Von den zahlreichen Schwierigkeiten, die sich dem Kommodore bei Erreichung dieses Zwecks entgegenstellten, mögen am besten genaue Berichte über die Konferenzen und Diskussionen eine Idee geben. Bei der ersten Zusammenkunft, die der Kommodore mit den kaiserlichen Bevollmächtigten hatte (am 8. März) entspann sich z. B. folgendes Gespräch:

Perry: Ich denke, es wäre am besten für die beiden Nationen, wenn ein Vertrag ähnlich dem zwischen meinem Land und China geschlossen würde. Ich habe den Entwurf eines solchen mitgebracht. Ich bin von meiner Regierung hierher gesandt worden, um mit der Euren einen Vertrag zu schließen. Gelingt mir das

jetzt nicht, so wird mein Land wahrscheinlich mehr Schiffe schicken, aber ich hoffe, wir werden die Sache freundschaftlich abmachen.

Japaner: Wir wünschen vorläufig das Dokument ins Japanische übersetzt zu haben.

Dies war nur ein Beispiel ihrer äußersten Vorsicht. Denn sicherlich konnte ein jeder der Kommissare ohne die geringste Schwierigkeit lesen; auf jeden Fall hätten es ihre Dolmetscher mit Leichtigkeit auf Japanisch vom Blatte gelesen. Der Kommodore, der alles tat, um Reibungen zu vermeiden, hatte selbstverständlich nichts dagegen einzuwenden, obwohl er wußte, daß diese Übersetzung unnötig war. In einer Woche kam denn auch eine schriftliche und sehr präzise Antwort: „Handelsbeziehungen wie die zwischen China und Eurem Lande können wir noch nicht erlauben. Die Anschauungen und Sitten unseres Volkes gleichen denen anderer Völker nicht, und es ist äußerst schwierig, die alten Regulative gegen solche anderer Länder einzutauschen. Übrigens haben die Chinesen lange mit westlichen Nationen zu tun gehabt, während wir bloß in Nagasaki mit Holländern und Chinesen zu tun haben.“

Diese Antwort war nicht ganz unerwartet und machte allen Hoffnungen auf einen „Handelsvertrag“ in europäischem Sinne ein Ende. Es blieb also nur eines übrig: wenigstens die Zulassung in das Reich und soviel Handelsmöglichkeiten, als man der Eifersucht der Japaner entreißen konnte, zu erwirken. Schließlich, nach langen und wiederholten Diskussionen, gelang es, die Öffnung gewisser Häfen zu erreichen, und dann kam am 25. März die Konsularfrage zur Besprechung.

Japaner: Ehe Konsuln oder Agenten bewilligt werden können, verlangen die Bevollmächtigten einen Zeitraum von 4 oder 5 Jahren, um zu sehen, wie sich die japanisch-amerikanischen Beziehungen anlassen. Der Stadtgouverneur und der offizielle Dolmetscher werden alle Geschäfte des Kaufs von Kohlen und Lebensmitteln und anderer Dinge übernehmen und ausführen können, ohne die Intervention eines Konsuls.

Perry: Die Pflichten eines Konsuls bestehen darin, daß

er über alle Schwierigkeiten zwischen amerikanischen Bürgern und Japanern in authentischer Weise berichtet, daß er den Japanern hilft, die Bestimmungen des Vertrags und ihre eigenen Gesetze anzuwenden, und von den Amerikanern gemachte Schulden eintreibt; er wird auch der Regierung in Washington alle Wünsche der Japaner übermitteln, weil von jetzt an die Vermittlung der Holländer in Korrespondenzsachen aufhören muß; sollten keine Konsularstellen eingerichtet werden können, dann müßte ein Kriegsschiff beständig in Japan bleiben und sein Kapitän den Dienst eines Konsuls versehen.

Japaner: Wenn wir nicht großes Vertrauen zu Euch hätten, dann hätten wir Euch unsere Häfen gar nicht geöffnet. Konsuln können im Laufe der Zeit installiert werden, wenn die Umstände es nötig machen. Wir hoffen, alle Amerikaner werden die Gesetze ihres Landes befolgen und sich aufführen, wie sich's gehört.

Perry: Gewiß, ich hoffe, es wird keine Schwierigkeiten geben. Aber gerade die Ernennung von Konsuln, wie es in China und Hawai welche gibt, soll solche Schwierigkeiten vermeiden. Kein Amerikaner würde seine eigenen Verfehlungen seinem Lande vermelden, noch könnten die Japaner dies ohne Vermittlung eines Konsuls tun. Die Möglichkeit der Installation eines Konsuln muß in den Vertrag kommen, obwohl ich nur einen fordere, der in Simoda residieren soll und wahrscheinlich nicht vor Ablauf eines oder zweier Jahre hierher geschickt wird.

Auf solche Weise mußte der Kommodore alles erklären und Schritt für Schritt sich durch die Verhandlungen durchkämpfen.

Japaner: Die Bevollmächtigten wünschen, daß der Admiral alles ganz klar darlege, denn die Japaner sind den Amerikanern nicht gleich und haben nicht viel zu geben.

Kommodore: Ich habe schon alles dargelegt in dem Entwurf eines Vertrags, den ich Euch übergeben habe. (Es war ein neuer, nachdem die Japaner den chinesischen zurückgewiesen hatten.) Die Bevollmächtigten mögen ihre Einwände dagegen geltend machen. Der Vertrag, den wir jetzt schließen sollen, ist nur ein Anfang. Wenn die Japaner uns Amerikaner einmal kennen werden, werden sie uns erlauben, überall hin zu gehen, an den Fusi-yama und ins ganze Land.

Japaner: Wir haben gegen die Engländer und die Portugiesen restriktive Maßregeln ergreifen müssen.

Dann gaben die Japaner eine Kritik der Einfahrt Pellews in den Hafen von Nagasaki zum besten, welche zeigte, wie sehr die Engländer sich dadurch unbeliebt ge-

macht hatten. — Einen Beweis ihrer Vorsicht gaben die Japaner am 28. März, als schon die meisten Punkte des Vertrags ausgemacht waren.

Perry: Ich bin bereit, den Vertrag über diese drei Häfen zu unterzeichnen.

(Hierauf liest Portmann den Teil des Vertrages auf holländisch, der nur solche Punkte enthielt, die schon ausgemacht und besprochen waren.)

Japaner: Alles stimmt. Nur können wir den Hafen von Simoda nicht sofort öffnen; sollten Schiffe notgedrungen dorthin kommen, so wollen wir ihnen gerne Wasser, Holz und Lebensmittel liefern.

Perry: Ihr habt in einem Eurer Briefe schon eingewilligt, diesen Hafen sofort zu öffnen. Ich möchte diese Sache sehr gern jetzt erledigen, weil ich die Saratoga nach Hause schicken möchte, um den Kongreß, ehe er auseinandergeht, vom Stande der Verhandlungen zu unterrichten. Das fordert ja Zeit, und es ist kaum wahrscheinlich, daß vor 10, 12 Monaten ein anderes Schiff hierher kommt, so daß es auch gleichgültig sein kann, ob ihr den Hafen jetzt oder in 10 Monaten öffnet.

Japaner: Wir sind einverstanden, in den Vertrag „sofort geöffnet“ zu schreiben, wenn Sie uns das Versprechen geben, daß keine Schiffe hierher kommen werden, ehe der Präsident es erlaubt.

Perry: Das kann ich nicht recht gut tun, aber ich will es 90 Tage verschieben, bis zu der Zeit ungefähr, wo ich wieder von Hakodadi zurückkomme; ihr habt ja gestern selbst vorgeschlagen, den Hafen sofort zu öffnen. Ich bin jedoch mit eurem Vorschlag einverstanden, um zu zeigen, daß ich alles tue, was ich kann, um euch einen Gefallen zu erweisen. Länger aber kann ich nicht warten.

Japaner: Wenn wir in den Vertrag schreiben „jetzt zu öffnen“, würden wir so gern sehen, wenn Sie uns versicherten, daß vor Ablauf von 10 Monaten kein Schiff hinfährt.

Perry: Das kann ich nicht. Es ist aber durchaus nicht wahrscheinlich, daß vor dieser Zeit eines kommen wird, denn ich werde noch 3 Monate hier bleiben, und niemand wird das wissen.

Japaner: Wenn ihr von Matsmai zurückkehrt, werdet ihr in Simoda Lebensmittel in Fülle für das ganze Geschwader finden; für andere Schiffe könnten wir nur Holz, Wasser u. dgl. liefern.

Perry: Wenn wir von Matsmai zurückkommen, werden wir nicht sehr viel Lebensmittel brauchen, weil wir ja an einen Ort kommen, wo wir welche bekommen können. Es handelt sich für

mich nur um Feststellung der prinzipiellen Punkte. Ich bin als Friedensmann gekommen und will alles jetzt abmachen, um spätere Streitigkeiten zu vermeiden, und will nach Hause schreiben können, daß die Japaner unsere Freunde sind.

Japaner: Wir werden Ihnen einen Brief schreiben des Inhalts, daß wir vor 10 Monaten nicht alles Erforderliche liefern, daß wir aber Wasser und Holz sofort abgeben können und auch andere Dinge geben werden, wenn es uns möglich ist. Auf diesen Brief möchten wir aber eine Antwort haben.

Perry: Gut, die sollt ihr bekommen.

Japaner (auf einen anderen Gegenstand übergehend): Wir wollen die Amerikaner nicht genieren oder sie am Spazierengehen hindern, aber wir möchten gerne eine Zone bestimmen, in der sie sich frei bewegen können.

Perry: Diese Sache will ich gerne gleich abmachen, nur dürften meine Landsleute nicht auf ein besonderes Haus oder eine Straße beschränkt werden. Sagen wir, die Zone soll so groß sein, wie ein Mann in einem Tage gehen kann, wenn er am selben Tage wieder zurück sein will. Oder, wenn ihr wollt, so können wir eine gewisse Anzahl von li's (oder ri's) ausmachen.

Japaner: Sie können so weit gehen, als es in einem Tage, die Rückkehr eingerechnet, möglich ist.

Perry: Es ist nicht wahrscheinlich, daß Seeleute mehr an Land wollen, als ihre Neugierde befriedigen. Übrigens haben sie ihren Dienst an Bord und können nicht viel an Land gehen.

Japaner: Wir wollen nicht, daß Frauen nach Simoda kommen und dort residieren.

Perry: Es werden wahrscheinlich nur sehr wenig Frauen dorthin kommen und nur die Frauen von Schiffsoffizieren.

Japaner: Wenn Sie von Matsmai zurückkommen, wäre es uns lieb, wenn Sie die besagte Distanz bestimmen würden. Uns fällt das schwer.

Perry: Sagen wir 7 japanische Meilen in jeder Richtung, vom Zentrum der Stadt Simoda aus gerechnet.

Japaner: Sehr gut. Einige wenige Meilen machen nichts aus. — Wir bitten noch, Agenten erst dann zu schicken, wenn es nötig erachtet wird.

Perry: Ich bin einverstanden, die Ernennung eines Konsuls oder Agenten ein Jahr oder 18 Monate, vom Tage der Unterzeichnung des Vertrags gerechnet, hinauszuschieben; wenn meine Regierung es dann für notwendig hält, wird sie einen schicken.

Nicht ein Artikel des Vertrags wurde in der Tat ohne die ernsteste Erwägung von seiten der Japaner auf-

gestellt. Im Anfange der Unterhandlungen sagten sie einmal zu Kapitän Adams: „Die Japaner sind nicht wie die Chinesen: sie lieben den Wechsel nicht, und wenn sie irgendeinen Vertrag machen, wollen sie, daß er 1000 Jahre dauert. Deshalb ist es besser, zuerst alles zu prüfen und zu erwägen und die Häfen zu untersuchen, ehe etwas ausgemacht wird.“ Nur der vollkommensten Wahrheitsliebe und Geduld kann es gelingen, einen Vertrag mit ihnen zustande zu bringen. Aus der Sprache eines ihrer Communiqués geht hervor, daß sie das gegenwärtige Übereinkommen nur als den Anfang von Beziehungen betrachteten, die später, je nach den damit gemachten Erfahrungen, eventuell ausgedehnt werden konnten. So sagen sie: „Da wir die Dinge ganz verschieden ansehen und verschiedene Dinge uns gefallen, da auch unsere Begriffe vom Preis oder Wert der Dinge auseinandergehen, so müssen wir unbedingt zuerst eine gegenseitige Probe und Prüfung anstellen.“ Das zeigt den Geist, der in ihren Verhandlungen waltete.

Den Vertrag kennt der Leser schon. Eine kurze Analyse desselben ist hier am Platze. Im voraus ist zu bemerken, daß seine Sprache augenscheinlich in der Zukunft erweiterte Regelungen des Handels einschließt. So steht in Artikel 6: „Sollten die Amerikaner andere als obenbezeichnete Artikel brauchen oder sollte irgendein Geschäft zu regeln sein, so soll dies nach sorgfältiger Beratung der interessierten Parteien geschehen.“ Und im Artikel 7: „Amerikanische Schiffe sollen in den Vertragshäfen amerikanisches Gold- und Silbergeld gegen japanisches, sowie Artikel gegen Artikel austauschen dürfen, und zwar unter solchen Bedingungen, wie sie von der japanischen Regierung zeitweise aufgestellt werden.“ In beiden Paragraphen substituierten die Japaner das Wort „Artikel“ (goods) dem Worte „Ware“ (merchandise), weil sie infolge ihrer Unkenntnis fremder Terminologie nicht wußten, was „Ware“ eigentlich für eine technische Bedeutung hatte, während ihrer Meinung nach „Artikel“

einen präzisen, gut definierten Sinn hatte. Das Wort „soll“ im Artikel 6 deutet auf die Möglichkeit künftiger Vertragsverhandlungen hin. Man muß sich gegenwärtig halten, daß dies der erste formelle Vertrag war, den sie je gemacht hatten, wenigstens seit der Vertreibung der Portugiesen. Im Artikel 7 ist das Wort „zeitweise“ gebraucht, das eine zukünftige Handlung bezeichnet und einen kompletteren Handelsvertrag einschließt, als sie gegenwärtig aufstellen konnten, weil sie dazu nicht vorbereitet waren.

Zweitens ist beständig ein starkes nationales Vorurteil gegen den dauernden Aufenthalt von Fremden in ihrem Lande zu konstatieren. Das Wort „residieren“ ist nur einmal in dem Vertrag und zwar im Artikel II. Die Einzelheiten der Besprechungen zeigen, wie ängstlich sie bemüht waren, Konsuln zu vermeiden. Perry sagt in der Tat: „Ich konnte sie erst dann veranlassen, ihre Zustimmung zu diesem Artikel zu geben, als ich ihnen begreiflich gemacht hatte, daß es den Japanern viel Mühe ersparen würde, wenn ein amerikanischer Agent in einem der beiden Häfen residieren würde, bei dem man sich über irgendwelche Mißgriffe von seiten japanfahrender amerikanischer Bürger beklagen könnte.“ Sie wollten keine dauernd in ihrem Lande wohnenden Fremden, weder offizielle, noch inoffizielle. Dies geht auch aus dem schon erwähnten Satze hervor: „Wir wollen keine fremden Frauen in Simoda haben.“ Sie wußten, daß unsere Männer Frauen und Töchter hatten und daß die Familie gewöhnlich da wohnte, wo der Familienvorstand wohnt, daß also ein in Simoda lebender Amerikaner sicherlich eine Frau mitbrächte, „die in Simoda bleiben würde“. Noch mehr. Man wird sich erinnern, daß der Kommodore ihnen den Vertrag mit China vorlegte, daß sie diesen Vertrag eine ganze Woche behielten und dann erklärten, „Handelsbeziehungen wie die zwischen China und Amerika können wir noch nicht erlauben. Die Chinesen haben lange Zeit Beziehungen mit den westlichen

Nationen gehabt, während wir in Nagasaki bloß mit Holländern und Chinesen zu tun haben.“ Was waren nun diese „Handelsbeziehungen“, die wir mit China hatten? Die Japaner hatten in dem Vertrage gelesen, daß uns 5 chinesische Häfen offenstanden, daß amerikanische Bürger diese besuchen und mit ihren Familien dort residieren und Handel treiben durften. Das war es, was sie verweigerten, als sie es abschlugen, einen ähnlichen Vertrag zu schließen. Die einzige dauernde Niederlassung, die sie sehr ungerne bewilligten, war die eines Konsuls. Zeitweise in Japan zu residieren war auch unseren Schiffbrüchigen erlaubt, sowie denen, welche nach Simoda oder Hakodadi in Geschäften kamen. Sie dürfen landen, hingehen, wo sie wollen, in Läden und Tempel eintreten, Einkäufe machen und das Gekaufte nach einem bestimmten Lokal senden, wo sie dafür bezahlen, dürfen Wirtshäuser besuchen, und in jedem Ort ist ein Tempel bezeichnet, „der spazierengehenden Personen als Ruheplatz dienen kann“. Sie können Einladungen annehmen, dürfen aber weder „militärische Gebäude noch Privatwohnungen ohne Erlaubnis betreten“. Unsere Mitbürger können dies übrigens ohne Erlaubnis nirgends in der ganzen Welt, bei allen Nationen, mit denen wir Verträge haben, tun. Kurz, der ganze Vertrag zeigt, daß es Zweck der Japaner war, vorläufig das Experiment eines Verkehrs mit uns zu machen, ehe sie diesem Verkehr eine größere Ausdehnung gaben oder ihn so intim machten, wie der zwischen uns und China war. Es war schon viel, daß unser Bevollmächtigter wenigstens das erreichte.

Da dieser aber genau wußte, daß unser Erfolg ähnliche anderer Nationen nach sich ziehen mußte, und da er glaubte, daß neue Handelsverbindungen Japans mit Amerika und weiter auch mit England, Frankreich, Holland und Rußland nicht nur der alten japanischen Restriktivpolitik ein Ende machen, sondern auch allmählich zu liberalen Handelsverträgen führen mußten, so sicherte er

im voraus im Artikel 9 den Vereinigten Staaten und deren Bürgern alle Privilegien und Vorteile, welche Japan später anderen Nationen erteilen würde.

Soweit wir erfahren haben, waren alle anderen Mächte damit zufrieden, das zu erreichen, was wir als Pioniere erreichten. Ihre Verträge gleichen dem unseren. Der russische ist nur eine Kopie des unsrigen, bloß daß darin der Hafen Napha in Liukiu statt Hakodati steht. Wir erlauben uns daher zu bemerken, daß alles, ja mehr als alles, was unter den gegebenen Umständen getan werden konnte, von uns auch getan worden ist. Japan ist den westlichen Nationen zugänglich gemacht worden, und es ist nicht zu erwarten, daß aufgeklärte Nationen, die mit diesem Lande Verträge geschlossen haben, wieder davon zurücktreten und durch eine Unvorsichtigkeit das verlieren sollten, was nach Jahrhunderten nutzloser Anstrengungen endlich erreicht worden ist. Aufgabe dieser Nationen ist es, Japan zu zeigen, daß seine Interessen durch den Verkehr mit anderen Nationen gefördert werden. Mit dem allmählichen Verschwinden des Vorurteils können wir in der Zukunft auf ausgedehnte, in einem liberalen Geiste abgefaßte Handelsverträge hoffen zu Nutz und Frommen nicht nur unserer selbst, sondern aller Marinestaaten Europas und des Fortschrittes der ganzen Menschheit. Japan ist die jüngste Schwester im Kreise der Handelsnationen; mögen die älteren sie gütig bei der Hand nehmen und ihre ersten unbeholfenen Schritte überwachen, bis sie aus eigener Kraft stramm und aufrecht gehen kann. Gütige und vorsichtige Behandlung wird bald zu besseren Handelsverträgen führen.





## 16. Kapitel

### Fahrt nach Simoda. Japanische Sitten und Unsitten. Fahrt nach Ohoshima. Kleine Abenteuer

Der Kommodore sandte den Vertrag durch Kapitän Adams auf der Saratoga nach Hause. Diese segelte am 4. April nach den Sandwich-Inseln ab. Als sie an dem vor Kanagawa liegenden Geschwader vorbeifuhr, salutierte sie die Flagge des Kommodore mit 13 Schüssen. Wind und Wetter hinderten sie jedoch in jener Nacht, die Bucht zu verlassen, und sie ging infolgedessen am amerikanischen Ankerplatz bis zum nächsten Tage vor Anker.

Die japanischen Dolmetscher besuchten die Schiffe immer noch fast täglich. So kamen sie am Tage nach der Abreise der Saratoga an Bord des Powhattan und brachten kleinere Geschenke (Lackwaren, Porzellan und andere Artikel) für mehrere der Subalternoffiziere. Am folgenden Morgen wurde eine der kleinen Messinghaubitzen von dem Mississippi als Geschenk für den Kaiser gelandet, sowie mehrere Büchsen chinesischen Tees für die Dolmetscher und einige japanische Beamte. Kurz darauf ging der Kommodore in Begleitung mehrerer Offiziere an Land, um Messungen zu veranstalten. Nachdem sie im Vertragshause die üblichen Erfrischungen eingenommen hatten, machten sie sich, von Moryama Yenoske und mehreren japanischen Offizieren geleitet, auf den Weg. Ein Kreis von etwa 5 Meilen wurde als Operationsfeld gewählt, gab aber Gelegenheit, ziemlich viel von der Landschaft, mehrere Dörfer und viel Volk zu sehen. Der in diesen Breiten früh einsetzende Frühling war schon

264

ziemlich vorgeschritten, und das Wetter war warm und angenehm geworden. Die Felder und Gärten grüntem, die Bäume gaben genügend Schatten. Die Kamelias, die an der Bucht von Jeddo so häufig sind und bis zu 40 Fuß emporwachsen, waren in voller Blüte, und ihre roten und weißen Blumen entwickelten eine nie gesehene Fülle und Reinheit der Farbe. Sobald die Amerikaner in die Nähe eines Dorfes oder eines Weilers kamen, ging einer der Japaner voraus und befahl den Frauen und dem niederen Volk, den Weg zu räumen. Das paßte nun dem Kommodore nicht recht, der so viel Volk als möglich sehen und ihre Sitten und Gebräuche beobachten wollte. Er sprach also davon mit Yenoske und bat ihn, die Frauen nicht zu beunruhigen. Yenoske aber meinte, er handle gerade in ihrem Interesse, denn ihre Bescheidenheit sei so groß, daß sie den Anblick eines Fremden nicht ertragen könnten. Der Kommodore bezweifelte dies und sagte es Yenoske gerade heraus. Dieser war aber, trotzdem der Kommodore eigentlich seine Wahrheitsliebe bezweifelt hatte, durchaus nicht beleidigt; im Gegenteil, er fühlte sich eher geschmeichelt, denn Zweideutigkeit ist ein Ding, daß jeder gebildete Beamte als sehr wünschenswert ansieht. Als sich Yenoske überzeugt hatte, daß der Kommodore sich nicht täuschen ließ und seine Touristenrechte nicht verschmälern lassen wollte, versprach er, daß in der nächsten Stadt, wo man ja Erfrischungen zu sich nehmen werde, die Frauen nicht weggeschickt werden sollten. Als man dorthin kam, war eine Menge Frauen und Kinder da.

Der Kommodore und seine Offiziere wurden in das Haus des Bürgermeisters oder Stadtvorstandes geführt. Dieser Würdenträger empfing sie mit großer Kordialität. Das Innere seines Hauses war ganz einfach; es bestand aus einem großen, mit Matten versehenen Raum, der sein Licht durch Ölpapierfenster erhielt. Einige Kake-monos<sup>1)</sup> hingen darin, an den Wänden standen die üblichen

<sup>1)</sup> Bilder.

rotbedeckten Bänke. Bald traten auch die Frau und die Schwester des Bürgermeisters ein; sie brachten Erfrischungen und lächelten den fremden Gästen ein schüchternes Willkommen zu. Sie waren barfuß und trugen dunkle Roben, die unseren Nachtgewändern gleich sahen; ein breites Band hielt sie um die Taille fest. Ihre Gestalten waren fett und grob, wenigstens schienen sie so in den wenig graziösen Kleidern<sup>1)</sup>. Aber ihren Gesichtern fehlte es nicht an Ausdruck, was teilweise ihren dunkeln, glänzenden Augen zuzuschreiben war. Das Haar war auf dem Scheitel wie bei den Männern geordnet, aber nicht wie bei diesen über der Stirne rasiert. Wenn sie ihre „Rubin“lippen öffneten, erschien eine Reihe schwarzer, in zerfressenem Zahnfleisch steckender Zähne. Die verheirateten Frauen allein genießen das Vorrecht, sich ihre Zähne färben zu dürfen, was mit einer Tinktur, die Eisenfeilspäne, Sake und andere Ingredienzien enthält (genannt Ohagur oder Camri), geschieht. Diese ist weder parfümiert noch gesund. Sie ist so ätzend, daß man das Zahnfleisch und die Lippen eigens dagegen schützen muß, denn die bloße Berührung genügt, um das Fleisch zu verbrennen. Trotz aller Sorgfalt aber gelingt es nicht, die Fleischteile vollkommen zu schützen. Man sollte denken, daß diese Sitte kaum zu ehelichem Glück führen kann und daß alles Küssen noch zur Zeit der Freite abgetan werden muß. Aber das soll mitunter schwer sein, weil junge Damen oft schon im Brautstande sich die Zähne zu färben anfangen. — Die Wirkungen dieser ekelhaften Gewohnheit werden durch eine andere Sitte, welche die Japanerinnen übrigens mit unseren sogenannten zivilisierten Damen teilen, noch erhöht, nämlich durch die Gewohnheit, sich die Lippen zu schminken. Die Röte der Lippen läßt die Schwärze der Zähne und des Zahnfleisches noch stärker hervortreten. Das Rot des japanischen Toilettentisches, Bing genannt, wird aus dem Car-

---

<sup>1)</sup> So übersetze ich cartoons. (D. Übers.)

thamus tinctorius hergestellt. Dünn aufgetragen gibt es ein lebhaftes Rot, in dickerer Lage aber ein tiefes Violett, das am meisten geschätzt wird.

Der ehrwürdige Bürgermeister ließ für seine Gäste Erfrischungen bereiten, Tee, Kuchen, Konfekt und den nie fehlenden Sake. Mit letzterem wurde eine Art warmer Waffeln serviert, die augenscheinlich aus Reismehl gemacht werden. Der Hausherr selbst bediente seine Gäste, worin er von seiner Frau und seiner Schwester unterstützt wurde, die in Gegenwart der Gäste immer knieten. Das hinderte sie übrigens nicht, sehr aktiv zu sein, denn sie liefen beständig mit dem silbernen Sakekessel von einem zum andern, um die winzigen Schälchen zu füllen. Dabei verbeugten sie sich beständig wie ein Porzellanmandarin. Das Lächeln, das sie den Gästen entgegenbrachten, hätten sie sich zwar besser schenken können, der schwarzen Zähne wegen. Die Frau des Bürgermeisters war ungewöhnlich höflich; sie brachte auch ihr Baby herein, das die Gäste gebührend bewunderten, obwohl sein schmutziges Gesicht und sein ganzes unappetitliches Aussehen es schwierig machte, das kleine Ding zu liebkosen. Man bot ihm ein Stück Konfekt an, das es mit einer Verbeugung seines rasierten Köpfchens entgegennahm, welche die Bewunderung seiner Mutter und der anwesenden Damen erregte. Vor dem Weggehen trank der Komodore auf die Gesundheit des ganzen Hauses, was von der Mutter des Hausherrn, einer alten Dame, mit vielen Komplimenten entgegengenommen wurde.

Da die japanischen Beamten nicht länger die Neugierde des Volkes im Zaume hielten, konnten die Amerikaner viele Typen beobachten, während sie zu ihren Schiffen zurückkehrten. Das Volk scheint in kleinen Städten in drei Klassen — Beamte, Kaufleute und Handwerker — geteilt zu sein. Die den unteren Schichten angehörigen Leute schienen fast ohne Ausnahme gesund und zufrieden zu sein. Von Armut war nichts zu sehen, auch nichts von Bettel. Häufig sah man Frauen in den

Feldern arbeiten wie in verschiedenen Teilen des über-völkerten Europa. Sogar die niedersten Klassen waren bequem gekleidet; sie hatten grobe Baumwollkleider von derselben Form wie die Höherstehenden an, aber etwas kürzer, Die meisten gingen barfuß und ohne Strümpfe. Die Frauen trugen sich fast wie die Männer, nur hatten sie ihr langes Haar in einem Knoten auf dem Scheitel zu-sammengebunden. Bei Regenwetter tragen die Japaner einen Strohmantel, der vom Halse über die Schultern wie ein Dach herabfällt. Einige aus den oberen Klassen schützen sich mit einem geölten Papiermantel. Der Schirm ist, wie in China, ein fast unzertrennlicher Begleiter der Japaner; er dient als Sonnen- und Regenschirm zugleich. Die Leute aller Klassen waren äußerst höflich, und obwohl sie neugierig sich um die Fremden drängten, wurden sie doch nie aufdringlich. Die unteren Klassen fürchteten die oberen augenscheinlich sehr und waren in deren Gegen-wart ungemein reserviert. Die Exklusivität des Japaners dem Fremden gegenüber ist mehr von der Regierung auf-gezwungen als ein natürliches Gefühl des Japaners. Unter sich sind sie sehr gefällig.

Ein Zug zeigt klar die Superiorität dieses Volkes über alle anderen orientalischen Nationen: die Frau ist eine Gefährtin und nicht nur eine Sklavin. Sicherlich ist ihre Stellung nicht so hoch wie unter den christlichen Völkern, aber Frau, Mutter und Tochter sind weder die Aschenbrödel Chinas, noch die Wollustobjekte der tür-kischen Harems. Die Tatsache, daß keine Vielweiberei besteht<sup>1)</sup>, charakterisiert den Japaner als den moralischsten und vorgeschrittensten Menschen unter den östlichen Nationen.

Die Japanerinnen sehen, wenn man von den schwarzen Zähnen der Verheirateten absieht, nicht übel aus. Die jungen Mädchen sind gut gewachsen und ziemlich hübsch; sie haben in ihrem Benehmen viel von der Lebhaftig-

<sup>1)</sup> Wohl aber bis in die neueste Zeit die mekake (Konkubine) als gesetzliche Einrichtung.

keit und dem Selbstvertrauen, die eben eine bessere Stellung verleiht. Am gewöhnlichen Familien- und Freundesverkehr nehmen die Frauen Anteil, und Besuche und Teepartien sind in Japan so häufig wie in den Vereinigten Staaten. Die Haltung der Frauen in Gegenwart des Kommodore ist wohl mehr der Verehrung der Fremden, als einer Subordination des weiblichen Geschlechtes zuzuschreiben. Daß es in großen japanischen Städten ziemlich frei zugeht, ist wahrscheinlich; es scheint das unglücklicherweise in allen städtischen Mittelpunkten so zu sein. Aber man muß zugunsten der Japanerin sagen, daß während der ganzen Anwesenheit des Geschwaders in der Bucht von Jeddo nicht ein einziger der von anderswoher so bekannten Fälle vorgekommen ist. —

Am 9. April ließ der Kommodore trotz des Protestes der Bevollmächtigten wissen, daß er am 10. mit seinen Dampfern so weit die Bucht hinauffahren wolle, als die Tiefe des Wasser es erlauben würde. Als diese Absicht ausgeführt wurde, kamen die Dolmetscher an Bord des Powhattan; sie waren augenscheinlich sehr verstimmt. Sie baten den Kommodore ernsthaft, seine Absicht nicht auszuführen, die Sicherheit des Kaiserreichs und sein eigenes Leben mit dem der ganzen Besatzung könne von dem Ausgang abhängen. Da der Kommodore sich aber durch nichts von seinem Plane abbringen ließ, blieben sie an Bord. Die Dampfer Powhattan und Mississippi fuhren voran, an Sinagawa, der südlichsten Vorstadt von Jeddo, vorbei und kamen so nahe an dies heran, daß sie es, wäre nicht ein starker Nebel gewesen, sicherlich gesehen hätten. Doch konnte man die allgemeinen Konturen der Stadt sehen, die eine enorme, stark bevölkerte Menge von Häusern und Gebäuden voraussetzen ließen. Auf den Höhen ringsum und auf den die Stadt beherrschenden Landvorsprüngen waren die üblichen Befestigungen angebracht. Es ist jedoch auch möglich, daß man buddhistische Tempel, gewöhnlich die höchsten Gebäude in japanischen Städten, in dem Nebel für Befestigungen ge-

halten hatte. Längs der ganzen Seefront der Stadt scheinen hohe Palisaden mit Öffnungen zum Durchlassen von Booten und kleinen Dschunken angebracht zu sein. Es war unmöglich festzustellen, ob sie dazu dienten, die Landungsplätze vor dem Wellenschlag oder die Stadt vor einem Angriff zu schützen. Es war jedoch wahrscheinlich, daß sie nur dazu dienten, das Geschwader an der Einfahrt in den Hafen oder die Amerikaner an einer gewaltsamen Landung zu hindern. Eins ist sicher: Jeddo kann von Dampfern mit geringem Tiefgang und schwersten Geschützen leicht zerstört werden.

Die Japaner hatten augenscheinlich nichts gespart, um den Amerikanern mit ihrer militärischen Macht zu imponieren. Neue Verteidigungswerke waren angelegt worden, und zahlreiche Truppen paradierten in Sicht des Geschwaders während des ersten Besuches in der Jeddobucht. Man hatte sicher die Möglichkeit, den Amerikanern mit Waffengewalt entgegenzutreten, ernsthaft erwogen. Beim zweiten Besuch hatte man augenscheinlich eine andere Politik verfolgt und alle Zurschaustellung militärischer Macht vermieden. Ein ausgedehntes Verteidigungswerk war in der Nachbarschaft Jeddos begonnen worden; ein Feuer, das es zerstört hatte, war wohl von den Behörden selbst angelegt, um jede Spur davon zu vernichten.

Wegen der starken Ebbe konnten die Boote, die zu Sondierzwecken den Dampfern vorausfuhren, nur langsam vorankommen, und wegen der starken Strömung war es schwer, die Schiffe zu steuern. Die Segler waren schon weiter abwärts vor Anker gegangen. Der Komodore, der den Bevollmächtigten versprochen hatte, daß er in der Nähe der Hauptstadt nicht ankern würde, sondern bloß einen Blick darauf werfen wolle, fühlte sich gezwungen, die Rückfahrt anzutreten. Die Leute in den Booten waren erschöpft, und ohne Anker waren auch die Dampfer nicht sicher. Die Bevollmächtigten hatten gefürchtet, das Geschwader könne zu nahe an die Stadt

heranfahren, und es würde dann unmöglich werden, den Pöbel im Zaume zu halten. Dies, meinten sie, könnte die schrecklichsten Folgen haben, und obwohl sie den Kaiser und seinen Hofstaat nicht eigens erwähnten, schienen sie doch gerade dafür zu fürchten. Infolge des sehr höflichen Verhaltens der Bevollmächtigten, die, wie sie erklärten, für etwa vorkommende Unruhen verantwortlich gewesen wären, stand der Kommodore von seinem Vorhaben, der Stadt zu salutieren, ab. Die Bevollmächtigten appellierten sogar direkt an die Großmut des Kommodore, indem sie ihm sagten, sie hätten in dem Vertrag schon mehr bewilligt, als sie ursprünglich bewilligen wollten, ihm so ihre Freundschaft und ihr Vertrauen bewiesen, sie hofften nun, daß der Kommodore sie nicht möglichen Beleidigungen und einem wahrscheinlichen Tode aussetzen würde. Perry gab denn auch sofort nach. Er dachte, es wäre besser, nicht ein Ereignis heraufzubeschwören, das vielleicht seine so schwer errungene Stellung bei den Japanern in Gefahr bringen könnte. Es wäre auch zu bedauerlich gewesen, wenn er durch eine nutzlose Neugierde Unglück über die Bevollmächtigten gebracht hätte, deren Freundlichkeit jede mit der Pflicht vereinbarte Rücksicht verdiente. Das Geschwader kehrte also zurück und ankerte am amerikanischen Ankerplatz. Die Angst der Dolmetscher, die an Bord geblieben waren, hatte nun ein Ende gefunden, und sie nahmen mit dem größten Vergnügen an einem Imbiß teil, der ihnen in der Kabine des Kommodore serviert wurde.

Da der Kommodore nun keinen Grund mehr hatte, mit dem Geschwader im oberen Teile der Jeddobucht zu bleiben, traf er seine Vorbereitungen für die Abreise. Er schickte den Mazedonian am 11. April im voraus nach der Peelinsel. Am 14. segelten der Southampton und der Supply, am 16. die Vandalia und der Lexington nach Simoda ab. Die letzten beiden Tage benutzte der Kommodore dazu, die Insel bei dem „amerikanischen Ankerplatz“, die er Websterinsel genannt hatte, sowie die um-

liegenden Küsten genauer zu inspizieren. Die Schönheit des jetzt in voller Frühlingspracht stehenden Landes war eine Quelle nie endender Freude, und die Amerikaner nahmen mit einem Gefühl aufrichtigen Bedauerns Abschied von der Bucht. Die Websterinsel ist ein reizender Fleck Erde mit ihrem dichten Grün, ihren Hügeln und Tälern, ihren wilden Berggipfeln und bebauten Abhängen. Zwischen ihr und der nächsten, nach dem Kommodore benannten Insel liegt eine kleine Bucht, auf deren Küsten die Japaner einen großen Steinbruch ausbeuten. Dort waren auch ein paar Werften und verschiedene Docks und Landungsplätze aus Stein, die alle kein geringes Zeugnis von der Geschicklichkeit und dem Fleiß des Volkes ablegten.

Am 18. April um 4 Uhr morgens stach der Powhattan in Begleitung des Mississippi nach Simoda in See, wo sie um 3 Uhr 10 Minuten nachmittags desselben Tages ankamen. Der Mississippi warf zuerst außerhalb des Hafens Anker, legte sich aber bald in die Nähe des Powhattan. Die anderen Schiffe waren schon da. Der Kommodore hatte sie absichtlich gruppenweise geschickt, damit die früher ankommenden den Hafen etwas untersuchen und den übrigen Ankerplätze zuweisen konnten. Das war, wie sich herausstellte, sehr vorsichtig, denn der Southampton fand im inneren Hafen einen Felsen, der bei Ebbe nur 12 Fuß Wasser über sich hatte und den Sondierern bei ihrer hastigen Arbeit entgangen war. Es hätte leicht geschehen können, daß ein oder beide Dampfer darauf auffahren, denn er liegt mitten im Weg und hat nur etwa 30 Fuß im Durchmesser. Leutnant-Kommodore Boyle ließ sofort eine Boje darauf anbringen, die den folgenden Dampfern den Weg wies und sie vor Gefahr schützte, da an dieser Stelle der Kanal nur etwa 600 Ellen breit ist. Beide Dampfer fanden Raum genug, ohne den Southampton und die Supply zu genieren. Der Lexington fuhr gleichfalls in den Hafen, während Kapitän Pope mit seiner Vandalia weiter draußen blieb.



Bibliothek denkwürdiger Reisen

Band 2, Bild 6

Japanische Familie  
aus der Zeit der Expedition Perry's



Für eine beschränkte Anzahl von Schiffen gibt es kaum einen besseren Hafen als Simoda. Betrachtet man seine Nähe am offenen Meer, die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der er zugänglich ist, die leichte Ein- und Ausfahrt, so läßt sich nicht glauben, daß ein besserer Hafen hätte gewählt werden können. Simoda (= Shimoda) liegt auf der Insel Nippon in der Nähe der Mündung der unteren Bucht von Jeddo ( $34^{\circ} 39' 49''$  n. Br.,  $138^{\circ} 57' 50''$  östl. Länge). Es gehört zu der Präfektur Kamu, einer der acht, in welche Idzu eingeteilt ist, und nimmt das Südende dieses Fürstentums ein. Die Stadt liegt am Westende des Hafens in einer Ebene. Ihr Name bedeutet wahrscheinlich „niederer Feld“. Durch das Tal, das landeinwärts am Ende der Ebene sichtbar ist, fließt der Idzu-gawa, der sich bei der Stadt in den Hafen ergießt. Er ist schiffbar für die flachen Boote, auf welchen die Bewohner Steine, Bauholz, Getreide u. a. transportieren. Die Umgebung der Stadt ist äußerst pittoresk und mannigfaltig. Grün bewachsene und bewaldete Hügel erheben sich aus dem Wasser und gehen in der Ferne in hohe nackte Berge über. Zwischen den Bergen breiten sich Täler aus, deren Hänge bis hoch hinauf reich bebaute Felder tragen. In der Ferne ist der Fuji-yama mit seiner Schneekuppe sichtbar; hoch über die blauen Berge rings um ihn ragt sein konischer Gipfel in die Wolken. Vom Hafen aus bietet die Stadt mit ihren niedrigen Häusern keinen sehr imponierenden Anblick, doch macht sie mit ihrem hügeligen, bewaldeten Hintergrund und den Tälern zwischen den Hügeln den Eindruck beschützter Ruhe und ländlicher Abgeschlossenheit. Simoda soll die größte Stadt im Fürstentum Idzu sein; es war ehemals ein Markt von ziemlicher Wichtigkeit. Es ist vor mehreren Jahrhunderten gegründet worden; vor etwa 200 Jahren war es der Eintrittshafen für Schiffe, die nach der Hauptstadt gingen; da aber diese Rolle jetzt Uraga zugefallen ist, ist Simoda zurückgegangen und einigermaßen verarmt. Von Handel sieht man im Hafen nicht viel; doch hat es einigen mit dem

Innern und verschiedenen Küstenorten. Gegenüber der Stadt befindet sich ein Hafen für kleinere Dschunken oder Boote; er ist vermittels Dämmen und Wellenbrechern hergestellt. Dieser Hafen steht in Verbindung mit dem Fluß, und die Schiffe können zur Flutzeit, wo das Wasser um etwa 5 Fuß steigt, in den Fluß kommen. Primitive Docks für den Schiffbau sind auch vorhanden, an denen ziemlich gearbeitet wird. In der Nähe der Docks befindet sich der Landungsplatz inmitten einer Anzahl Pinien, die einen kleinen Tempel beschatten; bei Ebbe können jedoch Boote nicht leicht landen.

Simoda selbst ist kompakt und regelmäßig gebaut. Die Straßen kreuzen sich im rechten Winkel. Fast überall befinden sich leichte Tore, auf welchen sich die Namen der Straßen befinden und in denen auch die Wachleute ihre Posten haben. Die Stadt wird von einem kleinen Fluß durchquert, dessen Ufer mit Steinen eingefast und durch vier kleine Holzbrücken miteinander verbunden sind. Die Straßen sind etwa 20 Fuß breit, teils gepflastert und teils makadamisiert. Simoda zeigt einen beträchtlichen Fortschritt der Zivilisation, weit über die unserer gerühmten hinausgehend, soweit Gesundheit und Reinlichkeit des Ortes in Betracht kommen. Nicht nur Dachrinnen sind da, sondern auch Kanäle, die schmutziges Wasser und Abfälle direkt in die See oder den Fluß leiten. Läden und Wohnhäuser sind ganz leicht gebaut; die meisten sind nur Hütten mit Strohdächern. Einige Häuser von Leuten der besseren Klassen sind aus Stein, aber die meisten sind aus Bambus oder Latten — Fachwerk, das mit Erde ausgeschmiert wird. Diese letztere wird, wenn sie getrocknet ist, mit einer Lage Gips überschmiert, die dann entweder bemalt oder von der Sonne geschwärzt wird. Über die Oberfläche der Mauern werden dann diagonal verlaufende Streifen angebracht, deren Weiß sonderbar von dem Dunkel der Wände absticht. Dächer werden oft mit abwechselnd schwarzen und weißen Ziegeln gedeckt; sie greifen stark über die Wände des

Häuser über und schützen dieses vor Sonnenbrand. Als Fenster benutzt man geöltes Papier. Auf den Dachfirsten werden oft in verschiedenen Richtungen laufende Drähte angebracht, um, wie man sagt, die Krähen abzuhalten; ob dies aber deshalb geschieht, weil diese Vögel Unglück bedeuten, oder ihrer schlechten Gewohnheit halber, war nicht zu erfahren. Die Häuser haben keine Kamine, man läßt den Rauch durch Risse und Spalten abziehen, wenn man nicht, wie dies in einigen Häusern der Fall ist, eigene Löcher im oberen Teil der Mauern für diesen Zweck angebracht hat. Einige Häuser stehen nicht in der Fluchtlinie der Straße, sondern haben einen Hof vor sich — während sich der Hof gewöhnlich hinter dem Hause befindet. Diese Höfe sind teils als Küchengärten, teils als Ziergärten mit Goldfischteichen, Strauch- und anderem Zierwerk eingerichtet. Einige Häuser haben Steinfronten, während die übrigen Seiten aus trockenem Schlamm sind; solche als feuersicher betrachtete Gebäude dienen zum Aufbewahren wertvoller Waren. Die Vorderfronten der Läden und Häuser haben bewegliche Stores, die nachts an den das vorragende Dach stützenden Säulen befestigt werden. Dahinter befinden sich Schiebewände aus geöltem Papier, die je nach Bedürfnis geschlossen oder geöffnet werden. Statt der Papierfenster findet man manchmal Bambusgitter. Die Firmenschilder der Läden befinden sich über der Türe oder dem Fenster; ein Laden trug auf seiner Front in holländischer Sprache den Namen eines Elixiers, das in Japan ein populäres Heilmittel zu sein scheint, denn wir sahen dasselbe in Kanagawa. Die besseren Waren sind gewöhnlich in Kisten und Schubladen verpackt und scheinen nicht sehr häufig gekauft zu werden.

Die innere Einrichtung der Häuser und Läden in Simoda ist einfach und eintönig, obwohl sie je nach der Lage und dem Beruf des einzelnen verschieden ist. Das Tor befindet sich rechts oder links und wird von dem überhängenden Dach geschützt. Von der Eingangspforte

führt ein Weg direkt nach hinten, wo die verschiedenen Wohn- und anderen Gebäude sich befinden, unter welchen sich oft eine Kapelle für den Privatbedarf befindet. In den Läden steht dieser Weg immer voller Körbe, Gestelle und Bretter, und die Wände auf jeder Seite tragen Fächer, in denen Waren untergebracht sind. In den besseren Läden werden die Waren jedoch überhaupt nur in den offenen, der Straße zugewendeten Kästen ausgestellt. Im Innern der Häuser findet man ein großes Gestell, das etwa 2 Fuß über dem Boden steht. Es ist mit Matten belegt und durch Schiebewände in Abteilungen geteilt. Dieses Haus innerhalb des Hauses wird zu den verschiedensten Zwecken benützt, als Speise-, Schlaf- und Empfangszimmer, je nach dem Belieben und dem Bedürfnis des Hausherrn. Bei Handwerkern wird es oft als Werkstatt benützt, z. B. bei Tischlern und Lackierern; andere wieder, wie Steinmetzen und Schmiede, machen ihre schwerere Arbeit auf dem Boden.

Gasthäuser sind gewöhnlich sehr reinlich gehalten. In allen Räumen findet man die dicken, weichen Matten, die bei Tage als Sitze und bei Nacht als Betten dienen. Die Namen der Gäste werden an den Pfosten auf der Straße angeschlagen. Aristokraten lassen ihre auf Flaggen gezeichnete Wappen an den Gasthäusern, wo sie einkehren, anbringen. Komfort bieten die Gasthäuser gar keinen. Es fehlt an Tischen, Stühlen, Sofas, Lampen, Spiegeln — kurz, die Räume sehen recht nackt aus.

Die Anzahl der Häuser in Simoda wird auf ungefähr 1000 berechnet und die Anzahl der Bewohner auf etwa 10000, von denen  $\frac{1}{6}$  Ladenbesitzer und Handwerker sind. Auch in Simoda wie in anderen Städten gibt es eine unverhältnismäßig große Anzahl von Beamten, Soldaten, Würdenträgern und Adligen, die nichts zur Produktivität des Landes beitragen, sondern von der Arbeit der unteren Klassen leben, die viel arbeiten müssen und wenig von ihrer Arbeit haben. Trotzdem scheint es dem Volke gut-zugehen. Man sieht keine Bettler. Die Straßen zeigen

mit Ausnahme einiger Läden wenig Zeichen von Geschäftigkeit. Es existiert kein öffentlicher Markt, und die gesamten Handelsgeschäfte wickeln sich so ruhig ab, daß Simoda dem Fremden ein recht weltfremder Platz zu sein scheint.

Die Bewohner zeigen die ganze charakteristische Höflichkeit und die reservierten, aber netten Manieren der Japaner. Eine Szene im öffentlichen Bad, wo die Geschlechter durcheinander badeten, ohne daß sie sich ihrer Nacktheit bewußt gewesen wären, konnte den Amerikanern keine hohe Meinung von der Moral der Leute beibringen. Es scheint dieser Gebrauch zwar nicht überall in Japan zu herrschen, aber die Japaner der unteren Klassen sind unzweifelhaft, obwohl sie entschieden höher stehen als die Unterschicht anderer Nationen, unkeusche Menschen. Von der Badeszene abgesehen, ist genug in der populären Literatur mit ihren obszönen Illustrationen zu finden, was auf das Vorhandensein gewisser Laster in einer bestimmten Klasse der Bevölkerung schließen läßt<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Man muß bedenken, daß die Amerikaner von damals (jetzt weit weniger!) sehr prüde Leute waren. Natürlich kommt es einigermaßen auf den Standpunkt des Beurteilers an, um eine so heikle Frage zu entscheiden. Ich persönlich halte dafür, daß eine gänzliche Unabhängigkeit der japanischen Moral von der Vorliebe für das Nackte nicht besteht. Die Japaner sind tatsächlich, wie schon ihr malaischer Teilursprung vermuten läßt, sinnlicher als ein Mitteleuropäer oder auch ein Norditaliener. Auch ihre Kunst weist auf die Schärfe ihrer Sinne hin. Die japanischen Romane zeigen durchwegs ein stark erotisches Gepräge. Nicht minder ist die Knabenliebe weit verbreitet. Ich könnte Beispiele von berühmten Leuten, von Ministern nennen, die dadurch die erste Grundlage zu ihrer hohen Stellung gelegt haben. Andererseits benehmen sich in manchen Dingen, so namentlich auch im Bade, die Japaner zarter als die meisten Europäer. Wenn ohne Zweifel obszöne Bilderbücher vorkommen, so sind diese auch bei uns zu finden, und bilden ebensowenig in Japan wie bei uns einen Teil der Literatur. Mit Recht spricht Perry von den niederen Klassen. Denn die oberen beobachten wie sonst, so auch beim Baden, ähnlich strenge Vorschriften, wie bei uns,

Die Hauptnahrung der Leute von Simoda besteht aus Fischen und Gemüsen. Es gibt auch Geflügel, Gänse und Enten, sogar Rinder, aber letztere werden ausschließlich nur als Lastvieh verwendet. Reis, Weizen, Gerste und Bataten sind die Hauptfeldfrüchte der Gegend um Simoda; daneben findet man noch irische Kartoffeln (Irish potatoes), Buchweizen, Mais, Taro, Bohnen, Kohl, Kresse und Eierpflanzen. Weizen und Gerste werden im Mai geerntet, und der Reis wird, wie in Liukiu, umgesteckt, was Mitte Juni geschieht. Diese Ernten folgen sich Jahr für Jahr. Während des Winters läßt man die unteren Teile der Reisfelder brach liegen, während auf den oberen, in Terrassen angelegten, Weizen gesät wird. Wenn die jungen Reischößlinge umgesteckt werden, setzt man die Felder unter Wasser, pflügt und eggt sie, wodurch man sie in Felder weichen Schlamm verwandelt. Hierauf wird eine Lage von Gras und kleineren Gebüsch eingetreten. Dazu zieht der Arbeiter ein Paar breite Holzschuhe an und tritt auf dem Gras umher, bis es sich gut mit dem Schlamm vermischt hat. Hierauf werden die Schößlinge eingesteckt und bleiben da bis zur Reife. Diese tritt in der zweiten Septemberhälfte ein oder Anfangs Oktober. Ochsen und Pferde werden manchmal beim Ackerbau verwendet; das meiste aber geschieht durch Handarbeit.

Wie auch der moralische Zustand der Bevölkerung von Simoda sein mag, die große Menge von Kultusstätten beweist, daß sie sehr religiös ist. Obwohl die in Japan eigentümlichen Kulte gut gepflegt werden, ist das Volk doch sehr tolerant anderen Religionen gegenüber — mit

und sind in der Unterhaltung sicherlich viel weniger keck als wir. Endlich gibt es nackte Tänze ohne erotisches Element. Man sehe über diese Fragen die Einleitung von Chamberlains „Handbook of Japan“, Ploß' „Die Schönheit des Weibes“, und Paalzoows „Kaiserreich Japan“. Manche Einrichtungen, z. B. das Kellnerinnenwesen, sind erst durch die Fremden in unliebsamer Weise verdorben worden. Aber auch jetzt noch sind die japanischen Kellnerinnen im Durchschnitt ganz gewiß viel sitzamer, als Münchener oder gar Berliner Kellnerinnen.

Ausnahme des Christentums, das die Japaner wegen der politischen Intrigen der römisch-katholischen Priester seit Jahrhunderten mit intensivem Hasse verfolgen. Dieser Haß wird natürlich von der regierenden Klasse lebhaft genährt, indem das Andenken an die zwischen Japanern und Christen bei der Ausweisung der Portugiesen entstandene Feindschaft aufrecht erhalten wird. Buddha- und Shintogläubige sind in der Mehrzahl; die unteren Klassen sind sehr religiös, wenn sie auch mehr an der Form als am Inhalte haften; die oberen Klassen dagegen sollen in religiöser Beziehung indifferent sein, auch wohl in religiöser Spekulation oder in einem starken Skeptizismus ihr Heil suchen<sup>1)</sup>.

In Simoda befinden sich nicht weniger als 9 buddhistische und ein shintoistischer Tempel (mia), sowie eine Menge kleinerer Kultusstätten. Die buddhistischen darunter tragen sonderbare Titel, die größte heißt: Rio-shen-zhi oder Buddhas gehorsames Kloster. Außerdem gibt es ein Dai-an-zhi (großes Friedenskloster), ein Hon-gaku-zhi (Wissensquellenkloster), ein Tu-den-zhi (Reisfeldkloster), ein Chio-raku-zhi-or (fortwährende Freude-Kloster), ein Ri-gen-zhi (Vernunftquellekloster) und ein Chio-me-zhi (Langlebenskloster). 25 Priester und einige Schüler sind an diesen Tempeln; ihr Unterhalt wird durch die Gläubigen bestritten. Die Gebäude sind aus Holz, und, obwohl sie in ziemlich gutem Zustande erhalten werden, zeigen sie doch die Wirkungen des Klimas auf ihre unbemalte Oberfläche. Die Dächer sind mit Ziegeln bedeckt und ragen weit über die Mauern hinaus. Die den Bau tragenden Pfosten sind mit dem übrigen Holzwerk mit dem berühmten japanischen Lack bedeckt. Die 4 oder 5 Fuß über der Erde stehenden Fußböden sind mit Matten versehen. Am Tor des Hauptraums steht links eine Trommel und rechts eine Glocke. Sie werden beide benutzt, um beim Beginn des Gottesdienstes die

---

<sup>1)</sup> Genau so auch noch in der Gegenwart.

Aufmerksamkeit der Idole auf die Bitten der Gläubiger zu lenken. Zwischen dem Tore und dem Hauptaltar befinden sich mehrere Lesepulte; ein hölzernes fischartiges Instrument dient zum Skandieren und Taktschlagen während der religiösen Gesänge. Der Altar, in dem auch in eigenen Nischen die Ahnentafeln aufgestellt werden, scheint ein Objekt besonderer Aufmerksamkeit zu sein, denn er wird immer in bester Ordnung gehalten. Die Figuren der verschiedenen Idole waren in bezug auf ihre künstlerische Ausführung nicht besser und nicht imponierender als die gewöhnlichen „Joß“ in chinesischen Tempeln. Als Motivgaben findet man auch hie und da Bilder, die ein Ereignis in dem Leben des Gebers darstellten, bei welchen dieser Buddha oder einer der untergeordneten Gottheiten zu besonderem Danke sich verpflichtet fühlte. Hier und dort im Tempel angebrachte Kästchen erinnern den christlichen Besucher an die Pflichten der Wohltätigkeit, denen ähnliche Kästchen in den Kirchen der christlichen Welt gewidmet sind. Doch wird er in seinen Gefühlen sofort beleidigt, wenn er die Aufschrift liest: „Zur Nahrung hungriger Dämonen; des Gebers Verdienste werden belohnt werden.“ Vor einigen Tempeln stehen Pfeiler, auf denen das Verbot, Eß- oder Trinkbares in die Tempel zu bringen, angebracht ist.

Bei jedem Tempel befindet sich auch ein Friedhof, in welchem sich eine Menge der verschiedensten Grabsteine und Denkmäler befindet. Sie sind gewöhnlich aus einem in der Nähe von Simoda zu findenden grünen Steine (greenstone) gemacht und haben die Formen einfacher Platten, Säulen und Obelisken. Dazwischen stehen Buddhastatuen von Fußhöhe bis zu Lebensgröße. Die einen stellen Buddha sitzend, die andern stehend dar; manche sind in Relief auf Steinplatten ausgehauen, wo dann Buddha aus einer Muschel kommt, oder mit gefalteten Händen oder eine Lotusblume haltend oder sonstwie dargestellt ist. Ein schöner Zug in diesen von rohen und grotesken Darstellungen eines korrupten Aber-

280

glaubens entstellten Friedhöfen ist die Vorliebe für Blumen, die in überreicher Fülle überall zu finden sind. Tag für Tag werden neue gebracht und in die Wasserbehälter gelegt, die sich bei jedem Grab und bei jeder Statue befinden. Auch andere Gaben findet man bei den Buddhas und anderen Göttern. — Gräber und Denkmäler tragen Inschriften, doch ist das Klima so feucht, daß die meisten mit Moos überzogen und deshalb unlesbar sind. Einige der jüngeren konnten jedoch entziffert werden. Sie enthielten Namen, Rang und Todestag des Verstorbenen. Damit die guten Taten des Toten ihn überleben können, wird oft eine kurze Beschreibung seiner Verdienste gegeben; so konnte man lesen, daß der Tote in seinem Leben 1000, 2000, ja 3000 Bände der kanonischen Bücher rezipiert hätte, ein frommes Verdienst, das zu himmlischer Glückseligkeit berechtige. Die Anrufung „Oh wunderbarer Buddha“ steht gewöhnlich am Anfang der Inschriften. Im Friedhof des Rio-shen-zhi ist eine Art pantomimischer Erinnerung an die Toten zu sehen. Es steht da nämlich das Grab zweier Persönlichkeiten von Rang, und ihre Statuen sowie die ihrer Familienangehörigen und Diener sind so gruppiert, als hielten die zwei ein Art Audienz. — In der Nähe der jüngeren Gräber stehen hölzerne Bretter oder Pfähle, auf welchen Stellen aus den heiligen Büchern die Lebenden ermahnen, ihren Vorrat an guten Werken durch fleißiges Lesen frommer Bücher zu vermehren oder dies wenigstens durch die Priester tun zu lassen, aber auch nicht zu vergessen, diese dafür zu bezahlen. Die heiligen Bücher liefern auch die meisten Inschriften, in welchen die Glückseligkeit der Verschiedenen gepriesen oder die Kürze des menschlichen Lebens und die Eitelkeit dieser Welt geschildert wird; eine derselben lautet so:

Welchen Bestand hat der Ruhm der Welt?

Er entweicht aus dem Auge wie Reif vor der Sonne.

Wenn der Mensch die Freuden des Himmels sucht,

So mög er den Wohlgeruch der Gesetze Buddhas' kosten.

Eine andere lautete: „Wer wünscht, daß sein Verdienst sogar bis zum Aufenthalt der Dämonen reiche, der möge mit uns und allen Lebenden vollkommen in der Lehre werden.“ Und alle hatten einen bedeutungsvollen Wink beigelegt, daß solche Hoffnungen und Bestrebungen durch Zahlungen der Lebenden an die Priester verwirklicht werden könnten. In Jokohama fanden sich auch Inschriften in tibetanischer und chinesischer Sprache, die niemand verstand, aber von allen als kräftige Abwehr gegen feindliche Dämonen betrachtet wurden.

Die neun buddhistischen Tempel liegen alle in der Vorstadt. Auf den Abhängen oder Gipfeln der Hügel, an welche sich der hintere Teil von Simoda anlehnt, sind Tempelchen und Altäre errichtet, die von einer Gruppe von Bäumen beschattet werden und zu denen eine steinerne Treppe führt. Im Innern dieser Altäre und Tempelchen findet man grob ausgeführte Bilder oder bloß Inschriften, die den Schutzgottheiten der betreffenden Stätte gewidmet sind. Ihr Zweck ist, den in der Nähe Lebenden oder dem Vorbeigehenden die Beschwörung und Anbetung der guten und bösen Geister, die in der Nachbarschaft hausen, zu erleichtern. An den Türen der Altäre und vor diesen sind immer Papierstücke, Kupfermünzen, Blumenbukette und andere Votivgaben zu finden. — Der Rio-shen-zhi, der größte der 9 buddhistischen Tempel, war dem Komodore von den Behörden zur Verfügung gestellt worden. Er liegt auf der Südseite der Stadt und sieht sehr pittoresk aus. Auf der einen Seite des Tempels fällt eine Felswand über 100 Fuß tief ab, während auf der anderen Seite ein Friedhof sich über die stark bewaldeten Hänge des Hügel hinzieht. Zu dem Tempel gehört auch ein Küchengarten und ein Blumengarten mit Goldfischbassins und verschiedenen Pflanzen und Bäumen. Eine kleine hübsche Brücke führt von den Gärten zu einer Treppenfucht, die auf den Hügel hinaufklettert. Neben den Priesterwohnungen ist ein Raum für Besucher, der durch seitlich bewegbare Wände gegebenenfalls in mehrere

282

Zimmer geteilt werden kann. Die Offiziere wurden anderswo untergebracht. Ein genügender Vorrat an Matten, guter Reis und Gemüse, eine Menge Aufwärter und die allgemeine peinliche Reinlichkeit trugen dazu bei, den Aufenthalt an der Küste recht erträglich zu gestalten.

Der Mia oder Shintotempel liegt in demselben Stadtteil wie die buddhistischen. Eine breite Straße führt zu einer Tannen- und Juniperusallee, an deren Ende der Tempel steht. Beim Näherkommen überschreitet man auf einer Brücke einen künstlichen Fischteich und noch näher am Tempel eine kleine schöne Brücke aus Grimstein. Zwei Statuen Bewaffneter, deren grimmiges Aussehen noch durch die sie überziehenden Moose und Flechten erhöht wird, stehen als Wächter des Tempels auf beiden Seiten. Mehrere Paare von Steinkandelabern schließen die Allee ab; rechts davon ist ein viereckiger Glockenturm aus Holzwerk, das auf einem massiven Steinunterbau ruht. Vom Dache hängt ein Balken, mit dem die Glocke angeschlagen wird. Links befindet sich eine Art niedere Hütte, in der 6 Steinidole vergötterter Helden stehen. Ein Pavillon schützt den Eingang in den Tempel. In diesem Pavillon findet der Besucher Votivgaben, einige Bilder von Dschunken und Schiffbrüchen und eine Menge von Zöpfen, die sich schiffbrüchige Seeleute abgeschnitten und als Zeichen ihrer Dankbarkeit für ihre Lebensrettung da aufgehängt haben. — Hinter dem Pavillon führt eine Treppenflucht in die etwa 6 Fuß über dem Boden stehende Haupthalle. Zwei Steinlöwen, deren kleine Köpfe und ungeheure Körper die Unvertrautheit des Künstlers mit der Natur und mit der Grazie der Kunst verraten, bewachen den Eingang. Das Portal wird von Pfosten gestützt, die groteske geschnitzte Tiger- und Elefantenköpfe tragen, sowie andere Ornamente. Überall jedoch verrät sich eine ungeschickte Hand. Der Tempel selbst ist aus Holz gebaut und trägt ein Strohdach. Das Innere ist durch eine Bambuslattenwand in zwei Räume geteilt: die Haupthalle und das eigentliche Heiligtum. In letz-

terem befindet sich ein Bild des Hachiman<sup>1)</sup>, des Gott gewordenen Helden, dem der Tempel geweiht ist. In Nischen auf jeder Seite stehen zwei Figuren, die in alte Beamten gewänder gekleidet sind, einen Bogen in der Hand halten und die Befehle ihres Vorgesetzten zu erwarten scheinen. Eine Menge Votivgaben sind in der Nähe Hachimans angebracht. Eine große Anzahl von Gemälden, im Rahmen mit der Nachbildung einer Pagoda aus Kupfermünzen, ein Schwert, Bogen und Pfeile, sowie eine mindestens 30 Fuß lange Subskriptionsliste hängen an den Wänden des Heiligtums. Diese Liste enthält die Namen der Geber, welche zu den laufenden Kosten der Tempelunterhaltung beigetragen haben. Die japanischen Priester finden jedenfalls, wie, fürchten wir, auch die anderer Länder, daß es das beste Mittel ist, die Gläubigen zu Opfern zu bewegen, wenn man sie an die Gaben anderer erinnert. — Das Idol Hachimans wird alljährlich durch ein Fest gefeiert, das am 15. Tag des 8. Monats stattfindet und Matturi heißt. An diesem Tage subscribiert man auf die Beiträge zur Unterhaltung des Tempels und der Priester. Es ist auch eine Almosenbüchse da für solche, welche zu bescheiden sind, um ihre Namen in den Listen eintragen zu lassen, oder deren Gaben zu geringfügig sind.

Da die japanischen Gebäude nicht bemalt werden, werden ihre Holzteile bald braun und verwittern, so daß sie häufige Reparaturen benötigen. Ein Wächter oder Aufseher, der im Tempel wohnt, hat dafür zu sorgen, daß Gebäude und alles, was dazu gehört, in Ordnung gehalten wird. Sie entledigen sich im allgemeinen dieser Pflicht ganz gut. Doch gibt es auch Gebäude, wo es entweder mit der Aufsicht oder mit den Finanzen schlecht bestellt ist. — Neben dem einen großen Shintotempel exi-

---

<sup>1)</sup> Hachiman war der Sohn der mythischen Königin Yinko, die im 3. Jahrh. nach Chr. Korea erobert haben soll. Seine Geschichte ist im Kodjiki enthalten und von dem Engländer Aston kritisch behandelt worden.

stieren auch mehrere kleinere. Sie sind gleichfalls vergöttlichten Heroen gewidmet. Ihr Dienst wird entweder von Berufsklassen versehen oder in gewissen Fällen von Laien. Gewöhnlich liegen diese kleineren Tempel an den Abhängen oder auf den Gipfeln der bewaldeten Hügel landeinwärts hinter Simoda. Die Wege, welche zu ihnen hinführen, sind recht bequem und hübsch, oft mit Brücken in einem einzigen römischen Bogen und Treppenflüchten auf Stein. Pforten, die mit steinernen Löwen oder bloßen Pfeilern versehen sind, unterbrechen in regelmäßigen Zwischenräumen die Wege, die von schönen, großen Bäumen beschattet werden. Manche dieser Tempel sind ganz in kleinen Hainen versteckt, man sieht sie erst, wenn man schon vor ihnen steht. Besonders einer ist hervorragend durch Lage und Schönheit des Baus. Er ist einem Schutzheiligen der Seeleute geweiht, weshalb ihn die Amerikaner den „Seemannstempel“ nannten. Leute, die irgendwie mit dem Meer zu tun haben, kommen oft hierher, um um Hilfe zu flehen oder ihren Dank abzustatten. Fischer, die einen guten Fang getan hatten, sagen Dank, Schiffbrüchige knien vor dem Götterbild nieder und erfüllen ihre Gelübde, indem sie ihre Haare opfern; Bootsleute und Fischer bessern ihre Netze aus und scheinen den Segen des Gottes auf ihre Ruder, Körbe und anderen Werkzeuge ihres Berufes herabzuflehen, die sie mitgebracht haben. Der Tempel ist eines der hübschesten Gebäude in Simoda. Eine solide gepflasterte Straße, die an einer Stelle über eine Brücke führt, endet an der Treppe des Tempels. Dieser ist in dem üblichen Stile erbaut. Über dem Tore ist ein schönes Stück geschnitzten Holzes zu sehen, das einen fliegenden Kranich, das Symbol des unsteten Schifferlebens, darstellt. Der Tempel selbst ist teils mit Steinmauern, teils mit geölten Papierwänden versehen. Zur Linken die übliche Steinlaterne, am Tore hängt ein Strohseil herab, mittels dessen der Beter die Glocke in Bewegung setzt, welche die Gottheit von dem Nahen eines Gläubigen benachrichtigt.

Die Ausgaben für die verschiedenen Kultusstätten müssen ziemlich groß und eine Last für die Bevölkerung sein, doch war es unmöglich, darüber Genaueres zu erfahren. Da es hauptsächlich freiwillige Beiträge sind und die Wohlfahrt der Priester zum größten Teil von der Freigebigkeit der Gläubigen abhängt, müssen die ersteren natürlich ziemlichen Eifer in ihren Funktionen entwickeln.

Die Umgebung von Simoda ist sehr schön und reich gegliedert. Man gewahrt die üblichen Anzeichen der japanischen Landkultur, obwohl wegen der verhältnismäßig dünnen Bevölkerung mehr Land un bebaut liegt als in der Nähe der Hauptstadt. Die Sohlen und Abhänge der Täler sind mit Gärten und Feldern bedeckt. In der Nähe von Simoda sind vier größere Dörfer. Kaki-zaki (Persimmon point) liegt am Ende des Hafens und zählt nur 200 Häuser. Eine seiner Kultstätten, Goku-shen-zhi genannt, ist zur Aufnahme fremder Besucher bestimmt; in seiner Nähe befindet sich auch der für die Amerikaner bestimmte Friedhof. Kaki-zaki hat auch einen guten Ankerplatz, viele Dschunken legen lieber dort als in Simoda an.

Wenn man in südöstlicher Richtung die Hügel überschreitet, kommt man nach Susaki, dessen etwa 200 Häuser an einem bewaldeten Abhange emporklettern. Die Bewohner sind fast alle Fischer, und ihre Boote, sogar größere Schiffe, können zu jeder Zeit landen. Von Susaki aus führt ein guter Weg in nordöstlicher Richtung nach Soto-ura, einem kleinen Dörfchen, das gleichfalls am Meere in einer hübschen, mit Zwergeichen bestandenen Landschaft liegt. Ein größerer Ort, Shira-hama (= weißer Strand), zieht sich in etwa 3 Meilen Entfernung von Soto-ura am Strande entlang. In der Nähe befinden sich mehrere Trachyt-(Grünstein-)brüche. In den Wäldern werden große Quantitäten von Kohle hergestellt.

Westlich von Shira-hama liegt der höchste Gipfel in der Nähe von Simoda, von welchem aus man die ganze Halbinsel Idzu überblicken kann. Kahle Gipfel tauchen

aus dicht bewaldeten Hügeln empor, und am Grunde der Täler liegen die wohlgepflegten Felder um die geschäftigen Dörfer herum. Dort, wo man diese Aussicht genießen kann, steht ein kleiner Holztempel in einem Nadelhain versteckt. Die zahlreichen Votivgaben, Blumen, Fetzen, Kupfergeld und Haare zeugen von der Beliebtheit des Lokalgottes Zhi-zo-bozats. — Wenn man die Nordseite des Hügels hinabsteigt, kommt man in das größte Tal der Gegend. Es wird von dem im Hafen von Simoda mündenden Inodzu-gawa durchflossen, der es bewässert und auf dem der Verkehr zwischen den Dörfern und größeren Orten des Innenlandes vor sich geht. Das Dorf Hongo, das etwa 150 Häuser zählt, liegt an dem Flusse, der an dieser Stelle 5 unterschlächtige Reismühlen treibt. Diese bestehen aus einem Holzstück oder einem Stein, der in rechten Winkel an einem langen Hebel befestigt ist, der seinerseits durch eine horizontale Achse seine Bewegung erhält. Er stampft wie der Stößel in einem Mörser. Manchmal werden solche Maschinen auch durch Menschenkraft angetrieben; ein Mann stellt sich dann abwechslungsweise auf das Ende des langen Hebels. Der Fluß ist bei Hongo für Flachboote schiffbar, die hier Holzkohle, Steine, Getreide und andere Produkte transportieren. Die Landschaft ist sehr reich gegliedert und der Landbau ist so intensiv, daß jemand, der diese Länder nicht gesehen hat, sich kaum einen Begriff davon machen kann. Jeder Hügel zeigt vom Fuß bis zum Gipfel eine Folge von Terrassen. In der Nähe von Hongo mündet ein kleineres Tal ein, und an dieser Stelle liegt ein Dorf, genannt Rendai-zhi, das von dem in der Nähe gelegenen Lotusterrassenkloster seinen Namen hat. — Von Hongo an wird das Tal breiter, bis es Simoda erreicht, wo es ganz breit wie eine Alluvialebene wird. Längs des Fußes der umliegenden Hügel und ihre Abhänge hinauf liegen zahllose Formhäuser und Scheunen, viele aus Stein gebaut. Es fehlt auch nicht an hübschgebauten Wohnhäusern, die von Gärten mit Goldfischteichen und

zwerghaften Zier- und Obstbäumen umgeben sind. Westlich von Simoda sind die Dörfer kleiner und die Hügel niedriger. In dieser Richtung liegt das nächste Dorf in einer Entfernung von 5 Meilen. Im Südwesten haben die Bewohner zweier Ansiedlungen an der Küste in den Felsen, etwas über 100 Fuß von dem Meere, große Räumlichkeiten ausgehauen, in denen sie die Seekräuter aufbewahren, die man kaut wie bei uns den Tabak. Die niedrigeren Hügel sind alle ringsherum bewaldet; es werden dort Holzkohlen fabriziert, von denen für häusliche und industrielle Zwecke viel verbraucht wird.

Nach topographischen Daten muß Simoda ein gesundes Klima haben. Es liegt auf dem Ende einer Halbinsel und ist von Höhen umgeben, was auf beständigen Luftwechsel und Abwesenheit von Miasmen schließen läßt. Simoda selbst liegt ziemlich tief, aber der Boden ist trocken; der die Stadt durchfließende Bach läuft rasch und hat klares Wasser. Es kann nicht sehr kalt sein in Simoda<sup>1)</sup>, denn es liegt an der See. Die Hügel, an welche es sich anlehnt, schützen es vor den kalten Winden, die von den Schneegipfeln in der Ferne herwehen. Im Winter und im Frühjahr ist das Wetter ziemlich veränderlich. Der Schnee auf den umliegenden Bergen und der im Winter oft einsetzende Regen mit dem davon untrennbaren Nebel bringen eine Feuchtigkeit hervor, die als Kälte empfunden wird und gelegentlich Erkältungskrankheiten hervorrufen muß. Auch der Wind schlägt oft um; nach warmen Seebrisen weht ein kalter Wind vom Lande her. Im Sommer ist es manchmal am Tage sehr heiß; die Nächte aber sind kühl. Von 19. April bis 13. Mai

---

<sup>1)</sup> In der ganzen Umgebung von Tokio ist das Klima milde. In Jokohama fällt fast nie Schnee, in Tokio wohl öfters, bleibt aber nicht liegen. Im Sommer ist es dagegen nicht wesentlich wärmer als bei uns, wenn auch das Thermometer gelegentlich über 90° F. steigt; nur die Feuchtigkeit, die mit der Hitze verknüpft ist, greift einigermaßen an. Jedenfalls kann man es in Tokio selbst im Sommer ebenso gut aushalten, wie in Berlin.

waren die Maximal- und Minimalziffern des Thermometers 72° und 58° F., des Barometers 29, 28 und 30<sup>oo</sup>. Mit dem Vorrücken des Jahres wird zweifellos auch das Thermometer steigen; es wird wahrscheinlich bis zu 85° F. oder mehr erreichen. In Simoda sind also die Krankheiten der gemäßigten Klimate zu finden, aber es ist kein Grund vorhanden, das Auftreten von Epidemien vorauszusetzen.

Seit dem Vertrag von Kanagawa ist Simoda von dem Fürstentum Idzu losgelöst worden und eine kaiserliche Stadt geworden, deren Behörden direkt von der Regierung in Jeddo ernannt werden. Es hat einen Gouverneur oder Superintendenten für Stadtverwaltung und Handel, dem ein Schatzmeister zur Seite steht. Unter diesen beiden höchsten Beamten stehen eine Anzahl Präfecten (bugio), die wieder verschiedene Dolmetscher und Kollektoren unter sich haben, deren Amt die praktische Durchführung der laufenden Geschäfte ist. Die Macht der kaiserlichen Verwaltungsbeamten von Simoda erstreckt sich bis zu den 6 Wachtstationen, deren keine mehr als 1 oder 1½ Meilen von der Stadt ist und die an den hauptsächlichsten aus dem Innern in die Stadt führenden Straßen liegen.

\* \* \*

\*

Bei der Ankunft in Simoda organisierte der Komodore sofort die nautische Aufnahme des Hafens. Dieser liegt nahe dem südöstlichen Ende der Halbinsel Idzu, die in das Kap gleichen Namens ausläuft, SW nach W streicht und deren Ausdehnung 45 Meilen von Kap Sagami am Eintritt in den Golf von Jeddo beträgt. Nördlich vom Hafen durchschneidet eine Bergkette die Halbinsel, südlich davon trägt sie bis zum Kap eine große Anzahl niedrigerer Gipfel. Mehrere Inseln und vorragende Felsen müssen von Seefahrern, die sich Simoda nähern, wohl beachtet werden. Die Felseninsel (Rockisland, 34° 33' 50" n. Br. und 138° 57' 16" östl. L.) ist etwa 120 Fuß

hoch und  $\frac{1}{3}$  Meile lang; sie hat eine Steilküste und unregelmäßige Oberfläche. Dichtes Buschwerk, Gras und Moos bedecken sie. Vom höchsten Punkt der Insel aus sind Wirbel zu sehen (N  $\frac{1}{2}$  W), die etwa eine oder anderthalb Meilen weit weg sind und vielleicht Riffen oder Klippen ihren Ursprung verdanken. Starker Wind und Strömungen hinderten uns an ihrer Untersuchung. Die japanischen Fischer behaupten, es sei ganz ungefährlich, in dieser Richtung zu fahren. N zu W von der Felseninsel in einer Entfernung von zwei Meilen sind die Ukonafelsen, die aus der Ferne aussehen, als wären sie nur einer; in Wirklichkeit sind es zwei. Der größere ist etwa 70 Fuß hoch. Zwischen diesen Felsen und der Felseninsel ist eine nordöstliche Strömung, deren Geschwindigkeit 4 Meilen pro Stunde beträgt. Von der Rockinsel aus ist die Zentruminsel, sogenannten, weil von da aus die Entfernung gemessen ist, innerhalb welcher sich die Amerikaner aufhalten dürfen, N  $\frac{1}{2}$  O in  $5\frac{1}{2}$  Meilen Entfernung.

Die Disziplin der Besatzung des Geschwaders war während der ganzen Expedition ausgezeichnet gewesen, obwohl sie bei verschiedenen Gelegenheiten sehr ernsthaft auf die Probe gestellt worden war. Die Notwendigkeit einerseits, den Japanern entgegenzukommen, und die Abneigung dieser gegen jeden Umgang mit Fremden andererseits legten den Vorgesetzten die Pflicht auf, den Wunsch der Seeleute nach gelegentlicher Freiheit und die Reserve der Japaner in Ausgleich zu bringen. Dies gelang im allgemeinen sehr gut und es war kaum nötig, mehr als die gewöhnlichen Regeln der Disziplin anzuwenden, um jene gute Ordnung aufrechtzuerhalten, die einen charakteristischen Zug des Geschwaders bildete. Nachlässigkeit und kleinere Vergehen wurden in der üblichen Weise bestraft. Es bedurfte selten großer Strenge. Am 19. April war es jedoch nötig, an Bord des Mississippi ein Kriegsgericht abzuhalten und mehrere Seeleute abzuurteilen, wobei zwei Mann der Desertion schuldig be-

290

funden wurden. Es war jedoch keine eigentliche Desertion, sondern nur ein Verlassen der Boote ohne Erlaubnis, um an Land nach trinkbarem Wasser zu suchen. Die Dienstgesetze sehen darin jedoch Desertion. Das Urteil wurde denn auch auf allen Schiffen verlesen und die Delinquenten zur üblichen Arrest- und Geldstrafe verurteilt.

Am dritten Tage nach der Ankunft des Geschwaders (21. April) landete der Kommodore in Begleitung einiger Offiziere und stattete dem Präfekten Kurakawa-kohei einen offiziellen Besuch ab. Sie wurden mit gewohnter Höflichkeit von dem japanischen Beamten und Moryama Yenoske empfangen. Letzterer war eigens von Simoda gekommen, um den Amerikanern seine Dienste zur Verfügung zu stellen. Nach einem kurzen Imbiß inspizierten die Amerikaner die Stadt und besuchten auch einige Tempel. Bei ihrer Rückkehr aufs Schiff wurden sie von mehreren japanischen Beamten begleitet, die dem Kommodore vorschlugen, dem Geschwader die allenfalls nötigen Provisionen zu verschaffen.

Die Offiziere begannen nun auch, die durch den Vertrag gewährten Privilegien zu Spaziergängen in der Stadt und ihrer Nachbarschaft auszunützen. Die unteren Klassen schienen den Fremden nicht abgeneigt; im Gegenteil. Sie waren neugierig und umgaben die Amerikaner in Haufen, besahen sich ihre Uniformen, berührten Knöpfe und Degen und fragten sie, in Gesten natürlich, nach dem Namen aller dieser Dinge. Die japanischen Behörden wollten jedoch solche Vertraulichkeit nicht dulden und schickten alsbald einige Soldaten, die das Volk auseinandertrieben. Doch damit noch nicht genug; sie schickten auch den Amerikanern Soldaten nach, die ihnen, wo sie gingen und standen, nicht von der Ferse wichen. Das Volk war geflohen, die Läden wurden geschlossen und die Straßen leerten sich. Sogar als die Offiziere die Stadt verließen, folgten ihnen die japanischen Spione nach, die augenscheinlich entschlossen waren, die Freiheit ihrer

19\*

Besucher soviel wie möglich einzuschränken. — Als der Kommodore davon hörte, geriet er in großen Zorn, weil das direkt gegen die vereinbarten Bedingungen des Vertrages ging. Er beschloß, von den Behörden in Simoda Rechenschaft zu verlangen. Er schickte also seinen Flaggenleutnant und seine beiden Dolmetscher ans Land und ließ durch sie dem Präfekten ein Memorandum übergeben, in welchem er gegen die erwähnte Handlungsweise protestierte. Das alles spräche den Bedingungen des Vertrages Hohn; käme so etwas noch einmal vor, so würde er nach Jeddo gehen und dort Aufklärung fordern. Er verlangte auch genügende Bewegungsfreiheit am Lande für sich und seine Offiziere, und da er Ohoshima besuchen wollte, forderte er, daß dieser Ausflug gehörig vorbereitet werde und einige japanische Beamte die Amerikaner zu begleiten hätten. — Der Präfekt antwortete, daß die Holländer in Nagasaki immer von 12—14 japanischen Soldaten begleitet würden; er schien zu glauben, daß das auch mit den Amerikanern geschehen müsse. Es wurde ihm aber bedeutet, daß die Behandlung, die sich die Holländer gefallen ließen, den Amerikanern durchaus nicht passe, weil sie einen Vertrag hätten, der ausdrücklich „freundschaftliche Beziehungen“ bedinge. Die Amerikaner seien nach Simoda als Freunde gekommen und verlangten, als solche behandelt zu werden. Sie würden den Japanern nichts zu Leide tun, wünschten im Gegenteil mit ihnen in freundlichen Verkehr zu treten, ohne Aufsicht von Soldaten und Behörden. An eine solche könnten sich Amerikaner nicht gewöhnen, um so weniger, als sie darin die Absicht einer Beleidigung erkennen müßten.

Diese entschlossene Sprache brachte die nötige Wirkung auf den Präfekten hervor, der sich damit entschuldigte, daß er Jokohama vor der Unterzeichnung des Vertrags verlassen und nicht gewußt habe, daß darin von „freiem Verkehr“ die Rede sei. Er müsse nach Jeddo um weitere Instruktionen schicken, inzwischen aber werde

er Order geben, die Häuser nicht zu schließen, und den Versuch machen, die Amerikaner ohne Bewachung frei umhergehen zu lassen. Er willfahrtete auch dem Ansuchen des Kommodore betreffs der Bewegungsfreiheit und des Besuchs von Ohoshima, indem er wissen ließ, einer der Tempel sei zu ihrer Verfügung; eine Dschunke, zwei Boote und gewisse japanische Beamte würden die Amerikaner nach Ohoshima bringen. Nachdem der Präfekt noch in höflichster Weise die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß Kleinigkeiten die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Amerikanern und Japanern nicht stören würden, war die Audienz zu Ende.

Die Offiziere des Geschwaders besuchten nun die Küste täglich, und es schien von Seite der Japaner keine Absicht mehr vorzuliegen, den Amerikanern Hindernisse in den Weg zu legen oder sie zu überwachen. Eine Gesellschaft von Offizieren bemerkte bei einem solchen Spaziergang außerhalb der Stadt, daß zwei Japaner ihnen folgten; sie achteten jedoch nicht darauf, weil sie glaubten, es seien Spione. Da sie aber schließlich bemerkten, daß die beiden Lust hätten, mit ihnen ein Gespräch anzufangen, blieben sie stehen und ließen sie herankommen. Es waren Männer von Rang; jeder trug die beiden Schwerter und war in weite, kurze Seidenbrokathosen gekleidet. Ihre Manieren waren die der besseren Klassen; sie waren jedoch schüchtern, wie Leute, die etwas tun, was sich nicht gehört. Vorsichtig sondierten ihre Augen die nächste Umgebung. Dann schob einer unter dem Vorwand, er wolle die Uhrkette des einen Offiziers besichtigen, diesem ein zusammengefaltetes Papier in die Brust<sup>1)</sup>. Darauf legten beide die Finger auf die Lippen und verschwanden.

---

<sup>1)</sup> Es war ein Brief, in dem die beiden baten, man möge sie nach Amerika mitnehmen. Es sei zwar von den japanischen Gesetzen verboten, außer Landes zu gehen, sie verließen sich jedoch auf die bewährte Güte der Amerikaner und bäten, sie auf keinen Fall zu verraten. Sie würden in der Nacht in einem Boote zum Geschwader kommen usw. (Original-Anmerkung.)

In der folgenden Nacht wurde der wachthabende Offizier von einem Boote aus angerufen und fand ein paar Japaner, die das Fallreep heraufgekommen waren und nun um Zulassung baten. Sie wollten augenscheinlich nicht mehr an die Küste zurückkehren. Der Kapitän des Mississippi schickte sie aufs Flaggschiff, das sie mit einiger Schwierigkeit in ihrem Boot erreichten. Kaum waren sie an Bord gekommen, als ihr Boot fortgeschwemmt wurde, sei es durch Zufall, sei es, weil sie es absichtlich treiben ließen. Der wachthabende Offizier meldete ihre Anwesenheit dem Kommodore, der seinen Dolmetscher schickte, um zu erfahren, was sie zu so später Stunde hergeführt hätte. Sie gestanden, sie wären gekommen, um nach Amerika mitzufahren, ihre Lust zu reisen zu befriedigen und die Welt zu sehen. Es waren die beiden Leute, welche den Offizieren nachgegangen waren und ihnen einen Brief übergeben hatten. Sie schienen sehr ermüdet zu sein, und ihre Kleider waren etwas abgenützt. Beide hatten das Recht, zwei Schwerter zu tragen; aber nur einer hatte eines in seinem Gürtel, die anderen drei hatte das Boot mitgenommen. Sie waren sehr gebildete Leute und schrieben Chinesisch fließend und, wie es schien, elegant; ihre Manieren waren höflich und fein. Der Kommodore ließ sie wissen, er bedaure, sie nicht empfangen zu können, obwohl es ihm sehr lieb wäre, wenn er einige Japaner mit nach Amerika nehmen könnte. Er könne sie jedoch ohne Erlaubnis ihrer Regierung nicht bei sich behalten; sie möchten sich darum bewerben; das Geschwader bliebe auch noch einige Zeit in Simoda. Sie waren über die Antwort des Kommodore äußerst bestürzt und erklärten, daß sie ihre Köpfe verlieren würden, wenn sie wieder an Land gingen; man möge sie doch an Bord lassen. Diese Bitte wurde ihnen ernst, aber sehr höflich abgeschlagen. Es folgte eine lange Diskussion, während welcher sie alle nur möglichen Gründe zu ihren eigenen Gunsten anführten und an die Humanität der Amerikaner appellierten. Dann wurde ein Boot ins Meer

gelassen und nach einigem Widerstande ihrerseits stiegen sie ein, bitter über ihr unglückliches Schicksal jammernd.

Am Nachmittag des folgenden Tages kam Yenoske, der eigens von Jeddo nach Simoda gekommen war, um den Kommodore zu bitten, die Fahrt nach Ohoshima aufzuschieben, was der Kommodore gewährte, an Bord des Powhattan und verlangte den Flaggleutnant zu sehen, dem er mitteilte, daß gestern nacht ein Paar Japaner auf eines der amerikanischen Schiffe gekommen wären; er wünsche zu wissen, ob dies das Flaggschiff gewesen sei, und wenn ja, ob sich die Leute irgend etwas hätten zu schulden kommen lassen. Der Flaggleutnant antwortete, es wäre schwierig, darüber etwas Genaueres zu sagen, weil so viele Japaner beständig auf die Schiffe kämen, daß aber keiner sich etwas hätte zu schulden kommen lassen. Yenoske wurde dann gefragt, ob die beiden in Sicherheit an Land gekommen seien, was er bejahte. Der Kommodore sandte hierauf einen Offizier an Land, um die durch dies Ereignis entstandene Aufregung zu beruhigen und sich so viel als möglich für die armen Burschen zu verwenden, die sicherlich nach japanischem Gesetz mit äußerster Strenge verfolgt werden würden. Es wurde den Behörden auch die Versicherung gegeben, daß der Besuch der beiden nicht das geringste auf sich habe und daß in Zukunft kein Japaner ohne Erlaubnis seiner Vorgesetzten an Bord empfangen würde. Hätte der Kommodore seiner Eingebung folgen dürfen, so hätte er den armen Japanern sicherlich willfahrt, die ja nur von Wißbegier zu dem Schritt, den sie getan, getrieben worden waren. Aber es waren andere Rücksichten zu wahren. Die Flucht eines Japaners zu unterstützen, wäre ein Vergehen gegen die japanischen Gesetze gewesen, und es war nur billig, wenn man diese nach all dem, was man erreicht hatte, skrupulös respektierte. Das japanische Gesetz verbietet es jedem Japaner bei Todesstrafe, sein Land zu verlassen. Es war übrigens auch möglich, daß die beiden ganz andere Motive hatten

als die, welche sie angegeben hatten, obwohl an ihrer Wahrhaftigkeit kaum zu zweifeln war. Vielleicht wollte man den Amerikanern nur eine Falle stellen. Der Kommodore hoffte, die Strafe dadurch zu mildern, daß er zeigte, wie wenig Bedeutung er der ganzen Sache beimaß. Das Ereignis war entschieden sehr lehrreich, denn es bewies, wie groß der Wunsch zu lernen bei den gebildeten Japanern war, die selbst davor nicht zurückschreckten, sich gegen die Gesetze ihres Landes zu vergehen und dem Tode zu trotzen. Unzweifelhaft sind die Japaner ein sehr wißbegieriges Volk, das jede Gelegenheit, seine intellektuelle und moralische Sphäre auszudehnen, mit Freude wahrnehmen würde. Das Betragen der beiden Unglücklichen war wohl charakteristisch für ihre Landsleute. Welch weite Aussichten eröffnen sich nicht diesem interessanten Land!

Einige Tage später stießen einige in der Stadt spazierengehende Offiziere auf das Stadtgefängnis, wo sie die beiden unglückseligen Studenten in eine der gewöhnlichen käfigartigen Zellen eingesperrt fanden. Sie waren sofort, nachdem es aufgekommen war, daß sie die Schiffe besucht hatten, verfolgt und festgenommen worden. Ihr Unglück schienen sie mit großem Gleichmut zu ertragen und sehr erfreut über den Besuch der Amerikaner zu sein. Als einer der letzteren sich dem Käfig näherte, schrieben die beiden etwas auf ein Brett und übergaben es den Offizieren. Das Schriftstück verdient als ein schönes Muster philosophischer Resignation unter Umständen, die selbst einen Kato aus seinem Stoizismus gebracht hätten, hier übersetzt zu werden:

„Wenn ein Held in seinen Unternehmungen Mißerfolg hat, so scheinen seine Handlungen die eines Elenden und eines Räubers. Wir sind ergriffen und eingekerkert worden. Die Behörden behandeln uns mit Verachtung; wir leiden unter ihrer Gewalt. Wir haben uns aber nichts vorzuwerfen, und so muß sich nun zeigen, ob ein Held wirklich ein Held ist. Die Erlaubnis, 60 Staaten zu besuchen, war nicht genug für unsere Wünsche; wir wollten die 5 großen Kontinente sehen. Das war lange Zeit unser Herzens-

wunsch. Plötzlich wurden unsere Pläne durchkreuzt, und wir befinden uns nun in einem elenden Raum, wo Essen, Ruhen, Sitzen und Schlafen schwer sind; wie können wir von hier fortkommen? Wenn wir weinen, scheinen wir Narren zu sein; wenn wir lachen, Elende. Ach! wir können nur schweigen.

Isagi Kooda.

Kwansuchi Manji.“

Als der Kommodore von der Gefangennahme der beiden erfuhr, sandte er seinen Flaggleutnant, um nachzusehen, ob es wirklich die wären, welche die Schiffe besucht hatten. Er fand jedoch den Käfig leer; die Gefängniswächter sagten, die beiden wären am Morgen nach Jeddo transportiert worden. Sie waren gefangen genommen worden, weil sie die amerikanischen Schiffe aufgesucht hatten. Da der Präfekt in der Sache nicht kompetent war, hatte er sie nach Jeddo gemeldet. Über das Schicksal der armen Burschen konnte nie etwas in Erfahrung gebracht werden; es ist zu hoffen, daß die Regierung nicht auf die darauf stehende Strafe, nämlich Enthauptung, erkannt hat. Es ist für uns tröstlich, sagen zu können, daß die Behörden dem Kommodore versicherten, er brauche keinen fatalen Ausgang der ganzen Sache zu befürchten.

Der große buddhistische Tempel, der Rio-shen-ji (großes Friedenskloster), wurde von den Behörden den Amerikanern zur Benützung angewiesen. Die meisten japanischen Tempel haben besondere Räume für Fremde und distinguierte Besucher. Sie werden auch gelegentlich für öffentliche Versammlungen an Fest- oder Markttagen gebraucht, nicht selten werden auch Märkte darin abgehalten, so daß an solchen Tagen die Tempel in Orte umgewandelt werden, an denen alle die Kniffe des Kaufens und Verkaufens praktiziert werden, wenn nicht direkt in „Diebshöhlen“. Da es in den Räumen des Rio-shen-ji an Möbeln fehlte, wurden welche von den Schiffen gebracht. Um die Japaner an die Anwesenheit Fremder zu gewöhnen, besuchten der Kommodore und seine Offiziere ihre Wohnung an Land ziemlich oft. Trotz der Versprechungen

des Präfekten genossen die Amerikaner verhältnismäßig wenig Freiheit; sie wurden beständig überwacht und in ihrer Intimität gestört. Der Kommodore selbst konstatierte auf einem seiner Spaziergänge, daß zwei vorausgehende Beamte dem Volke befahlen, sich zurückzuziehen und die Türen ihrer Häuser zu schließen. Den Kaufleuten war es augenscheinlich verboten, den Amerikanern etwas zu verkaufen, denn man konnte nicht einmal die allergeringste Ware bekommen. Der Kommodore protestierte also noch einmal gegen eine solche Behandlung und schickte seinen Flaggleutnant zum Präfekten mit dem Auftrag, sich zu beklagen und um sofortige Änderung zu bitten. Wenn diese Schikanen nicht aufhörten, würde der Kommodore sofort nach Jeddo zurückkehren, da während seines achttägigen Aufenthalts in Simoda die Behörden seinen Bitten und den Vertragsbedingungen wenig entsprochen hätten und da seine Geduld zu Ende wäre. — Der Präfekt entschuldigte sich und behauptete, der Kommodore täusche sich; man ließe ihn zu seinem eigenen Schutze von Soldaten begleiten und man befehle den Leuten nicht, sich zurückzuziehen und ihre Türen zu schließen, sondern gerade das Gegenteil. Der Flaggleutnant bestritt dies, worauf der Präfekt sich darauf hinausredete, daß seine Befehle mißverstanden worden seien, daß er sie erneuern werde und daß der Kommodore in Zukunft keine Ursache zu klagen haben werde. Was das Kaufen japanischer Ware betreffe, habe er keinen Auftrag, dies zu dulden vor Eröffnung eines Basars. Man sagte ihm, daß die Offiziere nur einige kleine Artikel für ihren eigenen Gebrauch wollten und solche Transaktionen nicht als „Handel“ betrachtet werden könnten. Man kam dann nach einigem Widerstand von seiten des Präfekten überein, daß, wenn ein Amerikaner etwas brauche, er dem Händler den betreffenden Auftrag geben solle, worauf das Objekt auf die Schiffe gesendet würde. Der Präfekt spielte auch auf die beiden Japaner an, die heimlich die Schiffe besucht hatten, und schien etwas

über ihre Absichten erfahren zu wollen, welche Fragen mit der Bemerkung abgeschnitten wurden, der Kommodore lasse sich von Subalternbeamten der Regierung nicht befragen.

Als die Amerikaner in der Folge die Läden besuchten und verschiedenes kauften, wurde es nötig, eine Art Münzfuß zu finden. Da nun nach dem strengen japanischen Gesetz kein japanisches Geld angewendet werden konnte, wurde ausgemacht, daß die Kaufleute amerikanisches Geld annehmen sollten. Der Wert dieser wurde annähernd nach chinesischem Kupfergeld festgestellt und zwar 1600 chinesische Käs<sup>1)</sup> auf einen Silberdollar. Die Japaner waren damit einverstanden und waren bald auf das Geld der Amerikaner ebenso erpicht wie andere Kaufleute.

Am 2. Mai kam der Mazedonian von den Bonininseln mit einem sehr willkommenen Vorrat an Schildkröten. Der Markt in Simoda bot wenig frisches Fleisch, was teilweise dem Buddhismus und teilweise den einfachen Lebensgewohnheiten der Japaner zuzuschreiben ist. Geflügel war selten und das an Zahl geringe Vieh wurde als Lastvieh benutzt; darum boten die Schildkröten eine willkommene Abwechslung zu der gewöhnlichen Kost.

Zwei Tage nach der Ankunft des Mazedonian wurde der Lexington nach Liukiu geschickt, und am 6. segelten der Mazedonian, die Vandalia und der Southampton nach Hakodadi. Einer der Matrosen des Powhattan war leider vom Takelwerk herabgefallen und gestorben und es wurde nötig, die Vorbereitungen zu seinem Begräbnis zu treffen. Die japanischen Behörden willigten gern in die Bitte ein, den Mann an Land begraben zu dürfen. In der Nähe des Dorfes Kaki-zaki wurde ein Platz bestimmt, der dann zum Begräbnisplatz für Amerikaner gemacht wurde. Am Tage der Beisetzung kamen mehrere japanische Beamte an Bord, die den Leichnam zu sehen verlangten, da ihr Gesetz es so vorschreibe. Sie fügten höflicherweise hinzu,

---

<sup>1)</sup> Jetzt sind es nur noch 600—700.

daß dies eine Formalität sei, über die der Präfekt und sie leider nicht hinwegsehen könnten, daß sie aber zweifellos auf Verlangen der Amerikaner von den Bevollmächtigten abgeschafft werden würde. Da der Sarg noch nicht zugenagelt und kein triftiger Grund vorhanden war, das Ansinnen der Japaner abzuschlagen, wurde ihnen der Leichnam gezeigt. Das Begräbnis fand an dem bezeichneten Platze statt.

Alles schien vorzüglich zu gehen und die Freundschaft zwischen Japanern und Amerikanern im Zunehmen begriffen, als der Kommodore plötzlich durch seine Offiziere von einer schweren Beleidigung unterrichtet wurde, die prompte Repressalien erforderte. Der Kommodore wollte zuerst Seesoldaten an Land schicken und die schuldigen Beamten verhaften lassen, beschloß aber, nachdem er sich die Sache nochmals überlegt hatte, einen Leutnant zum Präfekten zu schicken und von diesem Erklärungen und Entschuldigungen fordern zu lassen. Was vorgefallen war, war das folgende: Drei Offiziere waren mit ihren Vogelflinten an Land gegangen, und da es spät geworden war, gingen sie in einen der Tempel, um dort die Nacht zuzubringen. Um jedes Mißverständnis zu vermeiden, benachrichtigten sie Tatsnoske, den Dolmetscher, von ihrer Absicht, die sie vollkommen in Einklang mit der Erlaubnis der Behörden glaubten. Kaum waren sie aber eingetreten, als eine Truppe japanischer Soldaten unter dem Befehl einiger Beamter und Tatsnoskes in das Schlafzimmer eindrang und in grober und roher Weise verlangte, die Offiziere sollten sofort an Bord ihrer Schiffe zurückkehren. Tatsnoske und ein anderer Beamter erklärten, als sie sahen, daß die Offiziere ihren Aufforderungen keine Folge leisteten, sie wollten zum Kommodore gehen und über die Sache referieren. Kaum waren sie fort, als die übrigen noch gröber und unverschämter wurden. Doch wurden sie bald durch die Haltung der drei Offiziere, die zu ihren Waffen griffen, zur Vernunft gebracht. Sie verließen das Schlafzimmer, und nur in einem anderen Teil des

300

Tempels wurde eine Wache aufgestellt. — Der Präfekt wollte zuerst das Betragen seiner Unterbeamten rechtfertigen. Er meinte, die Amerikaner hätten unrecht gehabt, daß sie nicht zuvor ihre Absicht, über Nacht an Land zu bleiben, zu erkennen gegeben hätten, und weil sie in einen Tempel gegangen wären, der nicht speziell für sie reserviert war. Als ihm aber nachgewiesen wurde, daß seine Behauptungen falsch wären, änderte er seine Taktik und behauptete, der Vertrag sei noch nicht perfekt geworden, die Amerikaner hätten also noch kein Recht, sich der Vorteile des Vertrags zu bedienen. Auch hierin wurde der Präfekt zurechtgewiesen und ihm bedeutet, man habe keine Lust, sich mit ihm über die Ausdeutung des Vertrags zu unterhalten, weil ihn das nichts angehe. Nun meinte er, man solle den Fall den Bevollmächtigten vorlegen. Auch dies wurde verweigert und eine sofortige Entschuldigung für die Beleidigung gefordert. Der Präfekt wollte auch jetzt noch nicht nachgeben, er diskutierte nebensächliche Punkte und sagte, es wäre ein japanischer Brauch, Gästen Wachen für ihren Schutz beizugeben. Es wurde ihm geantwortet, die Amerikaner brauchten keinen solchen, sie könnten sich selber schützen, auch bedinge einer der Artikel des Vertrags geradezu, die Amerikaner seien von jeder lästigen Überwachung zu befreien. Im übrigen würden sich die Amerikaner nie ungestraft eine solche Behandlung gefallen lassen, weil sie nicht nur gegen die Satzungen des Vertrags, sondern auch gegen jede Gastfreundschaft sei. — Der Präfekt desavouierte nunmehr seine Untergebenen; sie hätten auf ihre eigene Verantwortung und ohne sein Wissen so gehandelt; er bedaure das Vorgefallene. Die Entschuldigung wurde angenommen, ihm aber zugleich auch bedeutet, daß man in Zukunft ihn selbst für alles verantwortlich machen werde. — Der Präfekt drückte nun auch den Wunsch aus, die Offiziere möchten nur im Notfalle nachts an Land bleiben, worauf ihm geantwortet wurde, daß die amerikanischen Offiziere selbst am besten wüßten, was

sie zu tun und in welchen Fällen sie an Land zu bleiben hätten.

Da nun alle Schwierigkeiten beseitigt waren, gab es auch weiter keine Anstände mehr. Täglich wurde Verkehr gepflegt, und die japanischen Behörden taten dem Kommodore alles zu Gefallen. Es nahte nunmehr der 9. Mai, an welchem eine Zusammenkunft in Hakodadi vereinbart war. Der Kommodore fuhr deshalb in Begleitung des Mississippi dorthin. Schon früher waren der Mazedonian, die Vandalia und der Southampton dort angelangt. Der Supply blieb in Simoda. Ehe der Kommodore abfuhr, hatte er sich erboten, Tatsnoske oder einen anderen Beamten, der in Hakodadi zu tun habe, mitzunehmen; sein Anerbieten wurde jedoch abgelehnt, weil sie sich fürchteten, irgendeinen Schritt ohne die ausdrückliche Erlaubnis ihrer Regierung zu tun. Der Aufenthalt in Simoda hatte 25 Tage gedauert, von welcher Zeit viel auf unangenehme Verhandlungen mit den Lokalbehörden verwendet worden war. Doch war es auch gelungen, den Hafen vollständig aufzunehmen, den Ort selbst und seine Hilfsquellen kennen zu lernen, besonders den Leuten einen ordentlichen Begriff von dem beizubringen, was die Amerikaner eigentlich wollten, und den Behörden gründlich zu verstehen zu geben, daß keine Übertretung der Artikel des Jokohamaer Vertrags geduldet werden würde.

Bei der Ausfahrt aus dem äußeren Hafen kamen Ohoshima und andere Inseln am Eingang des Golfes von Jeddo in Sicht. Um erstere genauer zu besichtigen und den Vulkan darauf genauer zu beobachten, fuhren die Dampfer so nahe als möglich an ihrem Süden vorbei. Der Vulkan war in Tätigkeit; er schien entweder mehrere Krater oder einen von großer Ausdehnung zu haben, weil Rauch und Dampf in kurzen Zwischenräumen sich an verschiedenen Stellen über einen Berggrat von 4—5 Meilen Länge erhoben. Nachdem Ohoshima passiert war, nahmen die Schiffe die Richtung zum Königskap, um den

302

Ort dieses wichtigen Kaps genau festzustellen. Bis zum Süden von Ohoshima war nur wenig von einer Strömung zu spüren, aber in dem Kanal zwischen diesen und dem Königskap war eine starke fast östlich gerichtete Strömung zu konstatieren. Als das Kap umschifft war, wuchs ihre Schnelligkeit noch mehr. — Bei der Fahrt längs der Küste zwischen den Vorgebirgen Susaki, Sero-fama und Firatachi (Königskap) hatte man eine gute Aussicht auf das Land und seine außerordentlich ausgedehnte und vervollkommnete Bebauung. Jeder Fleck Erde, von unten bis auf die Gipfel der Berge hinauf, war angebaut, und zahllose Städtchen und Dörfer lagen in den Tälern und auf den Abhängen der Hügel. Das Kap Sirofama ist nahe der Küste ein konischer Hügel, der von Bäumen gekrönt ist und eine gute Landmarke vorstellt. Wer zum erstenmal nach diesem Teil der japanischen Küste kommt, könnte Kingkap für eine Insel halten. Schiffe, die von Osten kommend nach Simoda wollen, sollten am Kingkap vorbeifahren, denn wenn sie es nördlich vor sich haben, nahe dem Süden von Ohoshima hinsteuern, das bei klarem Wetter sichtbar ist, es umfahren und dann ihren Kurs nach Westen nehmen. Die Strömungen sind im ganzen Golf von Jeddo stark und unregelmäßig. Längs dieses Teils der Küste macht sich der Einfluß der von den Japanern Kuro-shiwo genannten Strömung sehr bemerkbar.

Die Beobachtungen unserer Offiziere über diese Strömung sind sehr interessant. Leutnant Bent hat einen detaillierten Bericht darüber geschrieben. Hier geben wir nur die allgemeinen Resultate. Der Kuroshiwo beginnt am Süden von Formosa<sup>1)</sup> und ist sicher ein Teil des großen pacifischen Äquatorialstromes. Der größere Teil desselben geht von Formosa aus in die chinesische See, während der andere nordwärts umbiegt, längs der Ostküste von Formosa dahinfließt und oft bis östlich der Liukiuiseln geht, wo die höhere Wassertemperatur die Gegenwart eines heißen Stromes anzeigt. Er läuft nordwärts bis zum 26°, wo er nördlich und östlich umbiegt, die ganze südöstliche Küste von

---

<sup>1)</sup> Vielmehr schon bei Luzon.

Japan bis zur Tsugarstraße bespült und fortwährend an Stärke zunimmt. An der im Süden des Jeddogolfes gelegenen Inselkette wurde seine Schnelligkeit an drei folgenden Tagen zu 72, 74 und 80 Meilen pro Tag bemessen. Die Durchschnittsgeschwindigkeit beträgt auf der Strecke Südende Formosa-Tsugarstraße 35—40 Meilen pro Tag zu allen Jahreszeiten wo unsere Schiffe durchkamen. Seine ganze Breite im Süden des Jeddogolfes konnte nicht genügend festgestellt werden. — In 40° N. B. und östlich vom 143. Längengrad wendet sich der Strom mehr nach Osten, so daß ein kalter Unterstrom sich zwischen den Kuroshiwo und die Südküste von Yesso einzwängen kann. Unsere Hydrographen glaubten, ohne die Tatsache zweifellos feststellen zu können, daß diese hyperboräische Strömung nach Westen geht durch die Straße von Tsugar, dann durch das japanische Meer zwischen Korea und Japan und durch den Formosakanal in das chinesische Meer. Die Beobachtungen, über welche sie verfügten, nebst der Tatsache, daß zwischen Formosa und der chinesischen Küste ein starker südlicher Strom besteht, besonders zur Zeit des Nordostmonsuns, scheint den Konjekturen der Herren recht zu geben. Der Südwestmonsun beeinflusst vielleicht diesen Gegenstrom und zwingt ihn, seine Wasser mit dem des Kuroshiwo zwischen dem Norden von Formosa und dem Südwestende von Japan zu vermischen. Die Vandalia erhielt Befehl, von Hakodadi westwärts durch die Straße von Tsugar nach China zu gehen. Sie sollte dabei Strömungen und Temperatur untersuchen, aber der Kommodore verließ China, ehe der Bericht darüber fertig war, und so hat er ihn nie bekommen.

Schiffe, die an der chinesischen Küste kreuzen, kennen diesen Gegenstrom so gut, daß sie selten versuchen, nordwärts durch den Formosakanal sich durchzuzwingen; sie fahren gewöhnlich östlich von Formosa vorbei, wenn widrige Winde wehen, selbst wenn auf diesem Wege stärkere Brisen herrschen als im Formosakanal. Leutnant Bent weist auf einige starke Analogien zwischen dem Kuroshiwo und unserm Golfstrom hin. Seine Beobachtungen bestätigten in lichtvoller Weise die Ansichten der Herren Redfield und M. F. Maury über die Ursache der Abweichung des atlantischen Golfstroms nach Osten und des kalten Gegenstroms unterhalb des Golfstroms oder zwischen diesem und der Küste. Erstere ist nicht dadurch verursacht, daß der Strom auf Land trifft und so abgelenkt wird, sondern durch die größere Umdrehungsgeschwindigkeit der Breiten am und nahe dem Äquator, welche den Golfstrom nach Osten drängt, und letzterer ist verursacht durch die geringere Umdrehungsgeschwindigkeit der hohen Breiten, welche den von Norden kommenden Strom nach

Westen abweichen läßt, längs der atlantischen Küsten von Amerika. Die Große Bank selbst, meint Redfield, ist weniger eine Ursache als eine Wirkung. Nun existieren ganz ähnliche warme und kalte Strömungen an der japanischen Küste. Möglich, daß die erste Nordrichtung beider Strömungen von der Gestalt der Küsten Amerikas und Asiens abhängt, aber ihre Abweichung nach Osten ist nicht von der Gestalt oder der Lage irgendwelcher Landmasse abhängig.

Noch andere Analogien hat Bent bemerkt. Es handelt sich um die Schichten kalten Wassers im Golfstrom, die Professor Bache in die Karten der Küstenbeobachtungen vom Jahre 1853 eingetragen hat, und auf unserer japanischen Expedition haben wir ähnliche Beobachtungen gemacht. Eine Vergleichung der Temperaturen der beiden Strömungen zeigt überraschende Ähnlichkeiten. Das Maximum war dasselbe, aber im Kurosiwo war der Unterschied zwischen der Temperatur des Stromes und der des Meeres wegen der höheren Breite etwas größer als im Golfstrom.

Auch im Kurosiwo finden sich Seegrassbänke wie die Fucus-natans-Bänke des Golfstroms; es wurden Proben davon mitgenommen, die aber leider verloren gingen, ehe sie ein Spezialist in die Hände bekam. Wir können deshalb nichts darüber sagen, aber für ein Seemannsauge waren es dieselben Pflanzen wie im Golfstrom. Leutnant Maury glaubt, der pazifische Strom habe seinen Ursprung im Indischen Ozean, wo die Temperatur höher ist als im Karaibischen Meere und wo die Wasser, die nach Norden zu am Kontinente stoßen, sich irgendwo einen Ausgang suchen müssen; das scheint uns jedoch fraglich.

In der Nähe von Isomura trafen unsere Dampfer etwa 6 Meilen vom Lande auf eine Fischerbootflottille; sie stand an einem Orte, wo das Wasser viel heller war und wo es viel Seegräser gab. Sondierungen mit dem Tiefseelot ergaben 47 und 80 Faden; der Grund bestand aus feinem schwarzem Sand. In der Nähe von Dai-ho-saki (Weißes Kap) wurden andere Fischerboote unter Segel angetroffen. Auch hier war das Wasser gebrochen und hell; als die Dampfer bis auf eine Meile an diese Stelle herangekommen waren, stoppten sie und sondierten von neuem; 30 Faden Tiefe mit Korallengrund wurden konstatiert. Nun wurde der Kurs der Schiffe von NO bis O nach SO geändert und langsam weitergefahren, wobei

man plötzlich in das Ostende des gebrochenen Wassers kam mit 21 Faden Tiefe und sogenannten Überfällen (overfall) und Korallenboden. Man hatte also genügenden Grund, an das Vorhandensein einer gefährlichen Bank längs der Küste zu glauben und zwar in einer solchen Distanz von dieser, daß man sie sicher nicht vermutet haben würde. Wäre die Nacht nicht schon so nahe gewesen, so hätte der Kommodore diese Bank untersuchen lassen; bis zum folgenden Tag zu warten, war aber unmöglich, weil man am 19. Mai in Hakodadi sein mußte. Mit gutem Wetter konnte man zwar zwei Tage vor diesem Datum dort sein, aber bei der Häufigkeit starker Nebel in der Nachbarschaft der Tsugarstraße konnte man nicht mit Sicherheit darauf rechnen, früher am Bestimmungsort einzutreffen.

Tagsüber fuhr man an der Küste entlang, nachts aber entfernte man sich ein wenig davon. Am 15. Mai kam Kap Kurosaki in Sicht mit seinen schneebedeckten Gipfeln im Innern. Die Luft war frisch und belebend, die mittlere Temperatur 59° Fahrenheit, die des Wassers 55°. Das Wasser war vollkommen glatt; es hatte an seiner Oberfläche einen öligen Schimmer und war mit einer Substanz bedeckt, die man für Walfischexkremeute halten konnte; Wale aller Arten und Delphine waren ja genug zu sehen. Bei Tagesanbruch (am 16.) nahm man den Kurs wieder aufs Land zu; obwohl dieses eine Zeitlang außer Sicht gewesen war, erblickte man es wieder. Man fuhr nun der Küste entlang bis zum NO-Ende von Nippon, das bei den Japanern Sirija Saki heißt. Die südliche und östliche Küste Japans vom Kap Sirofama an, ist, soweit dies beobachtet werden konnte, nicht so hoch wie die auf der Westseite des Golfes von Jeddo. Sie ist jedoch genügend hoch, um bei klarem Wetter bis auf 40 Meilen Entfernung sichtbar zu sein. Beim Kap Sirija Saki wird die Straße von Tsugar, die Nippon von Jesso trennt, in ihrer ganzen Ausdehnung sichtbar; auch das Hochland von Jesso kann man schon sehen. Es wurde nun

der Kurs direkt nach Hakodadi gerichtet, aber in der Mitte der Straße traf man auf eine Strömung oder eine Flut, die wahrscheinlich die östliche beschleunigte, bis die beiden vereinigt eine Schnelligkeit von 6 Knoten erreichten. Dieser starke Strom verhinderte die Dampfer, den Hafen noch in derselben Nacht zu erreichen. Es wurde für ratsam gehalten, die Dampfer auf die hohe See hinauszusteuern. Es wäre dies ja nicht nötig gewesen, wenn man sich auf das Wetter hätte verlassen können. Die Maschinen wurden so gestellt, daß sie mit geringem Kohlenverbrauch die Position des Schiffes beibehielten, so daß am nächsten Morgen bei der Peilung sich herausstellte, daß sie die ganze Nacht über sich noch keine Meile von ihrem Platz entfernt hatten. — Kaum aber hatte man die Schiffe nach ihrem Bestimmungsort gerichtet, als ein dichter Nebel alles bedeckte und nötig machte, sie wieder östlich zu steuern. Gegen Mittag vertrieb die Sonne den Nebel. Als man sich dem Kap Surokubo näherte — das der Kommodore zu Ehren seiner Neuyorker Freunde, der Herren Edmund und George Blunt, Bluntkap benannte — sah man über die Landzunge hinweg, welche Treaty Point<sup>1)</sup> mit dem Innern verbindet, die drei Schiffe des Geschwaders, die früher abgefahren waren, sicher im Hafen von Hakodadi liegen. Beim Herannahen der Schiffe kamen aus dem Hafen nach früher gegebener Order Boote, um den Powhattan und den Mississippi in den Hafen zu lotsen, wo sie 9 Uhr morgens des 19. Mai eintrafen.

Die geräumige und prachtvolle Bucht von Hakodadi, eine der zugänglichsten und sichersten der Welt, liegt nördlich der Tsugarstraße und ungefähr halbwegs zwischen Sirija-Saki<sup>2)</sup>, dem nördlichsten Punkt von Nippon, und der Stadt Matsmai. Die Bucht ist an ihrem Eingang 4 Meilen breit und erstreckt sich 5 Meilen weit ins Land hinein.

<sup>1)</sup> So auf den amerikanischen Karten genannt.

<sup>2)</sup> Saki heißt Vorgebirge, Kap.



## 17. Kapitel

### Hakodate. Volkskultur

Die Dampfer lagen erst seit ein paar Stunden vor Anker, als ein Regierungsboot sich langsam dem Flaggschiff näherte. Es war ziemlich derselben Bauart wie die anderen bisher gesehenen, aber schwerfälliger. Die 8 Bootsleute trugen dunkelblau und weiße Gewänder und am Rücken das Wappen des Beamten, in dessen Dienst sie waren. Sie ruderten langsamer als die anderen Regierungsboote. Sobald sie beim Powhattan beigelegt hatten, stiegen die japanischen Beamten an Bord. Ein Brief der Bevollmächtigten und eine Kopie des Vertrags wurden ihnen sofort übergeben. Sie teilten mit, daß die Beamten aus Jeddo, welche die Amerikaner in Hakodadi empfangen sollten, noch nicht angekommen wären und daß das Volk sehr aufgeregt über die Ankunft der fremden Schiffe wäre, weil das Geschwader nicht zuvor angemeldet worden war und niemand etwas von dem Vertrag oder der Eröffnung des Hafens von Simoda gehört habe. Man teilte hierauf den japanischen Beamten mit, daß am folgenden Tag eine Anzahl Offiziere vom Kommodore an Land geschickt werden würden, um mit den Behörden zu konferieren.

Bei der Ankunft wurden sofort alle Vorbereitungen getroffen, um den Hafen gründlich zu erforschen, was auch während des Aufenthalts des Geschwaders durchgeführt wurde.

Am 18. Mai machte der Flaggleutnant in Begleitung der Dolmetscher Portmans und Williams, sowie des Sekre-

tärs des Kommodore dem Gouverneur einen Besuch. Dieser, Yendo Matzaimon mit Namen, empfing die Amerikaner in Gesellschaft zweier Hauptpersonen seines Gefolges, Ishuka Konzo und Kudo Mogoro. Der Empfang war zeremoniell und höflich, wie gewöhnlich; gleich darauf wurde zum Geschäftlichen übergegangen. Der Gouverneur war ein Mann mittleren Alters und von mildem Gesichtsausdruck; sein Gefolge waren gleichfalls gute Repräsentanten japanischer Gentlemen. Die Konferenzhalle war groß und ging auf einen engen Hof hinaus, in welchem verschiedene geschnitzte Tore und Treppen zu den anderen Räumen des Gebäudes zu sehen waren. Die Fenster waren mit geöltem Papier überzogen; schöne Matten bedeckten den Fußboden; das Mobiliar war dürftig wie immer, es waren nur ein halbes Dutzend Feldstühle da. Eine Nische am einen Ende des Raumes enthielt den üblichen Lehnstuhl und Idole; es war der den Riten der Gastfreundschaft und der Ahnenverehrung geweihte Platz. Diener brachten Tee, Kuchen, Gebäck und Tabak, und der Gouverneur und seine Gehilfen vergaßen ihre Pflichten als Hausherr nicht, sondern nötigten ihre Gäste jeden Augenblick zu einem Imbiß.

Die Amerikaner erklärten den Zweck ihres Besuches und teilten den Japanern mit, daß der Kommodore nach Hakodadi gekommen sei, um die Bedingungen des am 31. März zwischen den Vereinigten Staaten und Japan abgeschlossenen Vertrags zu erfüllen und daß jede Abweichung der Behörden von Jesso vom Geiste und Wortlaut des Vertrags zu ernsthaften Konsequenzen führen würde. Sie verlangten auch, daß Vorbereitungen getroffen würden, um den Amerikanern freie Bewegung in der Stadt und Umgebung zu sichern. Ladenbesitzer und Marktleute seien anzuweisen, den Amerikanern zu verkaufen, was diese brauchten, drei Häuser oder Tempel seien den Amerikanern als Aufenthaltsräume zur Verfügung zu stellen, den Schiffen sei das, was das Land biete, zu beschaffen; auch seien nicht nur notwendige

Dinge, sondern auch Produkte von Jesso und Gegenstände aus der Naturgeschichte den Amerikanern gegen anständige Bezahlung abzulassen. — Der Gouverneur verlangte einen Aufschub, bis die Beamten, die erwartet würden, aus Jeddo angekommen seien. Deren Verspätung entschuldigte er durch die große Entfernung; es seien im Winter 37 Tage und im Sommer 30 von Jeddo nach Hakodadi. Er meinte auch, er habe keine speziellen Orders, sondern nur die, welche in dem vom Kommodore übergebenen Briefe enthalten seien, in welchem nur davon die Rede sei, daß die Amerikaner den gewöhnlichen Empfang und gute Behandlung zu erwarten hätten und daß Lebensmittel und Wasser zu liefern seien. Nach längerer Diskussion kam man überein, daß die Ansichten der Behörden von Hakodadi in einem Brief an den Kommodore niedergelegt werden sollten. — Am nächsten Morgen erhielt denn der Kommodore die folgende Mitteilung:

„Hakodadi ist eine abseits gelegene Gegend, seine Bevölkerung gering und ungebildet, so daß alt und jung ins Innere floh, als eure geehrten Schiffe neulich ankamen, obwohl ihnen die Obrigkeit dies verbot<sup>1)</sup>).

Ihr seid wahrscheinlich in dem Glauben gekommen, ein reiches und vielbevölkertes Land zu treffen, und nicht mit dem Wunsche, zu stehlen oder euren Eintritt zu erzwingen. Das gemeine Volk hier ist unwissend und furchtsam, und es ist uns

---

<sup>1)</sup> Man wird sich erinnern, daß Kapitän Golowin von der russischen Marine vor 33 Jahren in Cunaschir, 70 bis 80 englische Meilen nördlich von Hakodadi, auf verätherische Weise gefangen genommen worden war, worauf Kapitän Ricord versucht hat, den Platz zu beschießen. Ebenso hatten sich die Japaner der Mannschaft eines amerikanischen Schiffes, das im Jahre 1849 auf die Küste getrieben ward, bemächtigt in Matsmaje, etwa 30 Meilen weiter westlich gelegen, und sie lange Zeit in harter Gefangenschaft gehalten. Jetzt glaubten die Leute wahrscheinlich, daß wir gekommen wären, um Rache dafür auszuüben. Um ihren Schrecken nicht noch zu vermehren, war außer jener Deputation während der ersten zwei Tage niemand von uns an Land gegangen. Wohl aber kamen viele Japaner, unter andern der Gouverneur von Hakodadi selbst, zu uns an Bord, so daß bald darauf alles wieder ins richtige Geleise kam. (Heine.)

unmöglich gewesen, es über den Zweck eures Besuches aufzuklären. Ihr habt ja gestern selbst gesehen, als ihr durch die Straßen ginget, daß das gewöhnliche Leben stockte. Ihr könnt aber immer an Land gehen; es wird euch kein Hindernis in den Weg gelegt werden und kein Leid geschehen.

Dieser Ort ist wie eine Pille oder ein Fleck, so klein, seine Umgebung ist unfruchtbar. Lebensmittel und anderes wird von andern Provinzen gebracht; es ist hier eben nicht wie in Simoda oder Uraga, und wir befürchten, daß das, was wir bieten können (Häute, getrockneter Fisch, Fischöl, gesalzener Lachs, Surume<sup>2)</sup> und Lachsrogen) auch zu wenig sein wird. Nichts wird verlangt für das, was wir bisher geliefert haben.

Gestern sprach ihr davon, daß ihr freundlichen Verkehr mit uns haben wollt, was von beiden Seiten vorausgesetzt, daß nur das, was recht ist, getan wird. Nichts sollte vorkommen, was am freundlichen Verkehr hinderlich sein könnte. Wir sind hier dafür da, um das Volk zu regieren, als unsere Hauptpflicht, die nicht vermieden werden kann; und obwohl es für euch bequem und angenehm wäre, Häuser zu eurer Verfügung zu haben, könnte das doch die schwersten Folgen für uns haben, denn das Volk würde sich fragen, wer es eigentlich regiert. Wenn ihr soweit geht und gleich drei Gebäude verlangt, ist das noch vereinbar mit euren Freundschaftsversicherungen?

Gestern haben uns die Herren mehreres bezüglich unseres Verkehrs mitgeteilt, nämlich daß am 31. März ein Vertrag in Jokohama zwischen den hohen Beamten unserer beiden Länder unterzeichnet worden ist. Deshalb seid ihr nach Hakodadi gekommen, um ihn in Kraft zu setzen, wie ihr auch nach Simoda gegangen seid, wo ihr drei Häuser zum Ruhen und Zeichnen gehabt habt. Es ist für uns verwunderlich, daß wir vom Hofe noch nicht über diesen Vertrag benachrichtigt worden sind; auch steht in dem Communiqué, das ihr uns aus Uraga gebracht habt, nichts davon. Indessen ist es eine sehr schwierige und ernsthafte Sache für uns, zu handeln, ehe wir dazu von der Regierung aus ermächtigt sind; denn die unverbrüchliche Sitte aller unserer Provinzen ist es, erst auf Befehle zu warten. Sei es nun eine Sache von großer oder geringer Bedeutung — wir müssen zuerst den Fürsten davon benachrichtigen, der dann dem Kaiser darüber referiert und dessen Befehle erwartet. Ihr selbst, meine Herren, müßt nach euren Erfahrungen in Jokohama und Simoda wissen, was bei uns der Brauch ist. Trotzdem wollen wir euch liefern, was wir haben, Eier, Geflügel, Fisch, Enten und anderes, und

---

<sup>2)</sup> Eine Fischart *Fucus laminaria*.

euch erlauben, Dörfer, Märkte und Läden zu besuchen, obwohl diese verachtungswert und schlecht, gemein und irgendeiner Aufmerksamkeit unwürdig sind.“

Nachdem der Flaggleutnant, der diese Mitteilung in Empfang nahm, erklärt hatte, daß der Kommodore nur die Teile der Tempel beanspruche, die gewöhnlich den Fremden zur Verfügung gestellt werden, und den kirchlichen Teil derselben zu respektieren verspreche, schien der Gouverneur einer großen Sorge enthoben zu sein, weil er augenscheinlich glaubte, die Fremden wollten sich in ihre Religionsangelegenheiten mischen. Er kündigte den amerikanischen Offizieren dann an, daß Matsmai Kangeayou, Großoffizier der Familie der Fürsten von Matsmai, am folgenden Tag dem Kommodore einen Besuch machen werde, worauf die ersteren sich zurückzogen.

Nach diesen ersten Verhandlungen gingen die Offiziere täglich an Land, wo sie Tempel und Läden besuchten und frei in der Umgebung umherschweiften. Nach mehreren Konferenzen wurden den Amerikanern endlich drei Häuser zur Verfügung gestellt; eines dem Kommodore, eines den Offizieren und ein drittes für die Zeichner. Alle Tage wurde ein Basar abgehalten, wo die verschiedenen Produkte japanischer Kunst und Industrie zu annehmbaren Preisen zu haben waren; ein Dollar, den die Japaner Itschabo nannten, galt drei ihrer Silbermünzen und etwa 4800 Kupferkash. So wurden die Amerikaner bald mit Hakodadi und seiner Bevölkerung bekannt, von dem hier eine kurze Beschreibung folgt<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Eingeschaltet sei hier die lebendige Schilderung des Deutschen Heine: „Die Bewohner von Hakodadi sind durchgängig von auffallend kleiner Statur, oft kaum 5 Fuß hoch, und diejenigen unserer Offiziere und Mannschaften, die hoch gewachsen waren, genossen von ihnen auch verhältnismäßig mehr Ansehen, als die kleineren. Ihr könnt euch also vorstellen, als was für eine gewaltige Respektperson ich hier galt. Ofters ersuchten mich die Japaner sehr höflich, mich mit ihnen zu messen, und bei Gelegenheit eines Besuches beim Bungo oder Gouverneur von Hakodadi bezeichnete man sogar meine Länge mit einem Einschnitte

Die Stadt Hakodadi oder Hakodate liegt an der Südküste der Insel Jesso auf dem westlichen Ufer einer kleinen

in einer hölzernen Säule und bat mich, meinen Namen darunter zu schreiben, den man dann noch in japanischer Schrift darunter setzte.

Ich muß gestehen, daß ich die Japaner, nachdem ich mich mit manchen ihrer seltsamen Gebräuche etwas vertrauter gemacht habe, ordentlich lieb zu gewinnen beginne. Alle sind äußerlich von vorzüglich guten Sitten und eine bemerkenswerter Charakterzug bei ihnen ist ihre ungemaine Herrschaft über sich selbst. So unter anderm war besonders ein Abgesandter des Prinzen von Matsmaje das wahre Muster eines feingebildeten und wohlgezogenen Mannes; er benahm sich sowohl als Gast wie als Wirt und Abgesandter mit einer herzegewinnenden Liebenswürdigkeit; ingleichen der Bungo und der Vizebungo, ersterer ein gütiger Alter von fünfzig und etlichen Jahren, letzterer ein kleiner, ungemain lebhafter Dreißiger, der ganz vorzüglich gut zu Pferde saß, und auch sonst viel körperliche Gewandtheit zeigte.

Ebenso bemerkte ich, daß die Eingeborenen von Jezo von weniger dunkler Hautfarbe sind als die Bewohner des südlicheren Nippon, besonders ein Kaufmann aus Cunaschir, wahrscheinlich ein Kurile, von den Japanern Ainos genannt, der uns in unserem Atelier mehrmals Besuche abstattete. Frauen sah ich im ganzen hier weniger als in Simoda; einige junge Mädchen, welche kamen, um daguerreotypiert zu werden, waren jedoch von angenehmer Gesichtsbildung und bescheidenem, einnehmendem Betragen.

Außer vielen kleinen Tempeln und Kapellen waren vier große Haupttempel in der Stadt, von denen besonders der eine sehr geräumig (gegen 200 bis 250 Fuß ins Geviert) und mit schönen Holzschnitzereien, die sich im kühnen Relief erhoben, reich verziert; Kraniche und Schildkröten, hier die Embleme für glückliche Zukunft und Schönheit, bildeten die Hauptbestandteile dieser Verzierungen; doch waren auch noch andere Tiere, als Hasen, Stiere, Eber, Pferde, Drachen und dergleichen mehr angebracht, letztere beide besonders häufig als Zierde zur Ausladung des Daches. In einem anderen Tempel, wahrscheinlich einer Art von japanischem Äolus gewidmet, thronte zur Linken des Portals der Gott der Winde, letztern in einem Sacke auf seinen Schultern tragend, zur Rechten der Gott des Donners, von züngelnden roten Blitzen umgeben. Während zweier sehr stürmischer Tage, die wir hier hatten, sagten zwei Priester in diesem Tempel fortwährend Gebete, eine Art von Responsorien, mit

Halbinsel, welche die eine Seite des Hafens bildet. Hakodadi bedeutet „Schachtelladen“; was aber die Ursache dieses Namens ist, weiß niemand. Die Stadt bietet vom Hafen aus einen sehr pittoresken Anblick. Sie dehnt sich 3 Meilen lang am Fuß eines hohen Rückens, aus dem drei Hauptgipfel von 600—1000 Fuß hervorragten. Die Gipfel sind nackt und oft mit Schnee bedeckt; die oberen Abhänge tragen eine dünne Busch- und Nadelvegetation; die unteren aber sind dicht mit Zypressen, Pflaumen- und Pfirsichbäumen bewachsen. Die Stadt scheint so im Schatten der Bäume zu ruhen. Ein niedriger, sandiger Isthmus mit wenig Grün verbindet die Halbinsel, auf der die Stadt steht, mit dem Lande. Riesige Trachytfelsen trennen den alluvialen Sand von der Gebirgsregion im Innern. Die Japaner beuten diese Trachytfelsen aus, wovon einige Steinbrüche Zeugnis ablegen. Sie holen von dort das zur Erbauung von Wellenbrechern, Molos und Deichen, Hausfundamenten und anderes nötige Material. Die Stadt zählt über 1000 Häuser, die hauptsächlich zu beiden Seiten einer langen, am Meere gelegenen Straße liegen, während die übrigen zwei oder drei Parallelstraßen

---

näselnder Stimme her. Ebenso glichen die Altäre des größten Tempels (ein Hauptaltar und vier Nebenaltäre) in vielen Stücken denen unserer katholischen Kirchen; sogar ein Tabernakel war über denselben angebracht und unter diesem stand eine weibliche Figur in Holz geschnitzt, mit einem Schleier über dem Kopfe, nicht unähnlich einer heiligen Elisabeth.

Der Berg oder Felsen, dicht hinter der Stadt, ist ungefähr 1500 Fuß hoch. Von seinem Gipfel breitet sich ein herrliches Panorama zu den Füßen des Beschauers aus. Gegen Norden hat man die Bai von Hakodadi vor sich und als deren Vordergrund die Stadt selbst; dahinter erschließt sich das vorerwähnte geräumige Tal, auf drei Seiten von Gebirgen eingeschlossen; weiter südlich, jenseits der Halbinsel, liegt die Bai von Sangar mit ihren schroffen Ufern und jenseits der Straße oder Meerenge von Sangar, die den Süden und den Westen einnimmt, erblickt man die Höhenzüge von Nippon, welche sich wiederum hinter einer mit hohen schneebedeckten Bergen gekrönten Spitze der Insel Jezo verlieren, an deren Fuße Matsmaye, die Hauptstadt von Jezo liegt.“

schon den hinter der Stadt liegenden Hügel emporklettern. Alle diejenigen unter uns, die Gibraltar kannten, waren frappiert von der außerordentlichen Ähnlichkeit dieser Festung mit Hakodadi<sup>1)</sup>. Es war da ein isolierter Hügel, an dessen Basis und auf dessen Abhängen wie in Gibraltar Häuser gebaut waren, es fehlte auch weder die niedrige Landzunge, welche die englische Festung von dem spanischen Territorium trennt, noch die weite Bucht, die Gibraltar umgibt. Überdies hat auch die Lage von Hakodadi an der Tsugarstraße mit dem Hochland von Nippon und den Städten Say und Mimaga in Sicht Ähnlichkeit mit der von Gibraltar, welches den engen Kanal vom Atlantischen zum Mittelländischen Meer und die gegenüberliegende afrikanische Küste beherrscht.

Hakodadi gehört zur kaiserlichen Feudalprovinz Matsmai<sup>2)</sup> und ist die größte Stadt der Insel Jesso, ausgenommen das etwa 30 Meilen östlich davon gelegene Matsmai. Eine ausgezeichnete, nicht weit vom Meere laufende Straße verbindet die beiden Städte, und ein lebhafter Handelsaustausch findet zwischen ihnen und mehreren kleinen Städten der Insel Nippon statt. — Hakodadi ist regelmäßig gebaut mit Straßen, die sich im rechten Winkel kreuzen. Diese sind etwa 30—40 Fuß breit und sorgfältig makadamisiert. Auf beiden Seiten laufen Rinnen für Abwässer und Regen; gut gebaute Kanäle führen alles in die Bucht. Die Bürgersteige sind häufig gepflastert, aber da es in Hakodadi keine Wagen gibt, so geht alles bei trockenem Wetter in der Mitte der Straße. Die Stadt ist, wie alle japanischen Städte, sehr reinlich; die Straßen

1) Das aber viel ausgedehnter ist.

2) Fürst Matsumai war ein Daimio, der im 17. Jahrhundert einen Teil der Insel eroberte. Nach seiner Stadt wird von den Russen bis heute die Insel Matsmai genannt. Jetzt hat die Insel, die seit 1881 zielbewußt kolonisiert wurde, eine Bevölkerung von beinahe einer Million; zur Zeit Perrys wird sie kaum 80000 gehabt haben. Hakodadi sah die Ausläufer des japanischen Bürgerkrieges von 1868. Hier ergab sich der Admiral Enomoto das Jahr darauf mit den letzten Getreuen des Shogun.

werden beständig benetzt und gekehrt. Hölzerne Zäune mit Toren kreuzen die Straßen in gewissen Zwischenräumen; sie werden nachts geschlossen. Hakodadi hat dieselbe Stadtverwaltung wie alle anderen Städte in Japan; die Bewohner der verschiedenen Straßen bilden ebenso viele getrennte Kommunen, die, sozusagen, für das Betragen jeder anderen verantwortlich sind und jede von einem „Ottona“ verwaltet werden. Die Zäune scheinen die Grenzen dieser Bezirke zu bezeichnen. Auf der einen Seite der Straße ist gewöhnlich zwischen den Häusern ein Schildwächhäuschen für den Wächter des Bezirks aufgestellt, der Ordnung zu halten hat und Feuer meldet. In Hakodadi ist es immer ruhig ohne die lärmende Geschäftigkeit, die man in anderen Städten findet. Keine mit Waren beladenen Wagen, kein Lärm der Ausrufer, keine geschäftigen Hausierer, kein lärmender Mob — es ist alles in tiefste Ruhe getaucht, die nur von Zeit zu Zeit durch den Zuruf eines Lasttiertreibers oder den Vorläufer irgendeines Würdenträgers gestört wird, der den Leuten den Befehl gibt, sich vor seinen Herrn niederzuwerfen. Und trotzdem hat der Fremde den Eindruck, daß Hakodadi eine lebhafte Stadt ist, wenn er lange Reihen von Lastpferden langsam durch die Straßen schreiten sieht, die Hunderte von Dschunken und die zahllosen Boote im Hafen und die reichgekleideten japanischen Beamten und Gentlemen mit ihren beiden Schwertern.

Die Häuser Hakodadis sind meist einstöckig. Der obere Teil bildet gelegentlich eine bequeme Wohnung, ist aber meist nur ein dunkler Speicher. Selten ist ein Dach höher als 25 Fuß vom Erdboden. Das Dach ragt über die Mauern heraus und ist meist mit kleinen Holzschindeln von etwa Handgröße eingedeckt. Sie werden mit Bambuspflöcken befestigt oder durch lange, mit Steinen beschwerte Bretter an ihrem Platze gehalten. Die Steine sollen auch das Schmelzen des Schnees, der in Hakodadi ziemlich reichlich fällt, beschleunigen. Die Giebelenden befinden sich, wie in holländischen Häusern, an der Straße; die

vorspringenden Dächer spenden dem Tore Schatten. Alle Dächer tragen etwas, was wir zuerst für in Stroh gehüllte Kamine hielten, was aber ein Wasserbehälter ist, der bei Feuersbrünsten gute Dienste tut. Man besprengt dann die Dachspindeln mit einem Besen, der immer neben dem Wasserbehälter hängt. Die Leute scheinen Feuersbrünste sehr zu fürchten, denn sie haben eine Menge Vorsichtsmaßregeln ergriffen. In den Straßen trifft man hölzerne Zisternen und Feuerspritzen beständig in Bereitschaft. Letztere sind ungefähr wie die unseren, haben aber keinen Luftkessel, so daß das Wasser nicht in einem konstanten Strom, sondern in kurzen, schnellen Würfen aus den Röhren fließt. Feuersignale, die aus einer dicken Planke auf einem Pfosten bestehen und die von den Wächtern angeschlagen werden, findet man in allen Straßen. Die verkohlten Balken und die Ruinen von etwa 100 Häusern, die vor ein paar Monaten noch standen, beweisen, wie berechtigt die Angst der Leute vor dem Feuer ist.

Einige Häuser und die Tempel sind mit braunen Erdziegeln in Rinnenform eingedeckt. Die Ärmeren müssen sich mit strohbedachten Hütten behelfen, deren Dächer oft eine üppige Vegetation tragen. Die Wände der Gebäude bestehen gewöhnlich aus Tannenbrettern. In der Vorder- und der Hinterwand können gewisse Teile seitwärts verschoben werden, so daß das Licht ungehindert durch die hinter den Wänden angebrachten Papierschirme durchgehen kann. Wie in Simoda überragen die Dächer die Mauern der Häuser; der dadurch entstehende Raum dient auf der Vorderseite zu Warenauslagen, auf der Hinterseite zu häuslichen Verrichtungen. Das Holzwerk wird außen nie bemalt; im Innern ist es oft lackiert oder geölt; die Häuser sehen deshalb oft recht ärmlich aus. Die Wirkung des feuchten Klimas in Hakodadi ist an fast allen Bauten wahrzunehmen; die Bretter schimmeln und verfaulen, so daß die Stadt ruinenhafter aussieht, als man ihrem Alter nach glauben sollte. — Ehe man ein Haus baut, wird der Grund geplättet; der Boden des

Hauses befindet sich etwa 2 Fuß über der Erde; in dem freien Raum werden schwerere Dinge aufbewahrt.

In den Läden ist oft die ganze Fassade von einer Warenauslage eingenommen; in Wohnhäusern und Werkstätten schützt ein Lattenwerk aus Bambus die Bewohner vor den Blicken der Vorübergehenden. Jedes Haus besitzt über dem Torpfosten einen Schutzzauber, der aus dem Bilde eines Gottes, einem gedruckten Gebet oder einem mit magischen Sprüchen beschriebenen Papier besteht und das Haus gegen Feuer und sonstiges Unglück schützen soll. — Der Fußboden wird mit weichen und dicken Matten, die an der Unterseite mit Stroh gepolstert sind, ausgelegt. Diese sind sehr hübsch gewoben und haben alle dieselbe vom Gesetz vorgeschriebene Größe, 3×6 Fuß. Sie werden in Reihen auf den Boden gelegt und zwar so sorgfältig, daß sie wie eine einzige Matte aussehen. Auf solchen Matten sitzt der Japaner bei allen Verrichtungen; ob er ißt, raucht, sich mit Fremden unterhält, kauft und verkauft; er schläft auch darauf, ohne sich für die Nacht auszuziehen, wobei er sich nur mit einer Matte bedeckt und ein hartes Kistchen als Kopfkissen hat. Das Licht erhalten die japanischen Häuser gewöhnlich, wie schon bemerkt, durch geölte Papierfenster, die aber auch hie und da durch Glimmerplatten und Muscheln ersetzt werden.

Die innere Ausstattung der Häuser ist einfach, aber immer nett und sauber. In einigen besseren Häusern findet man gelegentlich Holzschnitzereien von wunderbarer Arbeit, wenn auch einfacher Zeichnung. Die Papierfenster und die Schiebewände zwischen den einzelnen Räumen sind oft mit Landschaften und Vögeln geschmückt. An den Wänden hängen oft bemalte Papiere, die zum Aufrollen eingerichtet sind. Der Storch, der Kranich, ein den Japanern heiliger Vogel, die geflügelte Schildkröte und der Delphin sind die Lieblingsgegenstände aller dieser Kunstwerke. — Die Möbelausstattung des japanischen Hauses ist besonders dürftig; sie besteht eigentlich nur

aus Matten und den wenigen und einfachen Hausgeräten. Es gibt keine Sessel, obwohl man solche mitunter herbeibrachte, aber dann nur bei besonderen Anlässen. Sie sind ziemlich vierschrötig gebaut, mit Ledersitzen und einem Holzwerk wie unsere Feldstühle. Während der Konferenzen saßen die Subalternoffiziere beider Nationen auf mit rotem Krepp bezogenen Bänken, während der Komodore und die Bevollmächtigten Sessel bekamen, an denen manchmal auch Arm- und Rückenlehnen nicht fehlten. Der nationale Brauch aller Japaner ist es jedoch, entweder mit gekreuzten Beinen oder kniend zu sitzen. Ersteres ist mehr beim niederen Volke im Gebrauch und wird von den oberen Klassen als vulgär betrachtet.

Tische gebraucht man gewöhnlich nicht, aber bei Gelegenheit der öffentlichen Feste, die man den Amerikanern gab, wurden Bänke als Tische angewendet. Die Speisen standen dabei auf Lackständern. Von solchen essen auch die Japaner, während sie auf ihren Matten sitzen; daher kommt es auch, daß selbst bei einem gemeinsamen Mahle jeder für sich selbst ißt. Einige lackierte Becher, Schüsseln, Porzellengefäße, Eßstäbchen und ein Löffel machen das ganze Eßgeschirr aus. Sie trinken ihre Suppen direkt aus der Schüssel, nachdem sie mit ihren Eßstäbchen die Fischstückchen herausgenommen haben, die darin schwimmen. Der Teekessel, der immer zur Hand ist, ist aus Bronze, Silber oder feuerrechtem Ton. In der Mitte des gemeinsamen Wohnraumes ist ein viereckiger Ofen aus Ziegeln und mit Sand gefüllt, in dem beständig ein Holzkohlenfeuer brennt und über dem auf einem Dreifuß der Teekessel steht. So ist immer das nötige bereit, um dem Besucher sofort Tee anbieten zu können. Dieser wird wie bei uns zubereitet, aber sehr schwach. Die Teetassen sind gewöhnlich aus Porzellan, mit einem lackierten Holzdeckel. Gewöhnlich wird der Tee nicht gesüßt, obwohl in Hakodadi oft Zucker angeboten wurde. Die besseren Häuser haben zur Heizung metallene Kessel auf lackierten Ständern, die man von

Zimmer zu Zimmer tragen kann; diese Heizung ist aber sehr mangelhaft. In den Hütten der Armen, die wenig ventiliert sind und wo der Rauch keinen Abzug hat, ist die brennende Kohle in der Mitte des einzigen Raumes sehr lästig. In den besseren Häusern, wo Raum genug ist und der Rauch durch verschiedene Löcher abziehen kann und wo die Kohle erst hereingebracht wird, wenn sie schon ganz in Glut ist, ist diese Art der Heizung weniger lästig. In Hakodadi schienen die Leute sehr vom Winter zu leiden; die ärmeren verließen ihre Wohnungen kaum und die Reichen zogen sich möglichst viele Kleider an, beklagten sich aber doch beständig über das kalte Wetter. Gewöhnlich dient das Feuer im Wohnraum auch als Küchenfeuer, nur die größeren Häuser haben eine eigene Küche. Diese besitzt gewöhnlich einen Ofen, wie ein gewöhnlicher französischer, der oft mit Holz geheizt wird, doch geht man mit diesem Brennmaterial sehr ökonomisch um.

Die meisten Häuser in Hakodadi haben einen Hof, in dem die Küche und die Ställe stehen. Häufig findet man auch Gemüsegärten, in welchen einiges Gemüse, Blumen, Bäume und Ziersträucher gezogen werden. Einige der führenden Männer in Hakodadi haben hübsche Besitzungen ein wenig hinter der Stadt an schöngelegenen Punkten. Ihre Häuser haben dieselbe Bauart wie andere, sind aber geräumiger. Der größere Reichtum dieser Leute zeigt sich hauptsächlich in den Gärten. Diese sind geschmackvoll mit Obst- und Zierbäumen bepflanzt, mit grünen Hecken eingefast und haben große Blumenbeete und Rasenflächen. Die hohen Zäune, welche solche Besitzungen umgeben, scheinen darauf hinzudeuten, daß bei ihrem Herrn der Wunsch nach einem bequemen, vor den Augen der Profanen geschützten Heim sehr lebhaft ist.

Wie in Simoda gibt es auch hier große feuersichere Häuser, in denen die wertvolleren Waren aufbewahrt werden. Sie sind viel sorgfältiger gebaut als die anderen

und haben zwei Fuß dicke, aus Schlamm und Steinen hergestellte Mauern; ihre Dächer sind mit Ziegeln bedeckt. Sie haben gewöhnlich zwei Stockwerke; im oberen sind eisenbeschlagene Fensterläden angebracht. Außen sind sie oft gegipst, was ihnen ein solides und nettes Aussehen gibt und sie in starken Gegensatz zu den anderen Bauten setzt. Die Läden in Hakodadi enthalten gewöhnlich nur billige Ware, wie sie das Volk braucht: grober, dicker Kattun, billige Seide, gewöhnliche Ton- und Porzellanware, Lackwaren, fertige Kleider und Eisenwaren. Seltener sieht man Pelze, Leder, Filz, Glas oder Kupfer, auch Bücher und Schreibmaterialien bekommt man wenig zu sehen. In den Lebensmittelhandlungen gibt es Reis, Weizen, Gerste, Leguminosen, getrocknete Fische, See- gräser, Salz, Zucker, Saki, Sago, Holzkohlen, süße Kartoffeln, Mehl und andere weniger notwendige Artikel, alles augenscheinlich in großen Quantitäten. Fleisch wird nicht gegessen und Geflügel ist sehr wenig zu finden. Gemüse und eine Speise aus Bohnen und Reismehl, welche die Konsistenz und das Aussehen von Käse hat, werden von Hausierern in den Straßen verkauft und am meisten gegessen. Die Aufschriften der Läden befinden sich gewöhnlich auf den Papierfenstern und den Türen; sie sind entweder in chinesischer oder in japanischer Schrift. Zuerst waren die Ladenbesitzer sehr scheu und wenig geneigt, den Amerikanern etwas zu verkaufen, als sie aber mit diesen ein bißchen bekannter wurden, entwickelte sich die charakteristische Geldgier sehr rasch, und die Kaufleute in Hakodadi zeigten sich so geschickt wie die in Chatham Street oder Bowery<sup>1)</sup>. Sie machten sich auf der erhöhten Plattform zu schaffen, auf der sie sich gewöhnlich aufhalten, zogen die Schubladen auf und arrangierten ihre Ware in der gefälligsten Manier, um die Aufmerksamkeit der vorübergehenden Amerikanern zu erregen. Doch war es ihnen sehr unangenehm, wenn ein

<sup>1)</sup> Straßen von London und der älteren Stadtteile New Yorks.

Käufer diese Plattform betrat, die sie ebenso eifersüchtig gegen jede Intrusion eines Fremden hüteten, wie bei uns ein Kaufmann den Raum hinter dem Kontor. Der Käufer steht gewöhnlich unter dem Dach und in dem Raume zwischen Bürgersteig und erhöhtem Ladenboden. Einige der ungeduldigeren Yankees sprangen auch wohl hinauf, zogen die Waren heraus und gingen damit ziemlich unzeremoniell um, was aber ernsthafte Proteste von Seite der Kaufleute erregte, die sich oft mit Klagen an die Behörden wandten. Es gab nur feste Preise, und alle Versuche zu handeln, schlugen fehl, ja sie riefen die unverhohlene Mißbilligung des Verkäufers hervor.

In Hakodadi gibt es vier große buddhistische Tempel, deren einer, Jiogen-ji (= der Beschützer des Landes), ein gutes Beispiel japanischer Architektur ist. Er wurde vor ungefähr 20 Jahren gebaut und ist in gutem Zustande erhalten worden. Das Ziegeldach erhebt sich volle 60 Fuß über der Erde und wird von einem komplizierten System von Balken und Querbalken gestützt, die ihrerseits auf großen lackierten Pfosten ruhen. Dieser Tempel ist eines der vom Hafen aus am besten sichtbaren Gebäude. Der Hauptraum ist reich geschnitzt und vergoldet. Die Schnitzereien am Altar, an den Nischen und anderswo sind aus Holz und Metall und zeugen von großer Geschicklichkeit. Als Ornamente sind Drachen, Phönixe, Kraniche, Schildkröten und andere mit dem buddhistischen Kult verbundene Sujets verwendet. Der Boden steht 6 Fuß über der Erde und ist mit dicken Matten bedeckt. Man zählt drei Hauptaltäre; in jedem steht ein Bild, das im Hauptschiff ist das größte und am meisten gezierte. Zwischen den Pfeilern ist eine Art Architrav, mittels Faltschirmen können die Bilder vom übrigen Raume abgetrennt werden. Sechs Priester stehen im Dienste des Tempels, ihre Wohnungen, sowie die für fremde Besucher sind Muster an Nettigkeit und Reinlichkeit. Die japanischen Tempel, wie auch die chinesischen, wurden häufig zu öffentlichen Festen und anderen Gelegenheiten

benutzt; dann werden die Altäre und Götterbilder verdeckt oder ganz entfernt, wodurch das Aussehen des Tempelinnern so verändert wird, daß niemand vermutet, er befinde sich an einer dem Kultus geweihten Stätte. Während des Besuches des amerikanischen Geschwaders wurde in einem der Tempel ein Basar abgehalten, wogegen die Priester nicht im mindesten protestierten — brachte es ihnen doch ein erkleckliches Sümchen ein, weil die Miete ihnen gehörte. — In dem Vorplatz vor dem Jiogen-ji stehen prachtvolle Zypressen, in deren Schatten mehrere zum Tempel gehörige Gebäude und eine Art Schuppen sich befinden. Letzterer dient sechs kleinen Götterbildern aus Stein als Schutz. Auf jeder Seite der zum Tempel führenden Allee stehen paarweise Steinkandelaber und in der Nähe die Statue einer Göttin mit einem Kind in den Armen. Die Köpfe aller dieser Idole tragen kupferne Heiligenscheine. — In der Nähe dieses Tempels und in südlicher Richtung befindet sich der Jetsa-ji oder Tempel des wahrhaftigen Handels, ein älteres und etwas baufälliges Gebäude. Vor dem Tempel stehen mehrere Schutzhäuschen, in deren einem sich eine Inschriftentafel und ein schön gearbeiteter Steinkandelaber befinden. Die Gärten hinter dem Jetsa-ji sind mit großem Geschmack gepflegt und arrangiert.

Nahe der der Bucht entlang führenden Hauptstraße steht in einer Einfriedigung zwischen Weiden und Fichten der Kono-ji oder „Hoher Drachentempel“, der seinen Namen von einem an seiner Front angebrachten geschnitzten Drachen hat; ebendort befindet sich auch ein sechs Fuß langer Karpfen aus geschnitztem Holz. Dieser Tempel ist ein großer Bau, und obwohl er jetzt recht baufällig wird, deuten seine schönen Ornamente und anderes darauf hin, daß er früher in großen Ehren gehalten wurde. In dem eingefriedigten Grundstück, auf dem er steht, sind noch reich geschmückte Tore, Steinstatuen, Kandelaber und Altäre, die alle von der großen Kunst ihrer Verfertiger Zeugnis ablegen. Der vierte und

letzte der buddhistischen Tempel heißt Shiomio-ji, d. h. der „Tempel zum Namen Buddhas“, der aber nichts besonderes bietet. — Jeder dieser Tempel hat einen Kirchhof. Wie in Simoda befinden sich neben jedem Grab viereckige Pfosten und Bretter mit dem Namen der Toten, Stellen aus den kanonischen Büchern, Gedichten und moralischen oder religiösen Aussprüchen, die sich gewöhnlich auf die Eitelkeit dieser Welt und die Glückseligkeit in Buddhas Himmel beziehen. In einem der Friedhöfe fand sich ein großer, aufrecht stehender Pfosten, der ein eisernes Rad trug. Auf der Oberfläche dieses Pfostens befanden sich folgende Inschriften:

„Der große runde Spiegel des Wissens sagt: Weise und Narren fahren mit demselben Boote, ob sie betrübt oder heiter seien, beide fahren über den tiefen See; die heitern Segel fangen den Herbstwind, dann treten sie in die leuchtenden Wolken ein und werden der himmlischen Weisheit teilhaftig.“

„Der Gläubige Hanyo Shenkaman, der nicht länger altert.“

„Die Gläubige, die einst Yuening hieß, glücklich war der Tag, an dem sie (diese Welt) verließ.“

„Mengen füllen die Gräber.“

„Es gehört Buddha zu, die Fähigkeit zu geben, ins Reich der Vollkommenen einzutreten und mit den Leuten der Welt zu sympathisieren. Nur durch den Sarg können wir in die Unterwelt kommen. Nichts, gar nichts kommt Buddha gleich.“

„Wir vom Menschengeschlecht, die wir Herzen, Sinne und Verstand haben, wenn wir die Bücher Buddhas lesen, erfreuen wir uns großer Vorteile.“

„Er, dessen Vorwissen das Wissen entdeckt, sagt: wie das wogende Gras von leichtem Winde bewegt wird, wie die glänzenden Wellchen (ripples) des Herbstes vergehen, wenn die Sonne untergeht, und wie das Schiff zu seiner alten Küste zurückkehrt, so ist das Leben ein Rausch, eine Morgenflut.“

„Buddha selbst wünscht den Namen dieser Person (die hier begraben ist) zu hören und wünscht, sie möge zum Leben einkehren.“

„Er, der die Menschheit verlassen hat, ist jetzt vollkommen in Buddhas Namen, wie das verwelkte Moos vom Taue (neues Leben erhält).“

Der viereckige Pfosten, auf dem diese Inschriften sich befanden, war fast 8 Fuß lang. In der Mitte, erreich-

bar für die Hand, war ein vertikales Rad angebracht. Zwei kleine Eisenringe waren an jeder der drei Speichen angebracht. Jede Person, die das Rad in Bewegung setzte, erhielt im Himmel eines oder mehrere der Gebete angerechnet, je nach der Kraft, mit der sie das Rad drehte, und der Anzahl der Umdrehungen. Das Klirren der Eisenringe sollte die Aufmerksamkeit der Gottheit auf den lenken, der das Rad in Bewegung setzte; je größer der Lärm, desto wahrscheinlicher die Erhöhung. Diese Art, mittels eines Rades zu beten, scheint die höchste Vollendung einer in Zeremonien aufgehenden Religion zu sein, weil es diese zu einem mechanischen System macht, das mit dem geringsten Aufwand an menschlicher Arbeit leicht auszuführen ist, vorausgesetzt, daß die Maschine mit ein bißchen Öl, Vermeidung des Mißbrauchs und gelegentlicher Reparatur in gutem Zustande erhalten wird. Huc spricht in seinem interessanten Buche über seine Reisen in Tibet von einer Verbesserung der eben beschriebenen Maschine; der von ihm erwähnte Apparat wurde vom Wasser getrieben; er nannte ihn deshalb auch sehr treffend „Gebetsmühle“. Solche Maschinen werden von den Japanern mit fortschreitender Kenntnis der Mechanik und bei ihrer Adaptionfähigkeit sicher eingeführt werden; vielleicht werden sie die größere Kraft des Dampfes sich dazu dienstbar machen und mit der Einführung von Dampfschiffen und Eisenbahnen kommt dann auch die „Lokomotivenfrömmigkeit“.

Hakodadi hat auch drei große Mia, d. h. Shintotempel, nämlich Sheumei, Hachiman und Penten, die alle drei Göttern und zu Göttern gewordenen nationalen Helden geweiht sind. Sie sind nicht in ebenso gutem Zustande wie die buddhistischen, welche immer mehr und mehr die gesamten religiösen Interessen der Japaner an sich ziehen. Für Shintokultstätten werden gewöhnlich geringere Summen ausgegeben. Sie haben auch keine Friedhöfe um sich, noch stehen sie wie jene in einer Einfriedigung. Doch muß man durch mehrere Tore gehen,

ehe man zu einem Shintotempel kommt. Ein Kustos, dessen Aufgabe es ist, die Götterbilder und den Tempel zu pflegen, wohnt gewöhnlich mit seiner Familie in diesem oder nahe dabei. Der Hachimantempel zeigt eine architektonische Eigentümlichkeit, die sonst nirgends beobachtet wurde: sie besteht darin, daß aus dem Dache ein Vorsprung wie ein Dachfenster herausragt, darunter ist eine Art Kasette mit einigen Holzschnitzereien. Vom architektonischen Standpunkt aus ist die Wirkung eine sehr gute, weil es die Monotonie des Daches unterbricht.

Zahlreiche Buddhastatuen stehen auf den Gipfeln und Abhängen der Hakodadi umringenden Hügel, in Nischen und winzigen Zypressen- und anderen Hainen ein paar Schritte vom Wege abseits. Sie stehen auf kleinen Sockeln, sind mit Moos überwachsen und alt und etwa 4 Fuß hoch. Die zahllosen Gaben an Kupfergeld, Stoff- und Papierfetzen, Blumen und beschriebenen Papierstückchen zeugen von dem Eifer zahlloser Gläubigen. Die Japaner besuchen diese Statuen gern; je höher sie auf dem Berge stehen und je schwieriger es ist, zu ihnen zu gelangen, desto verdienstlicher ist der Besuch. Diese Statuen werden besonders von Seeleuten besucht; sie haben Macht über die Stürme und Seeunfälle. Auch findet man längs der Straßen und Wege Steinplatten mit Inschriften und einem galgenartigen Tor darüber. Nie geht der Japaner daran vorüber, ohne die Knie zu beugen und ein Gebet zu murmeln, welche Gewohnheit denn auch die Amerikaner auf ihren Spaziergängen viel Zeit und Geduld kostete, weil ihre eingeborne Begleitung sich immer ziemlich lange dabei aufhielt.

Es drängt sich dem Leser die Frage auf, welche Aussichten das Christentum in Japan hätte. Mr. Jones, der Kaplan, legte sich diese Frage natürlich vor, und sein gesundes Urteil nebst seinem religiösen Eifer fordert den Respekt jedes Christen für seine Meinung darüber. Er schreibt:

„Abgesehen von dem Einfluß der Regierung glaube ich, es wäre nicht sehr schwierig, das Christentum einzuführen; aber

die Regierung würde sich dem sehr entschieden widersetzen. Ich habe viermal an der Küste ein Begräbnis abgehalten: einmal in Jokohama, zweimal in Hakodadi und einmal in Simoda, jedesmal in Gegenwart von Japanern. Sie haben sich immer respektvoll aufgeführt. Es waren auch immer japanische Beamte anwesend. Ich wurde also beim Volke als der christliche Priester bekannt, oder, um ihren Ausdruck genau zu übersetzen, der „betende Mann“. Das führte nun durchaus nicht etwa dazu, daß sie mich mieden; im Gegenteil, ich hatte in ihrer Achtung gewonnen und zwar sowohl beim Volke als auch bei den Beamten. Bei unserem letzten Besuch in Shimoda fanden wir einen neuen Gouverneur, weil die Stadt königlich geworden war. Dieser war ein sehr umgänglicher Mann mit feinen, würdevollen Manieren. Ich wurde ihm einmal als Priester vorgestellt. Gleich wurde sein Gesicht freundlicher und seine Höflichkeit mir gegenüber noch größer, als sie schon war. Ich will dem nicht mehr Wert zuschreiben, als es hat. Dem christlichen Priester gegenüber gab es keine merkbare Abneigung. Die Regierung ist ohne Zweifel sehr eifersüchtig auf unsere Religion; aber die japanischen Beamten sind, wie übrigens auch das Volk, so wißbegierig und scharf beobachtend in allem Neuen, was zu ihrer Kenntnis kommt, daß man ihnen bald den Unterschied zwischen uns und den Römisch-Katholischen klar machen könnte. Gegen letztere haben sie eine tiefsitzende Antipathie. Ehe sie nicht diesen Unterschied begriffen haben, hat das Christentum keine Aussichten in Japan.“<sup>1)</sup>

Es ist um Hakodadi wenig von Festungs- und Verteidigungswerken zu sehen, obwohl seine Lage es fast uneinnehmbar machen würde. Doch sind jenseits der Stadt, in östlicher Richtung, zwei Erdforts, die den Hafen beschützen. Pallisaden sind längs der Gräben eingetrieben, um die Erde am Sinken zu hindern und als Verteidigungsmittel. In der Nähe stehen zwei hölzerne Gebäude, die mit den unterirdischen Magazinen in Verbindung stehen. Im Fort selbst ist auch eine Steinmauer mit Scharten angebracht, die augenscheinlich zwei Geschütze aufzunehmen hat. Am Strande und zwar am Ostende der Hauptstraße steht ein Gebäude in einer Einfriedigung, das wohl

---

<sup>1)</sup> Jetzt ist eine russische, eine amerikanische und eine starke französische Mission auf Jesso; auch gibt es, einige Kilometer von Hakodate, ein Trappistenkloster.

Befestigungszwecken dienen soll, obwohl aus der Abwesenheit von Kanonen und anderem Waffenaparat geschlossen werden kann, daß es nur ein Paradefeld ist. Es gibt in Japan bessere Festungswerke als die in Hakodadi<sup>1)</sup>, z. B. in Uruga, das von mehreren Steinforts beschützt wird. Einer auch nur leichten Kanonade europäischer oder amerikanischer Schiffe würde aber wohl kein einziges Festungswerk in Japan widerstehen.

Die Umgebung von Hakodadi ist weniger reizvoll als die von Simoda. Die Felder sind verhältnismäßig flüchtig und wenig kultiviert; das Land ist so bergig, daß die Wege notgedrungen steil und unregelmäßig sind. Der isolierte Felsen, auf dessen Seite die Stadt gebaut ist, ist steil und rauh; es führt aber ein Serpentinweg bis auf den Gipfel hinauf. Von oben hat man eine wunderbare Aussicht auf den Hafen, was unsere Offiziere veranlaßte, die Besteigung zu machen, wobei sie wieder einmal das hohe Niveau der japanischen Kultur konstatieren konnten, denn oben befindet sich ein Aussichtsturm, der ein Teleskop besitzt. Letzteres hat Gläser wie die unseren, die in ein Bambusrohr gefaßt sind.

Die Halbinsel, auf welcher Hakodadi steht, bietet nur ein paar Acker kultivierbaren Landes auf dem östlichen Abhang des höchsten Hügels in der Nähe des Fischerdorfes Shirasawaki. Man zieht dort Grünzeug, Zwiebel, süße Kartoffeln und Rettiche. Der niedrige Isthmus, der die Stadt mit dem Hinterlande verbindet, liegt fast ganz brach, obwohl er ziemlich leicht fruchtbar gemacht werden könnte. Weiter im Innern ist der Boden mehr bebaut und man erhält große Ernten. Trotzdem ist der Bauer nicht besonders gut daran, denn der Boden

---

<sup>1)</sup> Sie wurden von dem obengenannten Enomoto 1868 besetzt. Jetzt ist eine starke Festung vorhanden, die so ziemlich den ganzen Berg oberhalb der Stadt einnimmt. Es handelt sich darum, die ganze Meerenge von Tsugaru zu beherrschen. Trotzdem sind im letzten Kriege (Herbst 1904) einige russische Kreuzer durch die Meerenge gefahren.

ist sandig und fordert sehr, sehr viel Arbeit. — In der Nähe der Stadt sind viele Föhren und Maples, einige Obstbäume und Blumensträucher. Die Vegetation an den unteren Abhängen der umgebenden Hügel ist sehr üppig. Eine große Anzahl nördlicher Pflanzen, Birken, Spiraka, Laburnum und andere bedecken die Seiten und liefern den Armen Brennmaterial.

Da die Bewohner von Hakodadi und Umgebung hauptsächlich von Handel und Fischfang leben, liegt der Ackerbau darnieder. Sie handeln mit dem Innern der Insel Jesso, mit Matsmai und anderen zahlreichen Städten und Dörfern, die Hakodadi mit den Waren der Häfen an der Küste von Nippon, Sikok und Kiu-shiu versorgt. Die Dschunken laden in Hakodadi trockene und gesalzene Fische, Seegräser, Holzkohle, Körner, Holz und andere Produkte und bringen dafür Reis, Tee, Zucker, Getreide, Tabak, Stoffe, Seide, Porzellan, Lack- und Eisenwaren und sonstiges. Mehr als 100 Dschunken segelten während des kurzen Aufenthalts des Geschwaders nach den verschiedenen Häfen im Süden des Reiches ab, alle hatten an Ladung fast nur Seeprodukte an Bord. Sie segeln gewöhnlich der Westküste entlang, weil diese ruhiger ist und viele Ankerplätze aufweist. Diese Dschunken gleichen sich alle in Größe und Ausrüstung. Zeitweise kann man mehr als 1000 davon im Hafen von Hakodadi zählen. Die Hauptanlaufsorte sind Sado, südlich von Matsmai, Jeddo, Yechigo, Nagasaki oder Simonosaki und Osaka und Owari. Über die Dschunken selbst sagt der Kommodore das Folgende:

Die Gesetze Japans lassen nichts außer acht, also auch nicht die Dschunken. Der Schiffbauer darf von der durch die Gesetze vorgeschriebenen Größe, Modelle und Ausrüstung nicht abweichen.

Zur Zeit Kaempfers<sup>1)</sup> waren die erlaubten Dimensionen eines japanischen Kauffarteischiffes folgende: Länge 84, Breite 24 Fuß;

<sup>1)</sup> Engelbert Kaempfer, um 1690 in Japan. Sein erstes Buch, *History of Siam and Japan*, erschien 1712. Er starb 1716 als Leibarzt des Grafen zur Lippe.

er sagt nichts von der Tiefe, ich glaube aber, daß sie 6 oder 8 Fuß unter Deck nicht überschritten. Diese Proportionen sind wahrscheinlich lange vor dem Erscheinen von Kaempfers Buch (Anfang des 18. Jahrh.) dieselben geblieben bis zum heutigen Tage.

Die Schiffe, die ich gesehen habe — es können deren nicht unter 1000 sein — waren alle ähnlich an Umfang und Aussehen; die Zeichnungen, auf die wir den Leser verweisen, sind so genau, daß es unnötig ist, eine Beschreibung hinzuzufügen. Es braucht nur gesagt zu werden, daß sie alle am Hinterteil offen sind und daß dieses stark erhoben ist. Das Steuer ist groß und unbequem; es wird mit Hilfe eines Kabestans bewegt, welch letzteres auch zum Hissen und Herunterlassen der Segel benützt wird.

Die Ursache, warum das Hinterteil der Schiffe so gebaut wird, soll an der Bequemlichkeit der Steuerruderhandhabung liegen; Kempfer und andere glauben aber, es sei nur, um den Schiffen unmöglich zu machen, fremde Länder zu besuchen. Todesstrafe trifft alle diejenigen, welche gezwungen oder freiwillig an einer fremden Küste landen, und daher ist es natürlich, daß Schiffer auf so schwachen Fahrzeugen mit offenem Hinterteil sich nicht außer Sichtweite des Landes begeben würden. Man weiß jedoch, daß auch chinesische Dschunken gewöhnlich ähnliche Hinterteile und Steuer haben. Es ist zu vermuten, daß diese Art Steuer aus dem einfachen, in früheren Zeiten zum Steuern benutzten Ruder entstanden ist und daß das Hinterteil nur deshalb so gebaut ist, um das Steuer bequem aus dem Wasser heben zu können.

Aus der Zeichnung ist zu ersehen, daß diese Schiffe ein scharf zulaufendes Vorderteil und ein gerade herausragendes Hinterteil haben. Sie tragen nur einen Mast und der steht ziemlich weit hinter der Schiffsmittle, der Mast trägt nur ein Segel. Das Hauptdeck ist oben auf einer Ebene und wasserdicht genug gebaut, um die Ladung zu schützen, darüber und hinter dem Mast befindet sich eine Art Halbdeck, unter dem die Kabine ist. In dieser wohnen die Offiziere, die Passagiere und die Diener; hier befindet sich auch der Altar mit dem Bildnis irgendeines Schutzheiligen. Vor dem Mast und über dem Hauptdeck ist eine Art Dach, dessen Seiten auf dem Schandeckel ruhen, und das mit Stroh oder Brettern eingedeckt ist. Es dient der Mannschaft (gewöhnlich 30 Mann) als Schutz und dort wird auch die weniger wertvolle Ladung aufgestapelt. Davor befinden sich die Kabelgatt und die Anker.

Man kann aus dieser Beschreibung entnehmen, wie wenig diese Schiffe selbst für Küstenschiffahrt geeignet sind; es gehen

ohne Zweifel viele verloren, obwohl ihre Lotsen (jedes Schiff hat einen solchen) sich kaum einige Meilen von der Küste weg wagen, wenn sie nicht gerade von einer Insel zur anderen fahren müssen; sie verlassen auch den Hafen nur bei gutem Wind und Wetter.

Die Boote sind groß und bequem; in der Bauart gleichen sie ziemlich den Dschunken. Man treibt sie mit Rudern voran, die seitwärts an den Bordwänden auf Öhren ruhen. In Hakodadi habe ich auch gesehen, daß einige auf amerikanische Weise ruderten — nur gebrauchten sie dann die beiden Ruder abwechselungsweise und nicht gleichzeitig, wie wir dies tun. Beim Rudern (sculling) stehen die Japaner und arbeiten im Takte zusammen, was ihnen durch eine monotone Melodie so ziemlich erleichtert wird.

Wir haben nichts Hervorragendes an oder in den japanischen Schiffen gesehen. Es ist zweifelhaft, ob sie irgendwelche Regeln für das Zeichnen und Modellieren haben oder um den Tiefgang ihrer Schiffe festzustellen. Es ist vielleicht auch gar nicht nötig, weil das Gesetz für alle dieselben Dimensionen vorschreibt. — Die Werkzeuge, mit denen sie arbeiten, sind primitiv. Auch ist die beste Arbeit noch nichts hervorragendes. Kupfer wird, wenn möglich, dem Eisen vorgezogen, wahrscheinlich weil das erstere im Lande mehr vorkommt.

Es ist eine interessante Tatsache, die von der sehr starken Wirkung unseres Besuchs zeugt, daß sowohl das Gesetz über den Schiffbau als auch das, welches die Todesstrafe über Leute verhängt, welche Japan verlassen haben, beide außer Kraft gesetzt wurden; ob sie ganz aufgehoben worden sind, kann ich nicht sagen.

Keyama Iezaiman, der Gouverneur von Uruga, erhielt, wie wir erfuhren, die Erlaubnis, ein Schiff nach dem Modell der Supply zu bauen. Die japanischen Bevollmächtigten, die mit mir unterhandelten, luden einen Eingeborenen, den wir an Bord des Flaggschiffes hatten und den die Matrosen „Sam Patch“ nannten, ein, an Land zu gehen und seine Familie aufzusuchen, wobei sie sich in meiner Gegenwart verpflichteten, ihn gütig zu behandeln und zu schützen. Seitdem ist der Rückkehr schiffbrüchiger Japaner kein Hindernis mehr in den Weg gelegt worden; ob sie im Schiffbau Fortschritte gemacht haben, weiß ich nicht.

Wir haben keine Kriegsdschunken gesehen, und es ist wahrscheinlich, daß sie keine haben. Sie begnügen sich wahrscheinlich damit, leichte Geschütze auf ihre größeren Boote zu bringen, wenn sie glauben, sich nicht ganz auf ihre Landbatterien verlassen zu können.“

Ein großer Teil der Bevölkerung lebt von der Fischerei. Während das amerikanische Geschwader im Hafen lag, fischten die Matrosen sehr häufig und fingen große Mengen vorzüglicher Fische. Die Lachse sind noch nicht halb so groß wie die amerikanischen, aber schmackhafter; weiter im Norden gibt es größere. Krabben und große blaue Miesmuscheln waren in Menge zu finden. Die Krabben sind ziemlich groß und sehr schmackhaft. — Die Jäger unter uns brachten auch einige Vögel und Vierfüßler mit. Wilde Gänse, Enten, Wachtele'n sind häufig, Fasanen selten; von gewöhnlichen Vöge'n traf man auf Schnepfen, Courlis (curlew) und Regenpfeifer (plover). Füchse, Wildschweine, Rehe und Bären<sup>1)</sup> sind gelegentlich zu finden. Den Fuchs betrachten die Japaner als von einem bösen Geist besessen; er ist ein williger Helfer des Teufels und wird als solcher verfolgt. Die Leute versuchen nicht, den Listen und Gewalten seiner satanischen Majestät durch Beschwörungen zu entgehen, sondern begegnen ihm trotzig und bekämpfen ihn.

Hakodadi wird in Zukunft wohl von unser Walfischfängern besucht werden, weil es gerade auf dem Wege zu ihren Jagdgründen liegt. Von Siebold konstatiert, daß die Japaner in einem Jahre 68 Schiffe vorbeifahren sahen — fast alle waren Amerikaner und Walfischfänger. „Nicht eines getraute sich auf Kanonenschußweite heranzukommen,“ fügt von Siebold hinzu. Seit dem Vertrag ist es aber anders geworden. — Es ist kaum wahrscheinlich, daß Hakodadi bald einen beträchtlichen Handel mit Amerika treiben wird, aber es kann Walfischfängern und anderen Schiffen gutes Wasser und viel Fisch, Gemüse, Geflügel, etwas Holz und anderes liefern. Fisch ist aber die Hauptnahrung des japanischen Volkes. Um zu zeigen, wie sehr sie ihn schätzen, fügen sie jedem Geschenk ein Stückchen eines solchen bei. Das Vieh wird nur als Zug-

---

<sup>1)</sup> Bären sind noch jetzt sehr häufig in der Nordhälfte von Jesso; sie gehören zu der Art des Grizzlybear.

und Lasttier gebraucht, so daß es fast unmöglich ist, Rindfleisch zu bekommen. Pferde werden in Hakodadi und Umgebung als Last- und Reittier benützt. Die Tiere scheinen von sehr guter Art und, obwohl klein, sind sie munter, gelenkig und ausdauernd. Die Straßen, an denen sich nebenbei bemerkt, Aborte befinden, sind überall ausgezeichnet, hier breit und gepflastert, dort bloße Saumwege, die aber gleichfalls in gutem Zustande sind. — Sänften (kago) sind das gebräuchlichste Reisemittel. Sie bestehen aus kleinen Holzkisten, die an Stangen befestigt sind und auf den Schultern getragen werden. Je nach dem Grade des Besitzers sind sie mehr oder weniger reich ausgestattet, nie aber sehr bequem.

Hakodadi liegt mehrere Grade nördlicher als Simoda und ist wie dieses von Bergen umgeben, die aber zahlreicher und höher sind und sich in größerer Distanz von der Stadt befinden. Auf den Gipfeln und den obersten Abhängen sind sie mit Schnee bedeckt; wir konnten das noch im Monat Juni feststellen. Das Klima von Hakodadi ist deshalb im Winter und im Frühjahr auch kälter als das von Simoda<sup>1)</sup>, Nebel sind häufig und dicht. Das Thermometer stieg vom 18. Mai bis zum 3. Juni von 51° zu 66° F., das Barometer von 29° 45' zu 30° 05'. Temperatur und Feuchtigkeit wechseln rasch und beträchtlich; die Bewohner sind deshalb Erkältungskrankheiten ziemlich ausgesetzt, obwohl kaum mehr als in unseren nördlichen Städten.

Fieber scheint es keine zu geben. Da die Stadt an der Basis und auf der Seite eines beträchtlichen Berges liegt und die japanischen Bauern ihren Boden gut drainieren, müssen die Ebenen und die Sandzunge der Halb-

---

<sup>1)</sup> Im Winter friert mitunter die Meerenge von Tsgaru zu. Dagegen wird es im August sehr heiß. Das Innere der Insel ist von Malaria nicht ganz frei. Jedenfalls ist das Klima noch milde genug, um ausgedehnten Reis- und Getreidebau zu ermöglichen.

insel sowie die weitere Umgebung bis zu den Bergen frei von Miasmen sein. Man darf also schließen, daß sowohl Simoda wie Hakodadi keine bösartigen endemischen Krankheiten kennen und von unseren Kriegsschiffen, die in den chinesischen Stationen sind, im Spätsommer und im Herbst, wo dort Dysenterie und Fieber herrschen, ohne Gefahr besucht werden können. Dies bezieht sich jedoch nur auf das Klima, denn, wenn Golowin damit recht hat, daß die Bewohner von Jesso viel an Skorbut leiden, so müßten sich unsere Schiffe dagegen vorsehen. Es ist möglich, daß Golowin sich nicht getäuscht hat, weil gegen das Frühjahr leicht ein Mangel an vegetabilischer Nahrung eintreten kann. Deshalb sollten auf langer Fahrt befindliche Schiffe sich mit den nötigen Gemüsen versehen.

Die Stadt zählt zwischen 6- und 8000 Einwohner, in Folge ihres rauhen Berufes sind sie verhältnismäßig stark und lebhaft.

Es gibt auf Jesso auch noch Ainos<sup>1)</sup>, aber man sucht selten welche in der Umgebung von Hakodadi. Es gelang jedoch den Mitgliedern der Expedition, die vom Kommodore in die Vulkanbucht geschickt wurde, einige Vertreter des fremdartigen Volkes zu sehen. Sie sind kleiner als der Europäer (wenig über 5 Fuß), aber gut proportioniert und haben intelligente Züge. Ihre Haut-

---

<sup>1)</sup> Bälz erklärt die Aino für „Kelto-Slawen“, mithin für Europäer. In der Tat ist das von ihm zum Vergleich herangezogene Bild des Grafen Tolstoi einem alten Aino auffallend ähnlich. Die Sprache der Aino hat jedoch mit dem Indogermanischen nicht das allergeringste zu tun. Ich halte die Aino für eine Mischung aus südasiatischen Eroberern, die den Toda der Nilagiriberge und vielleicht den Khmer einigermaßen nahe standen, und arktischen Urstämmen, besonders den Giljaken. Ihre Beschreibung bei Perry ist recht gut, nur übertreibt er die Dunkelheit ihrer Haut. Das beste Buch über sie stammt von dem Missionar Batchelor. Bis zum Jahre 800 nach Chr. saßen die Aino bis wenige Tagerreisen nördlich von Tokio, und ein Jahrtausend früher scheinen sie noch sämtliche japanische Inseln bewohnt zu haben.

farbe ist sehr dunkel, das Haar schwarz und grob, es wird hinten abgeschnitten, hängt aber vorne in dicken, verworrenen Locken herab; die Bärte werden nie geschnitten, auch nicht rasiert. Die Beine tragen sie nackt; sie sind jedoch sehr behaart, und diese Körperhaare, verbunden mit dem starken Haar auf Kopf und Gesicht hat ihnen die Benennung „haarige Kurilen“ eingetragen. Sie waren in ein grobes, blaues, bis unter die Knie reichendes Unterkleid gehüllt, über welchem sie einen braunen Sack aus Gras oder Fell mit weiten Ärmeln tragen. Ihr flatterndes Haar und ihre verwahrloste Kleidung gaben ihnen ein wildes Aussehen. Ihr Haupterwerbszweig ist die Fischerei, die sie unter Aufsicht und zu Nutzen ihrer japanischen Herren ausführen.

Obwohl die Leute von Hakodadi hauptsächlich Fischer sind oder sonst mit der See zu tun haben, findet man in der Stadt Personen aller Klassen und Berufe. Folgende Bemerkungen, die hauptsächlich den Beobachtungen in Hakodadi entspringen, beziehen sich jedoch mehr auf das ganze Japan.

In praktischen und mechanischen Künsten zeigen die Japaner großes Geschick. Wenn man die Einfachheit ihrer Werkzeuge und die unvollkommene Kenntnis der Mechanik in Betracht zieht, sind ihre Leistungen sogar bewundernswert. Ihre Handwerker sind so gut wie irgendwelche auf der Welt, und wenn die Erfindungsgabe dieses Volkes sich freier entwickeln könnte, würde es bald die ersten Nationen eingeholt haben. Ihre Wißbegier und ihr Geschick, Gelerntes sofort den eigenen Verhältnissen anzupassen, würden sie, wäre nicht die exklusive Politik der Regierung, bald auf das Niveau der höchststehenden Völker bringen. Wenn sie erst einmal die Methoden der zivilisierten Welt kennen gelernt haben werden, werden sie mächtige Konkurrenten werden.

Jeder Amerikaner bewunderte die Geschicklichkeit der Zimmerleute, wie sie sich im Holzwerk der Häuser zeigt, die Präzision und Feinheit der Zusammenfügungen,

die Regelmäßigkeit der Parkette, die Nettigkeit der Fensterstöcke, der beweglichen Schirme und Wände. Die Häuser und die Gebäude als Ganzes stehen immer unter der Ausführung der Details zurück. Der Baustil ist einförmig und wahrscheinlich schon sehr alt; er zeigt keine Erfindungsgabe, doch mag diese durch Gesetzesvorschriften eingeschränkt sein, während die Ausführung der Details jene Vollkommenheit zeigt, die allein durch lang angesammelte, fortschreitende Erfahrung erreicht werden kann. Weder in der Maurer- noch in der Zimmermannsarbeit ist Erfindungsgabe zu konstatieren, aber die Ausführung ist erstklassig. Die Steine sind vorzüglich behauen, die Mauern stark und regelmäßig gebaut.

Die Faßbinder von Hakodadi arbeiten gleichfalls vorzüglich; man braucht dort eine große Menge Fässer zum Verpacken getrockneter und gesalzener Fische. Es gibt auch viele Metallarbeiter. Die Japaner verstehen die Bearbeitung des Eisens recht gut; ihr Stahl ist vorzüglich, wie das die Politur und die Schärfe ihrer Schwerter beweisen. Die Messerwaren, wie sie in Hakodadi im Gebrauch sind, waren jedoch minderer Qualität, und einer der Schiffsbarbiere, der dort ein Rasiermesser gekauft hatte, sprach sich sehr aberkennend darüber aus; es schnitt nicht und konnte auch kaum geschliffen werden. Grobschmiede sind zahlreich in Hakodadi; sie machen fast nur kleinere Werkzeuge, an denen das Eisen nur einen Teil des Ganzen bildet. Ihre Blasbälge sind eigentümlich; sie bestehen aus einer Holzkiste, in der ein Piston horizontal, wie eine Handpumpe, bewegt wird; die komprimierte Luft strömt durch zwei Löcher an den Seiten aus. — Als Brennmaterial gebraucht man gewöhnlich Holzkohle, die in den Bergen des Innern gebrannt und auf Packpferden in die Stadt gebracht wird.

Da der Handel von Hakodadi sehr ausgedehnt ist, so wird auch auf den Schiffswerften dieser Stadt viel gearbeitet. Sie werden alle aus Föhrenholz gemacht; für die Metallteile wird viel Kupfer verwendet. Ihre Schiffe

sind besser als die chinesischen. — Von den feineren Industrien haben wir nichts gesehen, obwohl die Läden mit Dingen überfüllt waren, die auf eine beträchtliche Höhe gewisser Handwerke schließen ließen. Die Leute scheinen wollene Gewebe nicht zu kennen, weshalb ihnen die Stoffe der Amerikaner so interessant waren. Die unteren Klassen tragen Kattun; er ist grob gewebt, weil er ein Produkt der Hausindustrie ist. Jede Japanerin kann mit Spinnrad, Spindel und Rocken umgehen; wir sahen sie oft bei dieser Beschäftigung. Ihre Kattune sind oft in hübschen Mustern farbig gedruckt; die Farben bleichen jedoch rasch und sind nicht waschecht. Kalikostoffe wie auch Seide und Kreppe sind immer 18 Zoll breit. Das ist nun kein Maß für amerikanische oder europäische Märkte. Ihre Seiden sind reich und schwer; ein bißchen wie unser Brokat im Gewebe, aber stärker und steifer. Man findet oft sehr reiche mit Goldfäden durchwobene Muster. Solche Seiden werden für die Staatsroben der hohen Würdenträger des Landes benutzt. Gewöhnlich sind sie sehr teuer, doch kaufte einer unserer Offiziere in Hakodadi ein Stück zum Preise von 13 Cents per Elle. Von den verschiedenen Kreppsorten sind einige sehr leicht und werden von den Tapezierern viel gebraucht, andere wieder sind besser als die chinesischen. Lackwaren sind alle leicht, nett, vorzüglich poliert und wohl das Beste, was man darin leisten kann. Das Porzellan ist so gut wie das beste chinesische. Die Formen und Ornamente der verschiedenen Artikel, die zwar oft grotesk sind, zeigen viel Anmut und Geschick.

Dieselbe künstlerische Höhe des hochinteressanten Volkes zeigt sich in der Illustrationskunst und den Bildern, die verschiedene der Offiziere nach Hause gebracht haben. Für den Archäologen liegt hier ein lebendiges Beispiel der archaischen Periode einer nationalen Kunst vor, wo der barbarische Charakter der Vergangenheit seine Rauheit vor den naiven Anfängen einer nüchternen und kultivierten Zukunft verliert. Japanische Kunst erinnert einen fast

an die einfärbigen Zeichnungen auf etruskischen Vasen<sup>1)</sup>. Wir finden Einfachheit des Ausdrucks, wo wir vielleicht Extravaganz und Groteskheit erwarteten, und eine Zartheit der Farbe, die himmelweit verschieden ist von der Buntheit des allgemein orientalischen Geschmacks, so daß wir uns fast überreden, daß wir hier einen Anfang jener einfachen Schilderung der Natur haben, die in der frühesten griechischen Kunst den Altertumsforscher und den Künstler so sehr anzieht. Charakter und Form der japanischen Illustrationen sind, obwohl höherstehend als die chinesische Kunst, eher typisch als realistisch; und doch tritt uns daraus eine Beobachtung der Natur entgegen, die einen Gedanken an Konventionalität oder Manier einfach nicht aufkommen läßt. — Eines der uns vorliegenden Bücher ist ein zweibändiges Werk, dessen Verfasser Hayashi, der Hauptbevollmächtigte, ist und das dieser dem Kommodore geschenkt hat. Es handelt von Pferden und ist reich illustriert. Es sind Holzschnitte in kühnen Konturen, und zur Unterscheidung jedes einzelnen in den verschiedenen Gruppen sind blaße Farben, grau, rot und schwarz, angewendet. Man könnte den Stil dieser Zeichnungen fast mittelalterlich nennen; die Pferde könnten fast zur Zeit Dürers gezeichnet sein; sie sind aber realistischer aufgefaßt. Es sind kleine Tiere mit feinen Gliedern, wie man sie in südlichen Ländern findet. Die Zeichnungen sind mit fester, freier Hand gemacht. Die Tiere sind in

---

<sup>1)</sup> Im allgemeinen gilt die etruskische Kunst als eine Ablegerin der griechischen, der Rasse nach aber gehören die Etrusker zu der Gruppe der kaukasisch-alarodischen Völker. Ich habe sprachliche Berührungen zwischen Etruskisch und Koreanisch nachzuweisen gesucht („Geschichte Asiens und Osteuropas“). Die hochinteressanten kunsthistorischen Bemerkungen Perrys sind zwar durch die Bemühungen Bings, Brinkmanns, Brinkleys und anderer längst überholt, haben aber in ihrer ursprünglichen Frische auch heute noch einen beträchtlichen Wert. Es ist erstaunlich, mit welcher Unvoreingenommenheit und mit welcher Treffsicherheit Perry oder sein Gewährsmann die Vorzüge japanischer Linienführung preist.

verschiedenen Stellungen dargestellt. Das Überraschende dabei ist, daß die Künstler Meister in Verkürzungen sind. — Ein anderes Muster uns vorliegender japanischer Kunst ist eine Art Fries, der auf Holz geschnitten und auf farbige Papiere gedruckt ist. Er stellt eine Reihe der unförmlichen Ringer vor, von denen in einem anderen Kapitel die Rede war. Das Hauptinteresse des Stückes liegt darin — abgesehen davon, daß es ein Farbenholzschnitt ist, was bei uns jetzt ganz modern ist —, daß es mit einer Breite und Kraft an Konturen behandelt ist, der gegenüber viele unserer Zeichnungen schwach und hauptsächlich unentschieden scheinen. Was auch der japanischen Kunst noch fehlen möge, ihr Stil, ihre Anmut und selbst eine gewisse manierierte Geschicklichkeit zeigen, daß sie eine unerwartete Präzision und Schnelligkeit des Wurfs besitzt, was z. B. die hervorragendste Eigenschaft des Ringerschnittes ausmacht. Da ist keine Steifheit und keine Eckigkeit. Es liegt uns auch ein Amphitheater mit Ringern vor, in dem von Perspektivfehlern nichts zu bemerken ist.

Über die Schnelligkeit und die Geschicklichkeit, mit der die japanischen Künstler arbeiten, haben wir das Zeugnis des Kaplans vom Mississippi, Rev. Mr. Jones, der in Hakodadi einen Künstler beauftragte, ihm eine Anzahl Schirme zu malen. Herr Jones saß bei dem Maler und überwachte ihn die ganze Zeit. Er machte keine Skizze, sondern malte sofort die verschiedenen Teile der Landschaft und setzte seine Häuser, Schiffe, Pferde Bäume und Vögel mit einer wunderbaren Präzision ein. Als es sich darum handelte, das Nadelwerk einer Konifere zu malen, nahm er gleich zwei Pinsel auf einmal in die Hand, um seine Arbeit zu beschleunigen. Das Resultat war zwar gerade kein Produkt höchster Kunst, aber ein viel besseres Muster einer Zierschirmes, als man in der prätentösesten Anstalt unseres eigenen Landes hätte finden können.

Bei dem ersten Besuche des Geschwaders in Japan

erregten die Maschinen des Dampfers, wie schon bemerkt, das höchste Interesse der Einheimischen. Die Künstler unter ihnen machten fortwährend Zeichnungen davon und suchten sich über die Konstruktion und die Prinzipien derselben klar zu werden. Beim zweiten Besuch sah Mr. Jones bei einem Japaner eine Zeichnung der ganzen Maschine, die so korrekt und gut war, als man sie nur irgendwo anders hätte machen können. Der Verfertiger dieser Zeichnung wollte sie aber um keinen Preis hergeben, obwohl Herr Jones sie sehr gerne gekauft hätte.

Die japanischen Zeichnungen, die uns vorliegen, zeigen auch gute Beobachtung der Anatomie, soweit dieselbe durch eine Betrachtung des äußeren Körpers überhaupt verstanden werden kann. Die Muskeln der ruhenden und der in Bewegung befindlichen Pferde sind in ziemlich naturgetreuen Linien gezeichnet und zeugen von scharfer Beobachtung der äußeren Züge des Gegenstandes. Dies tritt z. B. in dem Fries mit den Ringern sehr deutlich hervor. Er ist in dieser Beziehung durch eine hervorragende Präzision gekennzeichnet; die Kennzeichen der mongolischen Rasse sind deutlich und die Gesichter individuell; es ist eine Höhe der Kunst erreicht, wie wir sie auch in einigen Ninivehfragmenten kennen.

Das dritte Muster japanischer Kultur ist ein anspruchsloses, illustriertes Kinderbuch, das wir in Hakodadi um ein paar Kupferkäsch gekauft haben. Dieses bescheidene Büchlein macht uns schon auf der ersten Seite mit einer wichtigen Tatsache japanischer Kunst bekannt. Wir finden hier den Beweis, daß die Japaner im Gegensatz zu den Chinesen mit der Perspektive bekannt sind. Wir sehen da einen Balkon in Winkelperspektive, dessen Balken ganz richtig nach dem Horizont hin fliehen. Auf einer anderen Seite ist eine Art tatarischer Herkules, der das Land von Ungeziefer und Reptilien reinigt<sup>1)</sup>. Der tapfere Zerstörer schwingt sein Schwert ganz martialisch. Er ist

---

<sup>1)</sup> Vgl. den St. Patrick in Irland.

mit einer Freiheit und einem Sinn für Humor gezeichnet, wie sie bei uns selten in ähnlichen Büchern zu finden sind. In einer der Illustrationen sieht man einen sonderbaren alten Ladenbesitzer, der durch ein paar Augengläser guckt, die genau so sind wie die jetzt bei uns in Mode kommenden ohne Seitenstangen. Neben ihm steht eine Anzahl Kisten, eine über der anderen; sie sind perspektivisch vollständig richtig gezeichnet. Da ist auch ein Glasglobus mit Goldfischen, die von einer hungrigen Katze beobachtet werden. Ein paar Träger, die ihre Säufte niedergestellt haben, zünden ihre Pfeifen an; und ein Professor, wahrscheinlich ein Phrenologe, steht inmitten der Attribute seiner Wissenschaft und mißt mit einem Zirkel den kahlen Schädel eines Schülers. Alle diese Illustrationen zeugen von humoristischer Auffassung und sind in einem Stil gezeichnet, der hoch über dem steht, was wir unseren Kindern zu bieten wagen. Die beständige Wiederholung am Rande der Seiten dieser japanischen Bücher des Ornamentes, das die Architekten gewöhnlich „das griechische“ nennen, ist sicherlich sehr interessant. Nicht weniger überraschend ist es, daß wir auch das Gotische wieder finden.

Der Bilderkultus der japanischen Religionen fordert viele Statuen, von denen man zahllose, aus allen Materialien, in Tempeln, Altären und an den Wegen findet. Die Ausführung derselben verrät gewöhnlich viel Geschick, aber wohl keine kann ein Kunstwerk genannt werden. Holzschnitzereien sind oft sehr schön ausgeführt; wenn sie Naturobjekte darstellen, besonders niedere Tiere oder Pflanzenteile, kommen sie oft der Natur sehr nahe. — Mit Ausnahme des einen und des anderen Tempels oder Tores waren wenig Gebäude zu sehen, welche den Amerikanern größeren Respekt vor der japanischen Architektur hätten einflößen können. Die schönsten Werke dieses Kunstzweiges sind in einigen steinernen Brücken und Chausseen zu erblicken, die oft auf einem einzigen Bogen ruhen, und, was Ausführung und Anlage anbetrifft,

den schönsten Schöpfungen dieser Art zugezählt werden dürfen.

In Hakodadi und in Simoda gibt es keine Druckereien, aber Bücher findet man in den Läden. Es waren gewöhnlich billige Sachen, mehr elementaren Inhalts oder populäre Geschichten und Romane. Es wird augenscheinlich viel gelesen, denn sie lernen es alle und sind sehr lernbegierig. Erziehung und Bildung sind allgemein in Japan, sogar die Frauen genießen einen ordentlichen Unterricht und nicht nur in den Zweigen, die ihr eigentliches Gebiet ausmachen. Die oberen Klassen, mit denen die Amerikaner in Berührung kamen, kannten nicht nur ihr eigenes Land vorzüglich, sondern wußten auch einigermaßen Bescheid in Geographie und moderner Geschichte der übrigen Welt. Sie stellten oft Fragen, die, wenn man die Isolation Japans in Betracht zieht, durch ihre bemerkenswerte Information überraschten, bis wir erfuhren, daß die Holländer in Nagasaki alljährlich Bücher aus Europa bekamen, von denen manche ins Japanische übersetzt wurden. So konnten die Japaner mit einigem Verständnis von unsern Eisenbahnen, Telegraphen, Photographien, Dampfern und Kanonen sprechen, von denen sie doch vor der Ankunft des Kommodore Perry nie etwas gesehen hatten. So konnten sie auch vom europäischen Krieg, der amerikanischen Revolution, von Washington und Bonaparte sprechen. Als ein frappantes Beispiel ihrer Information über ganz neue Dinge möge die Erzählung des Leutnants Bent angeführt werden, der 1849 nach dem Kriege mit Mexiko in Japan war. Bei dem ersten Interview mit Kapitän Glynn frugen die Dolmetscher. „Ihr habt Krieg mit Mexiko gehabt?“ — „Ja.“ — „Ihr habt sie besiegt?“ — „Ja.“ — „Ihr habt ihnen Land weggenommen?“ — „Ja.“ — „Und dort Gold entdeckt?“ — Und nachdem die Seeleute, welche Glynn von den Amerikanern reklamieren sollte, ihm ausgeliefert worden waren, erzählten diese, daß sie in ihrem Gefängnis in Matsmai (viele Hundert Meilen von Nagasaki) von jeder Schlacht zwischen Ameri-

kanern und Mexikanern gehört hatten. Die Japaner erfuhren alles von den Holländern.

So wie die Leute der besseren Klassen ein intelligentes Interesse an allem zeigten, was sie an Bord der Schiffe sahen, so zeigten die Leute aus dem Volk ein etwas lästiges Interesse für Kleider und sonstige Ausrüstung der Amerikaner, die ans Land kamen. Sie wurden beständig von einer Menge Menschen umgeben und pantomimisch über die englischen Namen der Dinge ausgefragt, die sie an sich trugen und bei sich führten; und sofort wurden Pinsel und Papier in Bewegung gesetzt, um die neuen Wörter zu notieren.

Die Japaner arbeiten hart, lassen sich's aber an ihren Feiertagen und in ihren Mußestunden wohl sein. Eines Tages gingen Green, der Chirurg, und Jones, der Kaplan, in Hakodadi spazieren, als sie ein Regenschauer in eine Art Militärwache, die gerade in der Nähe war, trieb. Sie fanden die Soldaten bei einem Spiel das sehr stark an unser Schach erinnert. Der Doktor interessierte sich dafür und lernte es in der Folge. Es heißt Sho-Ho-Ye und wird sehr gerne gespielt. — Außerdem haben sie ein Kartenspiel. Die Karten bestehen aus flachen Stücken Horn, Elfenbein oder gewöhnlichem Bein. Sie sind etwa  $1\frac{2}{3}$  Zoll lang und etwas über 1 Zoll breit. Man hat deren 49 in drei Farben, rot, blau und weiß; die Werte sind in Linien und Punkten markiert. Das Spiel hat viele Varianten; es wird auch meist um Geld gespielt. Sie mischen und heben ab wie wir, sie klopfen auch mit dem Knöchel darauf, um ihre Zufriedenheit auszudrücken. Ein anderes Spiel ist eine Art Lotto, mit weißen und schwarzen Steinen. Uns war es eine liebe Erinnerung an unsere eigene Kindheit und ein neues Band der Sympathie zwischen den verschiedenen Rassen, als wir die kleinen Jungen in den Straßen von Hakodadi Ball spielen sahen.





## 18. Kapitel

### Abschied von Jesso

Am Nachmittag des 19. Mai empfing der Kommodore auf dem Mississippi auf den er zeitweise seine Flagge verlegt hatte, Matsmai Kangsayu, den Großoffizier der Familie des Prinzen von Matsmai. Er war im Namen seines Fürsten gekommen, um die Amerikaner zu begrüßen. In seiner Begleitung befand sich Yendo Matazaiman, der Bungo oder Gouverneur von Hakodadi, Ishuko Kenso, der chinesische Dolmetsch, und mehrere andere. Nachdem die üblichen Komplimente ausgewechselt worden waren, fragte der Kommodore, wann der Prinz von Matsmai selbst kommen würde. Kangsayu antwortete, er wisse das nicht, denn der Prinz sei in Matsmai und man habe keine Nachricht darüber erhalten. Worauf der Kommodore bemerkte, daß wenn der Prinz nicht zu ihm käme, er zum Prinzen gehen würde, weil in Hakodadi niemand sei, mit dem er auf den Vertrag bezügliche Verhandlungen abhalten könne. Die Japaner wieder erklärten, der Prinz wolle Matsmai nicht verlassen und habe deshalb seinen höchsten Offizier als seinen Vertreter geschickt, der Auftrag habe, den Vertrag in Kraft treten zu lassen. Im übrigen wurde bemerkt, er dürfe ja erst ein Jahr vom Datum der Unterzeichnung an in Kraft treten. Das wurde nun dahin richtig gestellt, daß es ja nur Handelsschiffe betreffe und daß der Kommodore mit dem Bevollmächtigten in betreff seines jetzigen Besuchs in Hakodadi übereingekommen sei, dessen Zwecke er mit Kangsayu besprechen wolle

wenn dieser dazu Vollmacht habe. Dieser erklärte, er habe zwar vollständige lokale Autorität, daß aber weder er noch sein Prinz ohne Rücksprache mit Jeddo die Grenzen festsetzen könnten, innerhalb deren sich die Verhandlungen mit dem Kommodore bewegen könnten.

Der Wind war inzwischen so stark geworden und die See so bewegt, daß die Japaner vorzogen, noch einige Zeit an Bord des Mississippi zuzubringen, wo für ihre Unterhaltung gesorgt und ihnen alles Neue gezeigt wurde. Nach einem langen Aufenthalt, der ihnen sehr gefallen hatte, gingen die Japaner wieder an Land.

Am folgenden Tag gab der Kommodore dem Southampton den Auftrag, die Vulkanbucht und den Endermohafen, etwa 70 Meilen von Hakodadi am Südostende von Jesso, zu untersuchen.

Der Southampton fuhr an der Olasoninsel vorbei, die ihren Namen von einem der Leute des Kapitäns Broughton hat, der dort begraben liegt und lenkte dann in den Kanal von Endermo ein; abends ankerte er nahe der Küste an einem Orte, wo einige Häuser und eine Befestigung auf einem nahen Hügel eine Niederlassung andeuteten. Bald kamen auch zwei Beamte in einem Boot, das von Ainos gerudert wurde; sie brachten ein Papier mit sich, in das Reis und Holz gewickelt war, und indem sie darauf und zu gleicher Zeit auf das Wasser zeigten, frugen sie pantomimisch, ob man dergleichen brauche. Der Höhere der beiden, der über seinem gewöhnlichen japanischen Kostüm noch einen Rock mit rotem Kragen und vielen Stickereien trug, schien seinen Besuchern nicht sehr gewogen zu sein. Als man ihm zu verstehen gab, daß man gerne Fische, Eier oder Hühner kaufen würde, schickte er sein Boot an Land. Es brachte aber nur einen Bündel rhabarberähnlicher Stengel und die Nachricht, man habe wegen des vorhergehenden schlechten Wetters nicht fischen können und es seien bloß drei Hühner im Ort.

Am folgenden Morgen wurde die Ausmessung der

Bucht in Angriff genommen, die während des ganzen Aufenthalts des Schiffes fortgesetzt wurde. Von dem Orte waren wenig Lebensmittel zu erhalten, doch wurde fleißig gefischt. Die Einwohner, meist Ainos, waren von der Ankunft des Southampton sehr erschreckt worden; sie flohen aus dem Dorfe mit ihrer ganzen Habe. Die wenigen japanischen Beamten wurden allmählich freundlicher und besuchten das Schiff öfter. Nichts von speziellem Interesse geschah während unseres Aufenthalts in der Endermobucht, bloß daß einmal plötzlich nachts ein neuer Vulkan zu arbeiten anfang. Das plötzliche Aufblinken einer riesigen Flamme vom Gipfel eines Berges mitten in der Nacht machte einen sehr starken Eindruck. Die beiden anderen Vulkane rauchten bloß, während der dritte fortwährend Feuer spie.

Leutnant Boyle, der Kommandeur des Southampton, besuchte vor seiner Abfahrt die Insel von Olason und fand dort das Grab desselben. Die Japaner hatten es respektiert, obwohl schon mehr als drei Viertel eines Jahrhunderts vergangen waren, und darüber eines der üblichen Denkmäler gesetzt. Als die Buchtvermessung beendet war, segelte der Southampton nach Simoda ab, wie dies ausgemacht war.

Am Tage nach dem Besuch von Kangsayu ging der Kommodore an Land, um einen Gegenbesuch abzustatten. Kangsayu präsentierte sein Beglaubigungsschreiben und erklärte nachdrücklich, der Prinz könne nicht kommen, worauf der Kommodore ihn offiziell als Vertreter des letzteren anerkannte. Kangsayu weigerte sich, mit dem Kommodore über die Frage zu verhandeln, bis zu welcher Entfernung die Amerikaner sich in Hakodadi und Nachbarschaft frei bewegen dürften, so daß die Erledigung dieses Punktes bis zum Zusammentreffen des Kommodore mit den Bevollmächtigten in Simoda aufgeschoben werden mußte. Während der häufigen Besuche der Amerikaner in der Stadt gab es so manche Meinungsverschiedenheiten über ihren Verkehr mit den Kaufleuten und ihre Be-

wegungsfreiheit. Solche Kleinigkeiten forderten zu ihrer Beilegung zwar manche langweilige Verhandlung, doch entsprang daraus schließlich ein vorzügliches gegenseitiges Verständnis.

Der Gouverneur und seine Beamten fuhren fort, den Schiffen häufige Besuche abzustatten, wobei sie immer bewirtet und öfter auch zu Dinern eingeladen wurden, an denen sie immer mit Vergnügen teilnahmen. Bei einer dieser Gelegenheiten gaben die Matrosen wieder „Niggersongs“ zum besten, die in Hakodadi ebenso gefielen wie den Bevollmächtigten damals in der Jeddobucht. Die Matrosen zeigten unzweifelhaft jenes Talent für grotesken Humor und komische Sentimentalität, die einige für besondere Kennzeichen des Seemanns halten, der in seinem monotonen Schiffsleben oft zu dem Mittel des Überdenstrangschlagens greift, um sich für sein hartes, entbehnungsreiches Leben zu entschädigen. Die Sentimentalität, in die der Seemann oft verfällt, ist natürlicherweise eine Wehr gegen die verhärtenden Einflüsse seines rauhen Lebens. „Jack“ liebt deshalb die Niggersongs sehr, weil sie nicht nur sein Gesicht zu einem breiten und geräuschvollen Lachen verziehen, sondern auch hie und da eine Träne aus den Augen locken. Die Leute spielten ihre Rollen mit einem Interesse und einem Ernst, der sogar den Besuchern und Stammgästen Christys gefallen hätte, und hatten auch bei ihren japanischen Zuhörern Erfolg, so daß die Niggersongs sogar in Japan ein Treffer sind. Es war auch alles, Szenerie und Kostüme, sorgfältig vorbereitet worden. Programme wurden gedruckt auf einer Presse, die an Bord eines der Schiffe war und jetzt in Japan ohne Furcht vor dem Zensor arbeitete. Im übrigen blieb es nicht bei den Niggersongs allein. Der schauspielerische Ehrgeiz unserer Seeleute nahm einen höheren Flug und wagte sich bis ans „Drama“ heran. Das Geschwader zählte mehr als eine Schauspielertruppe, und die Leute spielten gar nicht übel. Sie baten gewöhnlich einen der nachgiebigeren Offiziere darum, ihnen einige

Anleitung zu geben und bei den Proben zu helfen. Die Damenrollen wurden von Schiffsjungen gespielt.

Am meisten interessierte die Japaner unsere Bewaffnung. Man zeigte ihnen öfters die Handhabung der Kanonen, das Füllen von Granaten und anderes. Die Japaner lieben das Kriegswesen und gaben sich Mühe, all das Kriegsgerät zu studieren, das die Amerikaner in ihren Augen so furchtbar machte. Es war, als fühlten sie bereits die Notwendigkeit, für ihre neuen Verbindungen mit der Außenwelt gerüstet zu sein. Kein Volk würde bessere Soldaten abgeben<sup>1)</sup>. Man gab ihnen Gelegenheit, alles kennen zu lernen, und sie machten sich am eifrigsten gerade an das Studium dessen, worin sie sich am schwächsten wußten. Diese Liberalität der Amerikaner machte einen tiefen Eindruck auf sie und überzeugte sie am besten von der Friedfertigkeit ihrer neuen Freunde.

Die Behörden in Hakodadi lieferten uns ein wertvolles Dokument aus über die verschiedenen europäischen und amerikanischen Schiffe, die zu verschiedenen Zeiten an der Küste des Kaiserreichs Schiffbruch gelitten hatten<sup>2)</sup>. Man hatte Gründe zu glauben, daß verschiedene gänzlich verschollene Schiffe an den Küsten von Jesso zugrunde gegangen waren. Vielleicht befanden sich noch fremde Seeleute in japanischer Gefangenschaft. Das Dokument lautete folgendermaßen:

„Vom 3. Ohokajahr bis zum 3. Kayeejahr (1847—1851) sind 5 fremde Schiffe an unserer Küste untergegangen, deren Mannschaften alle nach Nagasaki geschickt worden sind, von wo aus sie die Holländer heimwärts expediert haben. Es ist keiner mehr in Japan.

---

<sup>1)</sup> Ein Urteil, das dem Scharfblick des Kommodore alle Ehre macht. Bis 1894 haben Europäer und Amerikaner im Grunde Japan für ein Land der Puppen und des Spiels, der Geishas und des Genusses gehalten.

<sup>2)</sup> Die beste Übersicht über frühere Reisen vom 17. Jahrh. an geben Adelson: Westöstliche Durchfahrt; Benjowsky: Memoiren; Siebold: Werke, und S. Günther: Die Erschließung Japans.

Im Juni 1847 wurden 7 amerikanische Matrosen in einem Boot in Yetorooop<sup>1)</sup> an die Küste getrieben.

Im Juni 1847 wurden 13 amerikanische Matrosen in drei Booten in Yeramachi nordwestlich von Matsmai an die Küste geworfen.

Im März 1849 sind 3 Mann eines amerikanischen Schiffes in Karafto, am Südende von Saghalien<sup>2)</sup> ans Land gegangen, dann gingen sie wieder fort.

Im Mai 1850 litt ein englisches Schiff Schiffbruch in Mabiru auf Yesso, von welchem 32 Mann an Land kamen, wir wissen aber nicht, woher sie kamen.“

Auf eine Mitteilung des Kommodore an die Bevollmächtigten über denselben Gegenstand kam eine Antwort, in welcher die Schiffbrüche der letzten 10 Jahre aufgeführt waren und festgestellt wurde, daß sich gegenwärtig keine Schiffbrüchigen mehr in Japan befänden.

Am Morgen des 31. Mai fuhr der Mazedonian nach Simoda ab und die Vandalia nach Shanghai; letztere hatte den Auftrag, durch die Tsugarstraße, das japanische und das chinesische Meer zu fahren. Die Dampfer blieben noch in Hakodadi, um die Ankunft der Personen abzuwarten, die von den Bevollmächtigten an diesen Ort geschickt werden sollten. Der Kommodore war etwas ungeduldig geworden, weil er am 15. Juni nach Simoda zurückkehren mußte. Am Morgen des 1. Juni erhielt er jedoch eine Mitteilung auf Japanisch, Chinesisch und Holländisch, die folgendermaßen lautete:

„Amma Jium-noshin und Harayama Kenjiro, Beamte der kaiserlichen Regierung und andere, wünschen mit Seiner Exzellenz dem Generalbevollmächtigten der Vereinigten Staaten und seinen Offizieren eine Konferenz abzuhalten.

Sie hatten Order erhalten, nach Karafto zu gehen. Da sie aber erfahren haben, daß eure Schiffe in Hakodadi sind, sind sie hieher gekommen, weil diese entfernten Grenzplätze sich in diesen Sachen nicht recht auskennen und zu besorgen war, daß irgendein Fehler begangen worden ist. Wir haben unsern Vorgesetzten gebeten, sogleich zu kommen und über die vorliegenden

---

<sup>1)</sup> Einer der Kurilen.

<sup>2)</sup> Karafuto heißt japanisch ganz Sachalin. Im Jahre 1905 wurde der Name auch amtlich wieder aufgenommen.

Dinge zu verhandeln, wie dies in Jokohama geschehen ist; er ist aber über See gegangen und ist schon in Karafto. Wir können daher nicht länger als drei Tage hinter ihm zurückbleiben, um mit Ew. Ehren zu konferieren.

Wir wünschen Euch viel Frieden.“

Damit war nicht viel anzufangen. Es schien jedoch, als wären diese Würdenträger von der Regierung eigens abgesandt, obwohl sie in ihrem Brief taten, als sprächen sie nur im Vorbeireisen bei uns vor. Die Regierung wollte wahrscheinlich alle Verhandlungen hinausschieben bis zum Zusammentreffen der Amerikaner mit den Bevollmächtigten und diese Absicht doch verbergen. Der Kommodore schickte also seinen Flaggleutnant Bent zu den japanischen Delegierten und ließ ihnen sagen, er sei bereit, sie auf dem Powhattan zu empfangen, wann sie es wünschten. Sie bestimmten 1 Uhr. Zu dieser Zeit wurde ein Boot an Land geschickt, um sie abzuholen. Als der Flaggleutnant im Regierungsgebäude ankam, sagte man ihm, die Herren wären beim Lunch. Er wartete geduldig über eine Stunde, als der Hauptdelegierte und zwei seiner Suite erschienen und, statt ins Boot zu steigen, sich im Zollhaus niederließen, um Tee zu trinken und zu rauchen. Der Flaggleutnant erinnerte sie sehr höflich daran, daß es Zeit wäre, zu gehen, die Herren aber ließen sich nicht stören und kamen sich augenscheinlich so wichtig vor, als ob nicht nur Zeit und Flut, sondern auch Flaggleutnants zu warten hätten, bis es ihnen paßte. Dies Betragen war ungewöhnlich bei sonst so höflichen Leuten. Bent bedeutete ihnen nun, daß das Boot auf sie warte, daß es ihm Vergnügen machen würde, sie zum Powhattan hinüberzubringen; wenn sie aber nicht mitkämen, müßten sie selbst für ein Boot sorgen, überdies sei es zweifelhaft, ob sie der Kommodore jetzt, wo die bestimmte Zeit schon verflossen sei, noch empfangen würde. Sie antworteten, sie müßten noch auf die anderen Delegierten warten.

Ohne weiter ein Wort zu sagen, fuhr der Flaggleutnant ab. Auf dem Wege begegnete ihm ein Boot vom Kom-

modore mit dem Auftrag, nicht länger auf die Delegierten zu warten, wenn sie nicht eine gute Entschuldigung für ihre Verspätung hätten. Auf den Bericht des Flaggleutnants hin wurden Befehle gegeben, um nochmals, aber diesmal eindringlicher, die Delegierten zum Besuche einzuladen. Diese kamen inzwischen an, und als der Flaggleutnant sie im Namen des Kommodore frug, warum sie so unpünktlich wären, antworteten sie, sie hätten erst einige Geschenke für den Kommodore kaufen müssen. Man tat, als glaubte man ihnen, und führte sie in die Kabine, wo ihnen Erfrischungen vorgesetzt wurden. Sie wiederholten übrigens, was sie schon in ihrer schriftlichen Mitteilung gesagt hatten, nämlich daß sie keine Erlaubnis hätten, die Verkehrsgrenze für Hakodadi festzusetzen. Es war also kein Grund gegeben, um noch weiter mit ihnen zu verhandeln, und der Kommodore beschloß, alle Verhandlungen bis Simoda aufzuschieben, wo er wieder mit den kaiserlichen Bevollmächtigten zusammentreffen würde.

Beim Abschiednehmen benützte der Kommodore die Gelegenheit, um, indem er zugleich seinen Dank für alle erfahrene Güte und Höflichkeit aussprach, zu bemerken, daß die Bewohner immer noch den Amerikanern zu mißtrauen schienen, weil sie ihre Häuser schlossen und ihre Frauen versteckten. Dies beantworteten die Delegierten schriftlich. Da das betreffende Dokument sehr charakteristisch ist, möge es hier folgen:

„Es ist wirklich eine Genugtuung für uns, vom Kommodore zu hören, daß er seit seiner Ankunft in Hakodadi mit den lokalen Behörden zufrieden gewesen ist. Was aber das Schließen der Häuser und Läden und das Verstecken der Frauen und Kinder betrifft, so sei hier bemerkt, daß Moryama, der Dolmetscher, von dieser Sache in Jokohama ziemlich deutlich gesprochen hat. Die Gebräuche unseres Landes sind nicht wie die euren. Unser Volk ist an den Anblick Fremder nicht gewohnt; und obwohl die Behörden alles taten, was in ihrer Macht stand, um die Leute aus dem Volk zu beruhigen, gelang dies doch nicht ganz, und viele versteckten sich. Wenn der Kommodore sich an den Spaziergang in Jokohama erinnern will, auf dem er von einigen der Unsrigen begleitet wurde, wird er sich ins Gedächtnis zurückerufen,

daß wir in den Häusern und Dörfern kaum ein weibliches Wesen sahen. Wenn er in Simoda mehr davon sah, so ist dies, weil die Leute sich allmählich an den Anblick der Amerikaner gewöhnt hatten und ihre Befürchtungen zerstreut worden waren.

In den hiesigen so weit von Jeddo entfernten Grenzgebieten sind die Gebräuche des Volkes so bestimmt, daß es schwer ist, sie zu ändern; aber, bitte, wie kann man glauben, daß die Einwohner hier den Amerikanern feindlich gesinnt sind? Selbst wenn sie solche ihrer eigenen Beamten sehen, die sie nicht näher kennen, laufen sie davon und suchen sich vor uns zu verbergen, als fürchteten sie sich. Es ist der Brauch unseres Landes, Fremde von Beamten begleiten zu lassen — und dieser Gebrauch kann nicht so rasch geändert werden. Doch sind die Leute hier tapfer, gerade und gut, die Frauen aber bescheiden; sie gaffen nicht schamlos wie die Männer. Solche Sitten müssen als achtbar angesehen werden, und wir denken, wir können euch nicht mißfallen.

Bei Aufrichtigkeit ist Herzlichkeit im Verkehr ganz natürlich, und dann herrschen Friede, Wohlwollen und Harmonie zwischen den beiden Parteien; aber wenn Heftigkeit und Härte herrschen, entstehen Haß und Mißtrauen und die Liebe kann die Herzen der Menschen nicht zusammen bringen.

Das ist ein Gesetz des Himmels, das niemand bezweifeln kann.“

Die Behörden hatten den Amerikanern zum Begraben der Leichen einen Teil eines kleinen alten Friedhofes hinter der Stadt und nahe bei den Forts angewiesen. Die Stelle ist sehr malerisch; man hat von da aus eine wunderschöne Aussicht auf den Hafen, die Tsugarstraße und anliegenden Küsten. Es war die traurige Pflicht unserer Landsleute, dort die Leichen zweier Kameraden zu begraben, die nach einer langen Krankheit im Hafen von Hakodadi starben. Das Begräbnis fand nach den üblichen Vorschriften statt. Nach einem kurzen Gebet an Bord der Schiffe brachte die aus einigen Offizieren und einer Abteilung Matrosen und Seesoldaten bestehende Eskorte die beiden Särge in vier Booten ans Land; alle Schiffe hatten halbmast geflaggt. Mit langsamem Schritt und gedämpften Trommeln marschierte man dann zum Begräbnisplatz; eine große Menge Japaner folgte nach. Der Kaplan, Rev. Jones, las die Totengebete, und als die

Zeremonie beendet war, umringten ihn viele Japaner, um sein geistliches Gewand zu bewundern, vergaßen aber dabei durchaus nicht den Respekt, den sie seinem Amt zu schulden glaubten. Das war das vierte Begräbnis in Japan. Beim ersten hatte Mr. Jones, der die starke Abneigung der Japaner gegen das Christentum kannte, Zweifel gehegt, ob es ihm erlaubt sein würde, seine Begräbniszeremonien zu vollziehen, und deshalb den Kommodore um Rat gefragt. „Tun Sie, was Sie sonst bei solchen Gelegenheiten tun, und lassen Sie sich auch durch Unterbrechungen nicht stören.“ Es geschah aber nichts und der Kaplan konnte nicht umhin, daran zu denken, daß er seit Jahrhunderten wieder der erste christliche Priester war, der auf japanischem Boden seine Pflicht erfüllte. Er erinnerte sich daran, daß vor mehr als 200 Jahren in Japan geschrieben worden war: „So lange die Sonne die Erde wärmen wird, soll kein Christ so kühn sein, nach Japan zu kommen. Wisset alle, daß der König von Spanien selbst, oder der Gott der Christen, ja selbst der Gott aller seinen Kopf verlieren wird, wenn er diesem Befehl zuwider handelt.“ Das erste Begräbnis war in Jokohama, das zweite in Simoda, die beiden letzten in Hakodadi.

In der Nähe unseres Friedhofes in Hakodadi ist ein buddhistischer Tempel, der von einer Einfriedigung umgeben ist, innerhalb welcher große, roh behauene, Götterfiguren vorstellende Steine aufgestellt sind, welche letztere auch mit verschiedenen Inschriften versehen sind. Es sind auch mehrere Beträder da. Als der Kaplan sich eines derselben ansah, falteten die Japaner die Hände, um ihm zu bedeuten, daß der Apparat zum Beten gehöre, und zeigten zugleich auf sein Gebetbuch, eine Erklärung, die der gute Mr. Jones nicht gerade als ein Kompliment für sein Erbauungsbuch auffaßte. Über die Gebete bekam der Kaplan übrigens nähere Information. Eines Tages ging er in einen buddhistischen Tempel, als eben Gottesdienst abgehalten wurde. Er fand einen großen Altar,

genau wie die der römisch-katholischen Kirche, mit einem vergoldeten Bild, zwei schöne Lampen, zwei Kerzen, künstliche Blumen usw. und überall viel Vergoldung, auch zwei Seitenaltäre mit brennenden Kerzen waren vorhanden. Vor dem Hauptaltar knieten in einem eingefriedigten Raum fünf Priester, der oberste davon läutete eine kleine Glocke und drei andere trommelten auf lackierten Holzgefäßen, die einen dumpfen Ton von sich gaben. Sie sangen im Takt zu ihren Instrumenten, dann knieten sie nieder und berührten mit ihren Stirnen den Boden, worauf sie sich an die Seitenaltäre begaben, wo sie eine kurze Zeremonie vollführten. Als alles vorüber war, kam einer der Priester und fragte den Kaplan, auf das Bild deutend, wie das in Amerika hieße. Jones antwortete: „Nai“ (wir haben das nicht). Dann zeigte der Priester auf die Altäre und erhielt dieselbe Antwort. Als der Kaplan den Tempel verlassen hatte, frug ihn sein offizieller Begleiter, ob die Menschen in Amerika auch beteten. Als Antwort kniete der Kaplan nieder, faltete seine Hände, hob den Kopf empor, schloß die Augen und deutete zum Himmel empor. Dann frug er seine Begleiter, ob sie auch zu diesem Wesen beteten. „Ja, wir beten zu Tien“, was ihr Wort für Himmel oder Gott ist.

Die Japaner hatten nach dem Begräbnis um den amerikanischen Friedhof einen neuen Zaun machen lassen, ehe unsere Offiziere etwas davon erfuhren.

Nach einem offiziellen Abschiedsbesuch und einem Austausch von Höflichkeiten und Geschenken, unter welchen sich ein Granitblock für das Washingtonmonument befand, fuhren der Powhattan und der Mississippi am 3. Juni nach Simoda ab. Kaum waren die Schiffe jedoch auf dem Weg, als sie am Eingang der Bucht dichten Nebels wegen wieder ankern mußten. Im Laufe des Tages verzog er sich jedoch, so daß die Schiffe ihre Fahrt fortsetzen konnten. Am 5. Tage wurde der Rauch des Vulkans auf Ohoshima sichtbar und bald darauf die Küste; da aber das Wetter neblig und regnerisch wurde, wurde

354

es nötig, die Schiffe vom Lande wegzudrehen und langsam weiter zu dampfen. Der Nebel verursachte eine Verspätung von vollen 24 Stunden, und wir kamen erst am 7. Juni in Simoda an, also einen Tag vor der verabredeten Zusammenkunft. Während der Überfahrt geschah nichts von Belang. Es wurde eine große Menge von Walen und starke Ostströmung beobachtet. — Um Mittag fuhr der Powhattan in den Hafen ein und ankerte an demselben Platz wie früher. Das Vorratschiff Supply lag gleichfalls im Hafen. Bald nach unserer Ankunft kamen japanische Beamte an Bord des Flaggschiffes, bewillkommneten den Kommodore und benachrichtigten ihn davon, daß die Bevollmächtigten von Jeddo angekommen seien und mit ihnen noch zwei andere. Da der Kommodore sehr lebhaft wünschte, alles möglichst bald zu erledigen, schickte er seinen Flaggleutnant an Land, um den Bevollmächtigten eine sofortige Zusammenkunft vorzuschlagen. Er erfuhr, daß diese nicht in der Stadt wären, doch kam bald darauf ein Bote mit der Nachricht, sie würden sofort zurückkommen und seien bereit, den Kommodore am folgenden Tag um Mittag zu empfangen.

Der Kommodore landete am nächsten Tage mit einer großen Eskorte und wurde im Tempel von den Bevollmächtigten mit den üblichen Zeremonien empfangen. Die beiden neuen Mitglieder der Kommission stellten sich vor als Tsudzuki, Suraga-no-kami (Prinz von Suraga) und Take-no-uchisetaro, Kontrolleur der Finanzen. Der Vorsitzende bestätigte dann, daß Simoda zu einer kaiserlichen Stadt gemacht worden sei und Izawa, Prinz von Mimasaki, sowie Tsudzuki zu Gouverneuren von Simoda ernannt worden seien, mit Kura-kawa-kahei und Ise-shin-toheiro als stellvertretenden Gouverneuren. Infolge dieser neuen Organisation erklärten die Bevollmächtigten, es wäre nötig, in der Stadt gewisse neue Bezirke abzuteilen, um die Grenzen der kaiserlichen Jurisdiktion zu bestimmen, und frugen, ob der Kommodore gegen die Errichtung solcher Mauern und Tore einen Einwand zu erheben hätte; es

verstünde sich von selbst, daß die Amerikaner auf eingeholte und immer sofort zu gebende Erlaubnis hin frei in der Stadt herumgehen könnten. Der Kommodore erwiderte, er habe nicht den Wunsch, sich in die Pläne der Regierung zu mischen, vorausgesetzt, daß sie den Vertragsbestimmungen nicht zuwiderliefen. Er erinnere daran, daß den Amerikanern im Vertrage das Recht zugesichert worden sei, sich innerhalb eines Kreises von 7 Li Durchmesser frei zu bewegen; was jenseits dieser Zone wäre, ließe ihn gleichgültig. Es wurde dann ausgemacht, daß drei amerikanische Offiziere die zur Feststellung der Bezirksgrenzen bestimmten japanischen Beamten begleiten sollten. Das Ansinnen aber, die Amerikaner sollten irgend jemand um Erlaubnis fragen, ehe sie sich in der Stadt bewegen dürften, wurde vom Kommodore in der bestimmtesten Weise zurückgewiesen. Die große Frage war jedoch die: wie groß soll die Zone sein, innerhalb welcher unsere Landsleute in Hakodadi sich frei bewegen dürfen? Die Japaner wünschten, daß diese Zone nicht über die Stadt hinausgehe; da aber der Kommodore lebhaft gegen eine solche Beschränkung protestierte, wurde die Diskussion auf ein anderesmal verschoben. Die Bevollmächtigten baten auch um die Erlaubnis, den Leichnam des in Jokohama begrabenen Amerikaners nach Simoda bringen zu dürfen, wo ein eigener Friedhof wäre, was bewilligt wurde.

Einer Anregung des Kommodore, Hafenmeister und Lotsen zu ernennen, wurde von den Bevollmächtigten gerne Gehör gegeben; sie versprachen, geeignete Personen dafür zu wählen und sie mit ihren Pflichten bekanntzumachen. Die Konferenz wurde dann geschlossen und am nächsten Tage wieder aufgenommen. Es wurde wieder die Frage nach der Fremdenzone in Hakodadi verhandelt, aber zum zweiten Male verschoben. Ein allgemeines Gespräch über die Erfrischungen, mit welchen die Japaner ihre Gäste bewirteten, bewies wieder einmal das lebhafteste Interesse, das die gebildeten Japaner allem entgegen-

brachten, was in den verschiedenen Weltteilen vor sich ging. Sie erkundigten sich sehr eingehend über die amerikanischen Produkte und wollten unsere Meinung über China und die chinesische Revolution sowie über den Russisch-Türkischen Krieg<sup>1)</sup> wissen.

Am folgenden Tag versammelte man sich wieder, konnte aber wieder zu keinem Resultat betreffs Hakodadi kommen. Die Japaner versuchten sogar, vom Kommodore zu erwirken, daß den Amerikanern der Aufenthalt an Land nach Sonnenuntergang nicht mehr gestattet sei, welches Ansinnen der Kommodore aber ganz bestimmt zurückwies. Zwei Bevollmächtigte (die neuen) waren eigens gewählt worden, um die Frage nach dem Wert der japanischen und amerikanischen Münzsorten festzustellen. Von seiten des Kommodore wurden ihnen die Zahlmeister Speiden und Eldridge zur Erwägung dieser Frage beigegeben. Sie erreichten zufriedenstellende Resultate, über welche sie dem Kommodore einen wertvollen Bericht einreichten.

Nachdem vom 8.—17. Juni täglich Konferenzen gehalten worden waren, kam man schließlich über folgende Punkte überein, die als Supplement zum früheren Vertrag zu betrachten sind.

Zusatzvertrag zwischen Kommodore Matthew C. Perry, Spezialgesandten der Vereinigten Staaten von Amerika nach Japan, und Hayashi Daigoku-no-kami, Ido, Fürst von Tsushima, Izawa, Fürst von Mimasaki, Tsudzuki, Fürst von Suruga, Udono, Mitglied der Finanzverwaltung, Take-no-uchi Seitaro und Matsusaki Michitaro, Bevollmächtigten des Kaisers von Japan.

#### Artikel 1.

Die kaiserlichen Gouverneure von Simoda bringen Wachstationen da an, wo es ihnen beliebt, um die Grenzen ihrer Jurisdiktionsbezirke zu bestimmen. Amerikaner dürfen sich aber frei innerhalb eines Kreises von 7 ri oder Meilen<sup>2)</sup> bewegen. Wer diese Bestimmungen überschreitet, kann von der japanischen Polizei an Bord seines Schiffes zurückgebracht werden.

<sup>1)</sup> Gemeint ist natürlich der Krimkrieg.

<sup>2)</sup> Sehr mißverständlich! 1 japanischer ri = 4 km. 1 englische Meile = 1,6 km.

#### Artikel 2.

Es werden für die Boote der Handelsschiffe und Walfischfänger, welche diesen Hafen besuchen, drei Landungsplätze gebaut; einer in Simoda, einer in Kakisaki und einer an dem Bach südöstlich der Zentruminsel. Die Bürger der Vereinigten Staaten werden natürlich die japanischen Beamten mit der gehörigen Achtung behandeln.

#### Artikel 3.

Die Amerikaner dürfen militärische Etablissements und Privathäuser nicht ohne Erlaubnis betreten; dagegen können sie Tempel und Läden frei besuchen.

#### Artikel 4.

Zwei Tempel und zwar der Rioshen in Simoda und der Yokushen in Kakisaki werden den Amerikanern solange als Absteigequartiere zur Verfügung gestellt, bis Gasthäuser und Wirtschaften für ihre Bequemlichkeit gebaut sind.

#### Artikel 5.

In der Nähe des Yokushentempels in Kakizaki wird ein Friedhof für die Amerikaner reserviert, wo ihre Gräber nicht angeührt werden sollen.

#### Artikel 6.

Im Vertrag von Kanagawa ist gesagt, daß den Amerikanern in Hakodadi Kohlen geliefert werden können. Da dies aber sehr schwierig ist, verspricht Kommodore Perry, diesen Umstand seiner Regierung mitzuteilen, damit die japanische Regierung von der Verpflichtung, ein Kohlendepot in Hakodadi zu errichten, enthoben werden kann.

#### Artikel 7.

In Zukunft soll die chinesische Sprache in den Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen nicht mehr angewendet werden, ausgenommen wenn kein Dolmetscher des Holländischen zur Verfügung steht.

#### Artikel 8.

Ein Hafenmeister und drei geschickte Lotsen sind für den Hafen von Simoda ernannt worden.

#### Artikel 9.

In Läden gekaufte Waren sollen mit dem Namen des Käufers und dem Preise bezeichnet und ins Goyoshi (d. h. Regierungsbureau) geschickt werden, wo die japanischen Beamten bezahlt und durch diese ausgeliefert werden sollen.

#### Artikel 10.

Das Schießen von Vögeln und andern Tieren ist in Japan allgemein verboten. Dies Gesetz soll in Zukunft von allen Amerikanern beobachtet werden.

#### Artikel 11.

Fünf japanische Ri oder Meilen machen die Zone aus, die den Amerikanern in Hakodadi freigestellt ist. Die in Artikel 1 erwähnten Vorschriften sollen auch für diesen Hafen gelten.

#### Artikel 12.

S. M. der Kaiser von Japan kann nach eigenem Gutdünken die Person wählen, die die Ratifikation des Vertrags von Kanagawa in Empfang zu nehmen und in seinem Namen zu bestätigen hat.

Nichts von dem, was hierin enthalten ist, soll die Bedingungen des Vertrags von Kanagawa ändern oder beeinflussen, wenn es sich herausstellt, daß etwas hierin jenem widerspricht.

Abschriften dieses Zusatzvertrages in englischer und japanischer Sprache sind von den beiden kontrahierenden Parteien unterschrieben und mit ihrem Siegel versehen worden und sind nebst einer beglaubigten Übersetzung ins Holländische zwischen den Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten und Japan ausgetauscht worden.

Simoda, Japan, 17. Juni 1854.

M. C. Perry,

Kommandeur der Vereinigten Staaten-Flotte in Ostindien, China und Japan und Spezialgesandter in Japan.“

Es brauchte einen ziemlich harten Kampf, bis dieser Vertrag zustande kam. Die „Zonenfrage“ in Hakodadi und in Simoda war sicher die härteste Nuß, weil es schwierig war, wie es scheint, kaiserliche und lokale Verwaltung miteinander verträglich zu gestalten. Die Bevollmächtigten behaupteten, die kaiserliche Autorität ginge nicht so weit als die 7 Ri oder 16 englische Meilen, welche im Vertrag von Kanagawa den Amerikanern garantiert worden waren. Die Japaner hatten den vom Kommodore für diesen Zweck ihnen beigegebenen Offizieren drei Punkte für die zu errichtenden Mauern und Tore bezeichnet. Keiner derselben war weiter als  $1\frac{1}{2}$  Meilen von der Zentruminsel entfernt. Die Tore wurden schließlich an den bezeichneten Punkten errichtet und die Bevollmächtigten schlugen dem Kommodore offiziell vor, einzuwilligen, daß Amerikaner, die über diese Tore hinauswollten, dazu den auf Wache befindlichen japanischen Offizier um Erlaubnis zu fragen hätten. Der Kommodore

aber weigerte sich in der allerbestimmtesten Weise, zu so etwas seine Zustimmung zu geben und überhaupt auch nur die geringste von den schon gemachten Konzessionen preiszugeben. Er gab jedoch zu verstehen, daß er in Bestimmungen einwilligen würde, die notwendig wären, um sowohl die japanischen Behörden als auch die Amerikaner an bestimmte Vorschriften zu gewöhnen; irgend-einer Modifikation des Vertrages müsse er aber entschieden seine Zustimmung versagen. In Hakodadi wollten die Japaner den Amerikanern zuerst nur eine Straße freigeben, dann die ganze Stadt, dann bis an das hinausragende Vorgebirge, dann 3 japanische Ri und dann  $3\frac{1}{2}$ . Der Kommodore aber wollte ebensoviel haben wie in Simoda, was aber so hartnäckig verweigert wurde, daß es zuletzt ratsam schien, sich auf 5 Ri = 12 engl. Meilen zu beschränken, was bei dem Umstande, daß die Umgebung von Hakodadi gebirgig und spärlich bevölkert ist, nicht viel auf sich hat.

Die japanischen Behörden hatten die Dampfer in Simoda mit etwas Kohle versehen. Sie war mit vieler Mühe und Kosten aus einer ihrer Minen gebracht worden. Obwohl es viel Kohle in Japan geben und das Volk den Gebrauch derselben schon lange kennen soll, war die gelieferte doch sogenannte Oberflächenkohle und rührte von nicht ordentlich ausgebeuteten Gruben her. Die Qualität dieser Kohle war so schlecht, daß die Maschinenisten sie nicht brauchen zu können erklärten. Sie haben aber sehr gute Kohle, wie aus der in Brooklyn an einigen Stücken gemachten Analyse hervorgeht. Ob die wider-spensigen Japaner absichtlich eine geringere Qualität lieferten oder bloß weil sie in der Sache nicht erfahren genug waren, ist schwer zu entscheiden; da sie aber gute Kohle sicherlich besitzen und v. Siebold sagt, sie wären in der Ausbeutung derselben ganz erfahren, so ist es wahrscheinlich, daß sie absichtlich schlechte lieferten. Als der Preble in Nagasaki war<sup>1)</sup> und die Japaner den

<sup>1)</sup> 1849.

Schmied an seinem Blasbalg stehen sahen, behaupteten sie, die Kohle nicht zu kennen, und nahmen sogar ein Stück mit ans Land voll Verwunderung über den „Stein“, der brennt. Für die gelieferte Kohle verlangten sie nicht weniger als 28 Dollars per Tonne; sie stellten jedoch bei größerem Bedarf eine Preisreduktion in Aussicht. Es scheint uns, daß sie sich gerade in der Kohlenfrage am skrupellosesten benommen haben. Sie haben gute Kohle und in großer Menge; daran kann nicht gezweifelt werden.

Da die Verhandlungen jetzt zu Ende waren und der Kommodore alles für die endgültige Abreise des Geschwaders vorbereiten wollte, mußten auch die diesem gelieferten Vorräte und anderes bezahlt werden. Unter den Rechnungen war auch eine für Balken. Nun waren diese nicht nur nicht geliefert worden, sondern es waren noch nicht einmal die Bäume gefällt, aus denen sie hätten hergestellt werden sollen. Es wurde auch der Basar für einige Tage geöffnet, um den Amerikanern die Gelegenheit zu geben, noch Einkäufe zu machen. Die geforderten Preise waren aber derart, daß der Kommodore gezwungen war, dagegen bei den Behörden Einspruch zu erheben; auch wegen der Balken sagte er ihnen seine Meinung. Der Protest des Kommodore veranlaßte den Gouverneur, den Prinzen Agawa und den Dolmetscher Moryama Yenoske an Bord des Flaggschiffes zu senden. Moryama erklärte respektvollst, daß die Preise für Basarartikel in Jeddo fixiert worden wären und daß nicht über die gewöhnlichen Preise hinausgegangen worden sei. Der Flaggleutnant entgegnete, die Preise mögen ja ihnen, den Japanern, nicht hoch scheinen, wären es aber für die Amerikaner, die in Dollars zu bezahlen hätten und beim Wechseln beträchtlich verlören. Die Balkengeschichte erklärte Yenoske damit, daß er daran schuld sei; er habe geglaubt, der Kommodore habe nur nach dem Preis der Balken gefragt, und er wisse nicht, warum eine Order gegeben worden sei, solche zu liefern. Um die Sache ganz gut zu machen, luden die Bevollmächtigten den Kommodore und einige

seiner Offiziere zu einem Imbiß ein, bei welcher Gelegenheit sie wegen der verschiedenen Irrtümer und Mißverständnisse, die den freundschaftlichen Verkehr mit den Amerikanern bedroht hatten, um Entschuldigung baten. Der Kommodore erklärte, er habe nur ein Prinzip verteidigen und nicht wegen ein paar Hundert Dollars mehr oder weniger streiten wollen, denn seine Regierung habe ihn mit reichen Mitteln bedacht und er würde für alles anständige Preise bezahlen; doch wollten weder er noch die Vereinigten Staaten betrogen werden. Moryama Yenoske, der immer der tätigste von allen gewesen war und jetzt das Wort führte, sagte, die Amerikaner möchten doch kaufen, was sie wollten, und die Preise selbst bestimmen. Es wurde ihm bedeutet, daß davon nicht die Rede sein könne. Dann nahm Yenoske für sich und seinen Kollegen Tatsnoske die ganze Verantwortlichkeit auf sich, für die Balkengeschichte, die exorbitanten Preise und alle anderen Ursachen unserer gelegentlichen Unzufriedenheit. Die Herren schienen in der Tat die rechten Personen zu sein, auf welche ihre Vorgesetzten alle Schuld abwälzen konnten. Es wurde Yenoske jedoch bedeutet, daß der Kommodore zwar seine Bereitwilligkeit, alle Schuld auf sich zu nehmen, anerkenne, daß man aber von seiten der Amerikaner kein Opfer suche, sondern nur gewisse üble Sitten abzuschaffen sich bestrebe und zwar gründlich und gleich im Anfang der japanisch-amerikanischen Beziehungen. Es folgte dann eine vollkommene Aussöhnung, die durch ein Geschenk der Bevollmächtigten an die Vereinigten Staaten besiegelt wurde: ein Steinblock zu einem Washingtonmonument.

In der Folge geschah nichts mehr, was unsere freundschaftlichen Beziehungen getrübt hätte; im Gegenteil: wir wurden von Tag zu Tag intimer. Es wurden hübsche Geschenke ausgetauscht, und die Behörden schickten einige ausgewählte Sachen japanischer Manufaktur als Geschenk für den Präsidenten und die Offiziere des Schiffes. Unter denen für den Präsidenten befanden sich drei Hunde, eine

kleine Spaniolrasse, die in Japan sehr geschätzt wird und nur zu hohen Preisen erhältlich ist. Es gelang, sie nach Amerika zu bringen, und sie befinden sich wohl und munter in Washington. Der Kommodore erwarb auch zwei für sich, von denen aber nur einer die Vereinigten Staaten erreichte.

Ein paar Tage vor unserer Abreise kam Moryama Yenoske an Bord und bat, man möge dem Japaner „Sam Patch“, von dem oben schon die Rede war, erlauben, in seinem Vaterland zu bleiben. Der Kommodore erklärte, er habe gar nichts dagegen einzuwenden, es müsse dem Manne nur sein freier Wille gelassen werden und die Bevollmächtigten müßten sich schriftlich verpflichten, ihn wegen seiner Abwesenheit unbehelligt zu lassen. Überdies sei er als Schiffbrüchiger durch Gottes Fügung unter den Schutz der Amerikaner geraten und so berechtigt, denselben Schutz wie alle amerikanischen Bürger zu genießen, so daß die Amerikaner nicht dulden würden, daß ihm irgendein Unrecht zugefügt werde. Die Japaner versicherten, es werde ihm nichts geschehen und daß die Bevollmächtigten gerne alle Garantien dafür geben würden; er dürfe sofort zu den Seinen zurückkehren, die ihn sehr gerne wiedersehen würden. Sam wurde dann gerufen, aber alle Beredsamkeit der Japaner konnte ihn nicht in seinem Entschlusse irrig machen. Die Wahrheit ist die, daß Sam nie verstanden hat, wie unabhängig und frei er eigentlich war. Eine lange Gewohnheit hatte ihn derart servil gemacht, daß das Wiedersehen mit seinen Landsleuten ihm nur einen furchtbaren Schrecken einjagte. Er fiel auf die Knie und wäre in dieser Positur geblieben, hätte ihm nicht Leutnant Bent den striktesten Befehl gegeben, sofort aufzustehen. Man wird sich erinnern, daß von den Japanern, die wir an der Küste von Kalifornien aufgenommen und nach Shanghai gebracht hatten, nur Sam Patch an der Expedition nach Japan teilgenommen hatte; zitternd und bebend übrigens. Als der Mississippi nach China zurückkehrte, bat ein anderer

von den Japanern darum, nach Amerika mitgenommen zu werden, was ihm bewilligt wurde; das war der junge Mann, von dem wir früher schon gesprochen haben. Sein Name lautete etwa Dans-Kewitch, woraus die Matrosen Dan-Ketch machten. Dans genießt den speziellen Schutz des Kommodore; er ist intelligent und wißbegierig. Sollte er je in sein Vaterland zurückkehren, wie er sich vorgenommen hat, würde er zweifellos seinen Landsleuten viel über unser Land berichten können.

Der Kommodore überführte nunmehr seine Flagge auf den Mississippi und die beiden Dampfer fuhren bis zur äußeren Simodabucht, wo sie vor ihrer endgültigen Abfahrt ankerten. Moryama Yenoske kam in Gesellschaft einiger anderer Beamten, um dem Kommodore einen Abschiedsbesuch zu machen. Er brachte auch die Rechnungen mit und einige naturgeschichtlich interessante Dinge als Geschenk. Die Herren wurden zum Essen eingeladen. Im Laufe des Gesprächs kam man auch auf das Thema der Todesstrafen. Einer unserer Offiziere hatte nämlich in Simoda ein Bild mit der Darstellung einer Kreuzigung gekauft. Der Kommodore wollte sich über diesen Punkt genau informieren, weil mehrere jüngere Autoren nach Kaempfer gelehrt hatten, daß diese Todesstrafe in Japan üblich sei. Yenoske sagte, das Bild stelle lediglich eine Szene aus einer der volkstümlichen Possen dar; Königsmörder würden aber wohl in einer ähnlichen Art hingerichtet; man nagle sie zuerst an ein Kreuz und durchbohre sie dann mit einem Speer. Auf dem Bilde war der Mann nur ans Kreuz gebunden. Die gewöhnliche Hinrichtung sei die Enthauptung; gehängt werde nie. Auf die Frage, ob das Harakiri noch im Gebrauche sei<sup>1)</sup>, antwortete Yenoske, einer seiner Kollegen habe sich auf diese Weise in seiner Gegenwart in Nagasaki ums Leben gebracht. Der Kommodore frug dann, ob es wahr sei, daß der Gouverneur von Nagasaki nach dem

---

<sup>1)</sup> Noch Anfang 1910 geschah ein Harakiri.

Besuch Pellews 1808 Selbstmord verübt habe; Yenoske erklärte, daß nicht nur der Gouverneur sondern auch zwei seiner höheren Beamten und zehn Subalterne dies getan hätten. Nach längerem Beisammensitzen und einem sehr warmen Abschied fuhren die Besucher in ihrem Boote wieder ans Land.

Die Schiffe waren nun klar zur Abreise. Der Southampton, der am 10. Juni von der Vulkanbucht angekommen war, der Mazedonian, der am 11. eintraf, und der Supply nebst dem Mississippi machten das ganze Geschwader aus. Im letzten Augenblick unterzeichnete Kura-Kawa-Kahei noch die Abmachungen über die Aufstellung eines Hafenmeisters und dreier Lotsen, und Abschriften dieses Kontraktes in englischer und holländischer Sprache wurden ausgetauscht. Der Hafenmeister und die drei Lotsen wurden dem Kommodore von den Behörden vorgestellt. Dieser erklärte sich mit der Wahl zufrieden und übergab dem Hafenmeister ein Fernglas mit dem Auftrag, es immer an dem Platze aufzubewahren, von wo er nach Schiffen ausschau, und es gegebenenfalls seinem Nachfolger zu übergeben. Jedem der Lotsen übergab er einen Überrock und zwei amerikanische Flaggen, die auf den Lotsenbooten zu hissen seien, wenn diese sich einem Schiff näherten. Die Felsen, Bojen und Landmarken waren von den Amerikanern mit Signalflaggen versehen worden. Da aber die Japaner dagegen protestierten, weil sie fast ein Besitzrecht implizierten, wurde sofort bewilligt, daß die amerikanischen durch japanische Flaggen zu ersetzen seien.

Am Morgen des 28. Juni 1854 stach das ganze Geschwader in See; da aber der Wind sich nach Süden drehte, mußten der Mazedonian und der Supply wieder vor Anker gehen. Der Kommodore gab ihnen also Befehl, sich an einen geschützten Ort zu begeben, und, sobald Wind und Wetter es erlaubten, womöglich zusammen nach Kelung in Formosa zu segeln, ihrem nächsten Ziel. Es lag kein Grund vor, auf die beiden Schiffe zu warten,

weil ihre Bestimmung eine andere war und jeder Aufenthalt der Dampfer nur eine unnötige Ausgabe an Kohlen bedeutete. — Nachdem die Felseninsel passiert war, kam man in hochgehende See, was einen neuen Beweis dafür liefert, daß sowohl der äußere als auch der innere Hafen von Simoda vollkommen sicher sind. Die Heftigkeit der Wogen wird stark gebrochen durch eine Kette von Felsen, die von der Felseninsel bis ans Kap Idzu geht. „Ich möchte es nicht riskieren,“ sagt der Kommodore, „da durchzufahren. Es ist besser außerhalb der Felseninsel sich zu halten, wo Schiffe weniger von der starken Strömung zu leiden haben, die anscheinend immer nach Osten geht.“

Nachdem wir aus der Bucht von Simoda hinausgefahren waren, erging der Befehl, nach Süden zu steuern. Die Redfieldfelsen sollten nochmals untersucht werden. Als wir uns ihnen näherten, stellte es sich heraus, daß ihre Lage das erstemal sehr genau bestimmt worden war. Von hier aus steuerte man nach dem Nordostende von Ohoshima, das der Kommandeur Glynn<sup>1)</sup> entdeckt haben soll. Bei unserer ersten Fahrt nach Japan war die Westküste von Ohoshima mit den vorliegenden Inseln sorgfältig beobachtet worden. Jetzt sollte die Ostküste möglichst sorgfältig studiert werden; es wurde deshalb am 29. Juni dem Nordpunkt von Ohoshima zugesteuert. Es wurde festgestellt, daß dieser Teil der Insel N 28° W lag und daß die Angaben der Karten folglich falsch waren. Die Dampfer fuhren zwischen Ohoshima und Kikaishima oder Bungalowinsel durch und hielten sich so nahe an der Ostküste der ersteren, daß alle Einzelheiten derselben genau beobachtet werden konnten. Da man am Mittag vorzügliche Breiten- und Längenbestimmungen gemacht hatte, konnte man die Hauptpunkte der Inseln in einer Reihe von Peilungen feststellen. — Vor dem Besuch dieser Gegenden durch das amerikanische Geschwader war eine

---

<sup>1)</sup> 1849.

französische Karte von Monsieur N. Guerin, Schiffskapitän (Paris 1848) der zuverlässigste Führer. Diese Karte ist von den Offizieren unserer Expedition verbessert worden, und obwohl es unzweifelhaft ist, daß noch vieles zu ergänzen und zu berichtigen ist, können wir doch behaupten, daß die Amerikaner viel zur Kenntniss der hydrographischen Verhältnisse dieses Theiles der Welt und speziell des Golfes und der Bucht von Jeddo, die bisher fast unbekannt waren, beigetragen haben.

Nachdem die Meridianbeobachtungen berechnet worden waren, schickte Perry zwei Boote vom Mississippi unter dem Kommando der Leute Maury und Webb nach einer kleinen Bucht der Insel Ohoshima. Die Offiziere fanden bei ihrer Landung nur einen kleinen Weiler und einen Haufen elendgekleideter Eingeborene, die mit Keulen, Steinen und einer alten Luntenflinte bewaffnet die Unseren erwarteten. Trotz ihres kriegerischen Aussehens waren die Leute sehr höflich und gaben uns im Austausch für Brot und Schweinefleisch etwas Gemüse und Geflügel. Es gelang auch, einige Pflanzen zu sammeln; aber wir hatten keine Zeit oder was richtiger ist, keine übrige Kohle, um noch länger zu bleiben. Diese Inseln verdienen übrigens eine genauere Untersuchung und wir hoffen, daß unsere Regierung einige Schiffe zu diesem Zwecke absenden wird.

Die Dampfer wurden nun südwärts gesteuert und während der Nacht westwärts, indem man so weit als die Sicherheit es erlaubte, sich in der Nähe der Inseln zwischen Ohoshima und Liukiu hielt. Am Morgen kam das Nordende von Großliukiu und die Inseln in der Nachbarschaft in Sicht. Als man um ersteres herumfuhr, entdeckte man ein mit gutem Wind nach Norden fahrendes Schiff. Sobald es aber unsere Dampfer sah, drehte es und nahm seinen Kurs nach Süden und Westen. Der Kommodore ließ zwei Alarmschüsse abfeuern als Zeichen, daß das Schiff zu stoppen habe. Es wollte anfangs dem Befehl keine Folge leisten, als unsere Dampfer aber näher-

kamen, drehte es sich wieder und näherte sich uns. Der Flaggleutnant fuhr dann in einem Boot des Mississippi hinüber und erfuhr, daß es ein englisches Schiff war, das von Shanghai nach Hause fuhr. Der Kapitän erklärte, er habe vom Krieg mit Rußland gehört und zuerst geglaubt, er habe mit dem russischen Geschwader zu tun, bis er die amerikanische Flagge gesehen habe.

In einer Entfernung von 10 Meilen von Napha überraschte uns die Nacht, die so dunkel war, daß es unvorsichtig gewesen wäre, in den Hafen einzufahren. Am Morgen verließ der Southampton den Powhattan; er hatte Befehl, direkt nach Hongkong zu fahren. Die beiden anderen Dampfer fuhren in den Hafen von Napha ein, wo sie am 1. Juli Anker warfen.



## 19. Kapitel

### Schluß

Was wir jetzt erzählen wollen, wird am verständlichsten, wenn wir zunächst wiederholen, wohin die verschiedenen Schiffe des Geschwaders geschickt worden waren. Die Saratoga war seit dem 4. April auf dem Heimweg. Der Kapitän der Saratoga, Adams, war von dem Kommodore mit der wichtigen Mission beauftragt worden, eine Abschrift des Vertrags mit Japan nach Hause zu bringen. Der Dampfer Susquehanna war am 24. März, gerade eine Woche vor der Unterzeichnung des Vertrags, sobald man ihn eben entbehren konnte, nach China geschickt worden, wo er sich dem amerikanischen Gesandten, dem Konsul Mr. Mc. Lean zur Verfügung zu stellen hatte. Die Vandalia hatte Befehl bekommen, von Hakodadi nach China zu gehen und zwar durch die Tsugarstraße längs der Westküste von Japan nach Shanghai. Der South-

368

ampton hatte die Vulkanbucht sowie die innerhalb dieser gelegene Endermobucht untersucht und war dann wieder zum Geschwader gestoßen; jetzt war er nach China beordert worden. Der Plymouth war in Shanghai geblieben zum Schutz der amerikanischen Interessen und hatte am zweiten Besuch des Geschwaders in Japan nicht teilgenommen. Der Lexington war im Mai von Simoda nach Liukiu gesandt worden. In Simoda waren also nach dem Besuch in Hakodadi nur folgende 5 Schiffe des Geschwaders versammelt: die Dampfer Mississippi und Powhattan, der Mazedonian, der Southampton und das Vorratsschiff Supply, welches letzteres in Simoda geblieben war während der ganzen Abwesenheit der anderen.

Da die Entdeckung von Kohle eine sehr wichtige Sache war und wir Gründe hatten, nach Formosa zu fahren, schickte der Kommodore den Mazedonian und den Supply dorthin mit Instruktionen — Kapitän Abbot war der Kommandant des Mazedonian — auf seiner Rückfahrt nach China auf den Philippinen Halt zu machen. Was die Dampfer anbetrifft, so führte er sie mit dem Southampton direkt nach Liukiu. Das war der fünfte und letzte Besuch in Napha, von dem wir nun sprechen wollen; über die Formosafahrt des Mazedonian soll weiter unten berichtet werden.

Als das Geschwader vor einigen Monaten von Liukiu absegelte, wurden zwei Maate, Randall und Bierbower, zur Bewachung des Kohlendepots in Tumai zurückgelassen. Jetzt fand der Kommodore bei seiner Rückkehr, daß nicht alles ganz so glatt gegangen war, als er gewünscht hatte. Randall hatte zu klagen und beschwerte sich beim Kommandoleutnant Glasson, als dieser mit dem Lexington im Mai dort ankam. Es waren aber nur Kleinigkeiten; so hatten die Kinder einmal Steine geworfen, die in der Nähe der an der Küste spazierende Amerikaner niederfielen, und ein Schlächter hatte mit einem der Seeleute beim Handel gestritten und ihn mit einer Keule geschlagen. Leutnant Glasson verlangte Ent-

schuldigungen vom Bürgermeister von Napha. Dieser erklärte, daß die Steine nur zufällig beim Spielen in der Nähe der Amerikaner niedergefallen waren und daß keine Absicht bestanden hätte, sie anzugreifen. Der Fall mit dem Schlächter aber sei dadurch hervorgerufen, daß einer der Amerikaner auf dem Markte Fleisch wegnehmen wollte, ohne zu bezahlen. Der Fleischer habe natürlich sein Eigentum verteidigt und sei von dem Matrosen mit dem Messer bedroht worden; es sei eine Schlägerei entstanden, in deren Verlauf der Matrose einen Keulenschlag erhielt. Leutnant Glasson sagte, der Fleischer hätte den Mann einfach anzeigen sollen; er (der Bürgermeister) kenne den Kommodore genügend, um zu wissen, daß der Matrose, wenn anders er im Unrecht war, bestraft und der Fleischer für seinen Verlust reichlich entschädigt worden wäre, daß der letztere aber kein Recht hatte, die Gesetze von Liukiu zu verletzen und zu Gewaltmaßregeln zu greifen. Der Bürgermeister sah dies sofort ein. Doch waren dies Lappalien, und es ist wahrscheinlich, daß auf den Schiffen jedermann dachte, dem Matrosen sei eigentlich Recht geschehen.

Es lag aber noch eine wirklich schwerwiegende Sache vor: die Wahrscheinlichkeit nämlich, daß ein Mann von Glassons Leuten ermordet worden war. Es scheint, daß am 12. Juni ein gewisser Board in Napha tot aufgefunden wurde und dies unter Umständen, die den Verdacht eines Mordes nahe legten. Da der Kommodore noch nicht angekommen war, beauftragte Glasson fünf Offiziere seines Schiffes mit der Untersuchung der Sache. Die Herren kamen, nachdem sie den Leichnam untersucht und Zeugen vernommen hatten, zu dem Schluß, daß der Mann mit Schlägen auf den Kopf betäubt und dann durch Untertauchen im Wasser erstickt worden war. Sie sagten auch, daß die Aussagen der Liukiuer sehr zweideutig und mangelhaft gewesen seien. Bald darauf kam der Kommodore an, worauf Leutnant Glasson sofort seinen Bericht erstattete; er fügte hinzu, er habe eine volle und

370

ehrliche Untersuchung des Falles verlangt, aber bis jetzt keine Genugthuung erhalten.

Der Kommodore kam bei seiner Untersuchung bald zu dem Schluß, daß der Tod des Mannes, obwohl illegal, wahrscheinlich das Resultat einer Vergewaltigung eines Weibes und also nicht unverdient gewesen war; trotzdem beschloß er, im Interesse späterer amerikanischer oder europäischer Besucher der Insel, die Behörden zu zwingen, den Fall genau zu untersuchen und den Mörder zu strafen. Er forderte daher den Regenten oder Superintendenten der Rechtspflege auf, den Fall nach den Landesgesetzen verhandeln zu lassen. — Diesem Verlangen wurde sofort nachgegeben; der Gerichtshof bestand aus 6 höheren Richtern unter der Oberaufsicht des Regenten. — Die Tatsachen schienen folgende zu sein: Am 12. Juni drangen drei Matrosen, unter welchen ein gewisser Board, in ein Privathaus ein und betranken sich mit Saki. Zwei von ihnen schiefen ihren Rausch im Rinnstein aus, der dritte aber, Board, kletterte über eine Mauer und drang in ein anderes Haus ein, wo er eine Frau, namens Mitu, und ihre Nichte, ein junges Mädchen, fand. Er zog sein Messer, bedrohte die Frau und versuchte, sie zu vergewaltigen; sie schrie, bis sie ohnmächtig wurde. Die Schreie brachten einige Eingeborene zur Stelle, und was sie da sahen, zeugte deutlich von der Absicht Boards. Man packte ihn und warf ihn nieder. Er stand auf und floh nach dem Strande zu. Viele Leute waren inzwischen dazugekommen; sie warfen ihm Steine nach, von welchen ihn einige trafen, und nach dem Zeugnis der Eingebornen fiel er in seinem Rausche selbst ins Wasser und ertrank. Ob es sich nun ganz so verhalten hatte, war zweifelhaft. — Auf jeden Fall erklärten die Behörden, es sei vollständig ungesetzlich, Steine zu werfen, Personen damit zu verwunden und sie dadurch ins Wasser fallen zu machen, wo sie ertrinken, und arretierten sechs Personen, darunter den Rädelsführer. Dieser letztere wurde gebunden auf den Mississippi geführt, wo die Behörden

ihn dem Kommodore übergeben wollten, damit dieser ihn nach amerikanischen Gesetzen bestrafe. Der Kommodore lehnte dies selbstverständlich ab und erklärte den Leuten, sei nicht sein Wunsch oder seine Absicht, sich in die Rechtspflege von Liukiu zu mischen; er wünsche nur, ihnen begreiflich zu machen, daß sie ihre Gesetze selbst anwenden müßten, wenn Fremden auf ihrem Boden Unrecht geschehe. Er schickte also den Gefangenen zurück, wofür der Regent dem Kommodore vielen Dank sagen ließ. Das Ende der Sache war, daß der Anführer in der Mordsache auf Lebenszeit, die anderen auf Zeit verbannt wurden. Ob dieses Urteil streng ausgeführt wurde, ist trotz der Versprechungen der Behörden zweifelhaft. — Der Kommodore ließ aber die beiden anderen Matrosen durch ein Kriegsgericht aburteilen. Die ganze Affäre tat ihm natürlich unendlich leid; es war übrigens der einzige ernsthafte Fall während des ganzen Verkehrs der Amerikaner mit den Liukiuern.

Es wird den Leser wohl interessieren, etwas über die Formalitäten eines Liukiuer Prozesses zu erfahren. Der Flaggleutnant Bent und der Dolmetscher Williams waren vom Kommodore beauftragt worden, dem Prozeß beizuwohnen, nachdem die Liukiuer Behörden selbst den Wunsch ausgedrückt hatten, daß von seiten der Amerikaner Zeugen geschickt würden. Den Herren wurden Sitze am Kopfende des Gerichtssaales, dem Regenten gegenüber, angewiesen; zu ihrer Linken saßen drei der Richter und ihnen gegenüber, neben dem Regenten, die drei anderen. Der Angeklagte kniete auf dem Boden außerhalb der Halle, die auf einer Seite offen war. Er wurde ausgefragt, und wenn den Richtern seine Antworten nicht genügend erschienen, wurden ihm die Ellbogen hinter dem Rücken zusammengebunden, und beim geringsten Zögern stießen ihn die Polizisten, die neben ihm standen, mit langen dicken Stöcken in die Rippen. Diese Maßregeln lösten selbstverständlich die Zunge des Mannes, ob er aber die Wahrheit sagte, war sehr fraglich.

Bei jedem Besuche auf der Insel versuchten unsere Herren Offiziere, über Sitten und Gebräuche neue Informationen zu bekommen. Ein Gebrauch gleicht so sehr unseren Neujahrsgratulationen, daß er wert ist, hier beschrieben zu werden. Im Frühjahr, wenn in Liukiu das neue Jahr beginnt (vielleicht ist es auch in Japan so), pflegen die Leute einander den Ausdruck ihrer Wünsche und ihrer Freundschaft entweder ans Haus zu binden oder zuzuschicken. Williams übersetzte mehrere davon, von denen hier einige folgen.

„Lustige Wolken begleiten die aufgehende, glorreiche Sonne; zehntausend Freuden grüßen den kommenden Lenz.“

„Laßt uns alle besingen diese Tage allgemeinen Friedens; freuen wir uns des sich öffnenden Lenzes.“

„Mögen alle Freuden sich drängen in dein glückliches Heim; mögen tausend Glücke sich versammeln an deinem Tor.“

„Möge jedes Tor Glück und Freude haben und jedes Land mit Frieden gesegnet werden.“

„Möge eure Glückseligkeit so breit sein wie die östliche See, euer Leben so dauernd wie die südlichen Berge.“

„Der Pfirsichbaum im Feenland reift, in dreißigmal hundert Jahren möge das Haus an der See gesegnet sein mit neunmal zehn Jahren.“

„Wir hoffen freudig, das kommende Jahr möge bringen glückliche Zeiten, wie die Blühe des Frühjahrs zu glänzen beginnt an diesem (meinem) bescheidenen Tore.“

„Mögen die drei Sterne Friede, Amt und hohes Alter in deine Türe eingehen, und Söhne, Ehren und Reichtum dein Haus segnen.“

„Glück kommt vom Himmel.“

„Wie Wind und Blitz ihre Bahn durch die Welt verfolgen, so kommt der freudvolle Frühling vom Himmel zu uns.“

Während des Prozesses über Boards Tod ließ der Kommodore, der keine Zeit mehr verlieren wollte, mit Hilfe von Leichtern die ganze Kohle von Tumai nach den Schiffen bringen; der Kohlenschuppen selbst wurde wieder in Ordnung gebracht und dem Schutze der eingebornen Behörden anempfohlen.

\* \* \*

Das Geschwader löste sich jetzt auf<sup>1)</sup>. Ein Teil blieb vor Shimoda, das damals, gleich der großen Handelsstadt Osaka, durch ein Seebeben zerstört wurde. Ein Teil ging nach Shanghai, andere Schiffe nach Hongkong.

Der vielseitige und tatkräftige Pfarrer von der Mississippi, Jones, wurde mit der Aufgabe betraut, Kohle auf Formosa zu finden, eine Aufgabe, deren er sich auch mit bestem Erfolg entledigte. Am 23. Juli 1854 ging der Macedonian von Kie-lung in Nordformosa nach Manilla in der Insel „Luconia“<sup>2)</sup>, und kam dabei in einen schrecklichen Taifun, unweit der Stelle, wo früher einmal der Kapitän Boyle mit der Southhampton den Ausbruch eines unterseeischen Kraters erlebt hatte — etwa bei 20° Nord<sup>3)</sup>.

Die Fahrt nach Manilla geschah aus zwei Gründen. Man wollte wegen der Ermordung zweier Amerikaner Untersuchungen anstellen, und wollte ferner Schiffbrüchige in die Heimat befördern. Wegen der Ermordung hatte der Gouverneur Marquis de Novaleches schon die erforderlichen Schritte getan und gab jetzt alle gewünschte Genugtuung. Er versprach nicht minder, sich der verschlagenen Seeleute anzunehmen, die von den Amerikanern aufgefischt worden waren. Es waren dies Südseeinsulaner, die man auf 18° N. und 124 ö. L. in einem zwölf Fuß großen Boote treibend, aufgelesen hatte. In dem chinesischen Hafen Kum-sing-mum machte man einen Versuch, ob nicht jemand auf den vielen Handelsschiffen dort die Sprache der Insulaner verstünde. Schließlich bekam der

---

<sup>1)</sup> Der Schluß, der sich nur wenig noch mit Japan beschäftigt (Seite 374—391), ist im folgenden kurz zusammengefaßt.

<sup>2)</sup> Luzon.

<sup>3)</sup> Also in der Nähe der Baschi-Inseln. Die Beobachtung Boyles ist sehr interessant, da weder auf Formosa noch auf Luzon oder in der Nachbarschaft Vulkane bekannt sind. Allerdings habe ich siedende Schwefelquellen bei Tam-sui gefunden und vermute, daß an der Südostküste vulkanisches Gestein ist. Über die Baschi-Insulaner ist Näheres fast nur aus spanischen Quellen bekannt. Ein Ethnologe sollte einmal die Inseln bereisen. Ihre Sprache weicht offenbar völlig von allen benachbarten ab.

Engländer Jamieson von dem Schiffe Bombay heraus, daß die Leute von Sillibabu waren, einer Insel in der Nähe der Bentinckgruppe (4<sup>o</sup> N., 127 ö. L.) — ein erstaunlicher Beweis für die Leistungsfähigkeit polynesischer Kanus. Dabei waren die Sillibabuer noch nicht einmal sichtlich angegriffen oder ausgehungert gewesen.

Inzwischen waren die kaiserlich chinesischen Truppen, gegen die Tai-ping fechtend, weiter vorgedrungen. Es gab in Shanghai fortwährende Reibereien zwischen ihnen und den dortigen Engländern und Amerikanern. Die Plymouth und der Kapitän Kelly hatten Gelegenheit, ein widerrechtlich angehaltenes amerikanisches Lootsenboot mit Gewalt zu befreien. Es kam zu zwei regelrechten Gefechten zwischen chinesischen Soldaten und den Mannschaften englischer und amerikanischer Schiffe.

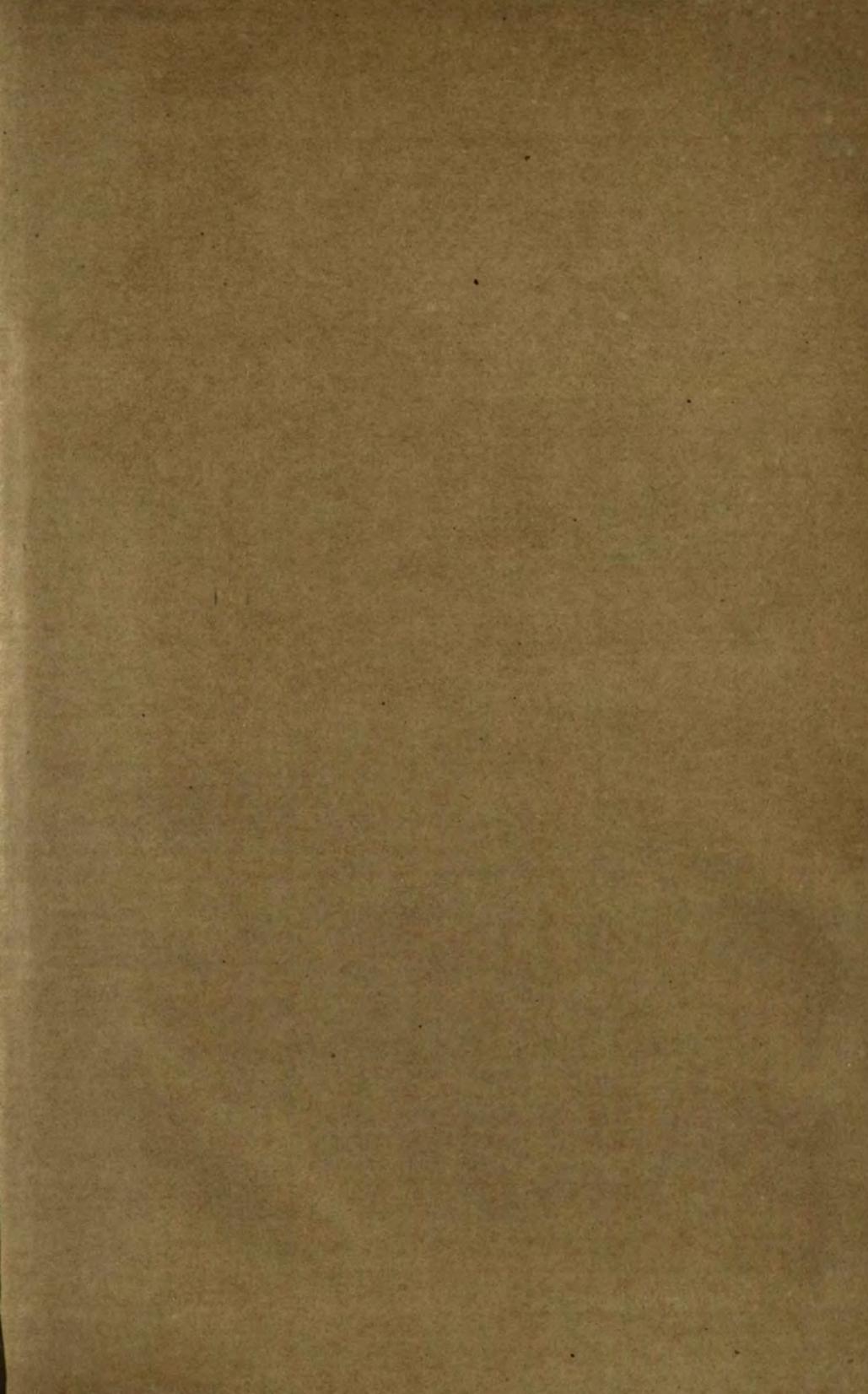
Der Kommodore hatte nun das Werk vollendet, das ihm sein Vaterland übertragen hatte. Er war durch seelische Spannung und lange andauernde Sorgen aufgerieben. Seine Kränklichkeit wurde durch die Aufregung vieler Monate noch vermehrt, seine Schwäche nahm zu. Er sehnte sich nach Ruhe daheim. Auf seine Eingabe um Urlaub fand er günstige Antwort in Hongkong. Er wählte die Überlandroute<sup>1)</sup> und schiffte sich auf dem englischen Dampfer „Hindostan“ ein. Nach einer Abwesenheit von zwei Jahren und zwei Monaten traf er am 12. Januar 1855 in Neuyork ein. An seiner Stelle war der Kapitän Abbot als Befehlshaber des Geschwaders zurückgeblieben. Am 23. April kam das Flaggschiff Mississippi heim. Der Kommodore begab sich an Bord und holte seine Flagge nieder.

---

<sup>1)</sup> Ein auffallender und wenig zweckentsprechender Ausdruck. Offenbar soll das Wort die Reise über England statt einer solchen quer durch den Stillen Ozean bedeuten.











4498